

Basler Stadtbuch



ch

Basler Jahrbuch

1898.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und

Albert Geßler.



Basel
R. Reich Buchhandlung
(vormals C. Detloff)
1898.

Druckerei der Allgem. Schweizer Zeitung.

Vorwort.

Das Jahr 1897 ist für unsere Vaterstadt Basel ein bedeutungsvoller Abschnitt gewesen, bedeutungsvoll nicht durch wichtige politische Ereignisse, wohl aber dadurch, daß von unsern beiden größten Mitbürgern der eine am 8. August durch den Tod abberufen wurde und der andere am 17. Oktober seinen siebzigsten Geburtstag feiern durfte. Kein Wunder also, wenn auch das Jahrbuch in ausführlicher Darstellung seinen Lesern Jakob Burckhardts Leben und Werke schildert, und Arnold Böcklins Schöpfungen, wie sie während fünf Wochen die Kunsthalle schmückten, in sehnsuchtsvolle Erinnerung bringt.

Den politischen Ereignissen sind allerdings diese beiden Männer wenigstens als selbsthandelnd nicht näher getreten, so daß uns die sie betreffenden Abhandlungen nur weniges von dem äußern Leben unserer Vaterstadt und unseres Vaterlandes zu berichten haben. Viel mehr hingegen ist dies der Fall bei der zum großen Teil auf eigenen Aufzeichnungen beruhenden Biographie Georg Kiefers, der an den Kämpfen, welche die Umgestaltung Basels im dritten Vierteil unseres Jahrhunderts herbeigeführt haben, einen lebhaften Anteil genommen und als unternehmungslustiger energischer Kaufmann auch auf die öffentlichen, namentlich die gewerblichen Verhältnisse Basels einen großen Einfluß ausgeübt hat.

Aus jenen Zeiten der Gährung, die der Entstehung der 48er Verfassung vorangingen, berichten uns auch die Briefe des damaligen Stabsoberlieutenant August Alioth aus dem Sonderbundsfeldzug, und auf einen noch größern Schauplatz führen

uns endlich die Aufzeichnungen des Ingenieurs Fritz Stehlin, der als Zögling der Ecole Polytechnique zu Paris einen ebenso lebhaften als ehrenvollen Anteil an der Februarrevolution genommen hat und so Augenzeuge und unparteiischer Berichterstatter der wichtigen Ereignisse geworden ist.

Als poetische Beigabe erscheint ferner eine Anzahl Lieder, die den Freunden unseres Jahrbuches gewiß sehr willkommen sind und gegenüber dem mehr belehrenden und erzählenden Inhalt der vorangehenden Abhandlungen eine recht erfreuliche Abwechslung bilden.

Am Schluß des Ganzen findet sich auch dieses Jahr eine sorgfältig durchgearbeitete Chronik, die alles Wissenswerte aus dem verflossenen Zeitabschnitte in übersichtlicher Weise registriert.

So hoffen denn die Herausgeber auch mit diesem Bande auf einen freundlichen Empfang bei dem Leserkreis des Jahrbuches rechnen zu dürfen, und wenn dieses Mal ausnahmslos die Geschichte des laufenden Jahrhunderts zur Darstellung gekommen ist, so möge zur Rechtfertigung einmal die Thatsache dienen, daß unseres hochverehrten Lehrers Lebensbild auch an dieser Stelle zu entrollen für uns eine eigentliche Ehrensache gewesen ist, und daß ferner die Geschichte der letztvergangenen Periode in der Regel sehr wenig gepflegt wird, so daß Darstellungen, die ihr entnommen sind, allgemein mit großem Wohlwollen pflegen aufgenommen zu werden.

Mit dem aufrichtigsten Dank an unsere Mitarbeiter und an unsern Verleger, der auch diesen Jahrgang mit drei Illustrationen ausgestattet hat, übergeben wir das Buch unsern verehrlichen Freunden und Gönnern und wünschen denselben allen ein sonderbar glückhaftes neues Jahr.

Basel, im Dezember 1897.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Jakob Burckhardt.

Am 8. August 1897, einem Sonntag, ist in Basel um die vierte Nachmittagsstunde Professor Jakob Burckhardt in der Stille seiner Gelehrtenstube auf dem Lehnstuhl sanft verschieden. Ein schweres Herzleiden hatte in den letzten Jahren dem von hohem Alter und unermeßlicher Geistesarbeit ermüdeten Körper zeitweise hart zugesetzt. Als ein Weiser sah Burckhardt dem Tode ruhig entgegen. Sein Geist war bis ans Ende hell und licht geblieben.

Dem damaligen Obersthelfer, nachmaligen Antistes Jakob Burckhardt und der Susanna geb. Schorndorff wurde am 25. Mai 1818 ein Sohn Jakob Christoph geboren. Neben mehreren Geschwistern wuchs er auf. Den erst zwölfjährigen Knaben traf das schwere Unglück, die geliebte Mutter durch den Tod zu verlieren; für sein fein veranlagtes Gemüt war es ein furchtbarer Schlag, den er zeitlebens nicht völlig verwunden hat: in seiner kurzen lateinischen Biographie im Anhang zur Doktordissertation, wie in seinen Lebensnotizen, die bei der Leichenfeier am 10. August zur Verlesung gelangten, gedenkt er mit pietätvollem Schmerze der Mutter; dem jugendlichen Geist hatte sich die erschütternde Gewißheit der Hinfälligkeit und Unsicherheit alles Irdischen enthüllt; dieses erste große Leid bestimmte, nach Burckhardts eigenen Worten, seine Auffassung der Dinge. Das Leben im Elternhaus war im übrigen ein frohes

und geistig anregendes. Wahrscheinlich als ein Erbe der Mutter hat Burckhardt seine von Natur zur Heiterkeit angelegte Gemütsart bezeichnet; der Vater war ein Mann von vielseitigen geistigen Interessen; er hat durch seine Schrift über „Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birseck" (1855) den gründlichen historischen Forscher bewiesen, auch unter den Vortragenden der Historischen Gesellschaft finden wir ihn; ein reger Sinn für Altertümer und Kunstgegenstände aller Art lebte in ihm und ließ ihn selbst zum Sammler werden; seinem Wesen nach wird er als ein Mann von festem Willen, gewandten Formen und großem Ordnungssinn geschildert. An Anregungen aller Art fehlte es somit dem begabten Knaben keineswegs. In frühen Jahren schon muß die Liebe zur Kunst in ihm geweckt worden sein. Er übte bereits in jugendlichem Alter seine Zeichenkunst in dem ehrwürdigen Münster, und kein Ornament und kein Detail soll dabei seinem scharfen Auge und seinem fleißigen Stifte entgangen sein. Bei nahen Verwandten des Verstorbenen hat sich noch ein Puppentheater erhalten, zu dem der junge Burckhardt verschiedene Coulissen — gotische Kircheninterieurs mit Altären und Inschriften, Burgen, einen italienisch stilisierten Park — gemalt hat; auf einer dieser recht hübsch gedachten Coulissen hat der jugendliche Maler, offenbar nicht ohne einen gewissen Stolz, sein fecit angebracht. Dem Gymnasium, das Burckhardt absolvierte, hat er selbst nach zwei Seiten hin Lob gespendet: man mußte sich nicht überarbeiten, weßhalb man auch keinen Haß gegen das Lernen faßte, und sodann legte der Unterricht eine solide Basis für die Kenntnis der antiken Sprachen, ein Gewinn fürs ganze Leben. Des damaligen Rektors Rud. Burckhardt hat er noch speziell mit dankbarem Sinne gedacht.

Mit 18 Jahren, 1836, wurde Burckhardt mit dem Reifezeugnis zum Universitätsstudium entlassen und von dem damaligen Rektor Prof. Brömmel in die Zahl der akademischen Bürger der

Basler Hochschule aufgenommen. Zunächst folgte aber ein neunmonatlicher Aufenthalt in Neuenburg, dem Burckhardt seine sichere Beherrschung und Kenntnis der französischen Sprache und Litteratur verdankte.

Nach Basel zurückgekehrt, Frühling 1837, wandte er sich im Sommersemester, dem Wunsche des Vaters entsprechend, dem theologischen Studium zu, dem er während vier Semester unter Lehrern wie De Wette, Hagenbach, Stähelin, Müller, Beck, Preiswerk oblag; daneben vernachlässigte er aber auch die Vorlesungen der Professoren der philosophischen Fakultät, eines Wilh. Vischer Vater, Brömmel, Gerlach, Wilh. Wackernagel, keineswegs. Bald neigte sich seine Vorliebe ausschließlich dem Studienkreise dieser Fakultät zu, und als er im Herbst 1839 Basel verließ, um in Deutschland weiter zu studieren, da hatte er bereits, mit der Einwilligung seines Vaters, der Theologie Valet gesagt und sich der Geschichte zugewandt; sein fünftes Basler Semester war schon dem historischen Studium gewidmet gewesen. So berichtet Burckhardt in seiner Autobiographie aus den letzten Jahren; in seiner lateinischen Vita von 1843 dagegen schreibt er: Als ich mich 1839 nach Deutschland wenden sollte, beschloß ich, die Theologie zu verlassen und mich auf die Geschichtsforschung zu verlegen. Und daß der junge Burckhardt doch bei seinem Weggang aus Basel noch nicht so völlig von der Gottesgelahrtheit sich abgewandt hatte, dürfte der Umstand beweisen, daß er, wie uns erzählt wird, am Bettag des Jahres 1839 früherer Sitte gemäß auf der Münsterkanzel vor Beginn des Gottesdienstes Bibelstellen vorlas. Es war das erste und letzte Mal, daß Burckhardt auf einer Kanzel gestanden hat. Ferner geht aus dem von Burckhardts Hand erhaltenen Verzeichnis der von ihm gehörten Vorlesungen hervor, daß er in dem genannten Sommersemester 1839 neben deutscher und römischer Geschichte und dem Agamemnon des Aeschylus noch belegt hatte: Jesaias, erster Teil,

Einleitung ins Neue Testament, ein patristisches Kränzchen und hebräische Scripta.

Vom Januar 1838 bis September 1839 hatte Burckhardt als fröhlicher Student dem Zofingerverein angehört. Mit Auszeichnung wird im Protokoll des Vereins ein freier Vortrag Burckhardts vom Mai 1839 erwähnt, worin er eine historisch-ethnographische Beschreibung des Kantons Tessin mit besonderer Betonung der kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten entwarf; ferner sprach er am 28. August desselben Jahres, an Goethes Geburtstag, über das Verhältnis Goethes zur Schweiz.

In diese Basler Studienjahre fällt seine erste Reise über den Gotthard nach Italien. Der Gedanke an das süße Land jenseits der Alpen scheint den Jüngling schon früh erfüllt zu haben. Eine Anekdote, die diese Sehnsucht hübsch illustriert, mag hier erzählt werden. Eine Schwester Burckhardts fand eines Tages in dessen Studierzimmer einen Zettel, auf dem die Bibelstelle Apostelgeschichte 19, 21 verzeichnet stand; begierig zu wissen, wie denn diese Stelle laute, schlug sie in der Schrift nach und fand den Ausspruch des Apostels Paulus: „Nach dem, wenn ich daselbst gewesen bin, muß ich auch Rom sehen.“ Freilich, jener erste Ausflug ultra montes verlief problematisch genug. Es war am 29. Juli 1837, als fünf Basler Studiosi in Andermatt über den weitern Verlauf ihrer Fußreise berieten; sie dachten an Furka und Grimsel. Da erhob auf einmal der eine der Kameraden seine Stimme und sprach: „Ich hätte euch was vorzubringen, ihr dürft mich aber nicht unterbrechen. Seht (fuhr er fort, den Finger auf der Karte), seht welch' kleine Strecke es noch bis nach Italien ist, nach Italien, wo die Citronen blühn, nach Italien, nach dem ihr euch alle so sehnt. Laßt das Oberland fahren, faßt einen raschen Entschluß! Dann zeigte er auf der Karte einen Plan, der wenig über die Schweiz hinaus ging, aber es war doch Italien. Einen Augenblick

herrschte Schweigen, einige Bedenklichkeiten Heinrichs aber wurden beseitigt, dann brachen wir in lauten Jubel aus: dahin laßt uns ihr Freunde ziehn!" Der den Vorschlag gemacht hatte, war kein anderer als der jugendliche Jakob Burckhardt gewesen; seine Begleiter aber, von denen Einer freilich seine Kameraden bei ihrer Entdeckungsfahrt im Stiche ließ, waren Alois Biedermann, der spätere bekannte Theologe, Joh. Christ. Riggenbach, ebenfalls nachher Theologieprofessor und Schwager Prof. Biedermanns, Theodor Meyer (-Merian), der treffliche künftige Spitalmeister und gemütvolle Poet, und Jakob Oeri, der in diesem Jahre hochbetagt als Pfarrer in Lausen verstorbene Vetter und späterhin auch Schwager Burckhardts. Die Reise jenseits der Alpen nahm ihren Anfang, obschon nur der junge Burckhardt und dieser nicht allzugut sich auf italienisch verständlich machen konnte. Bellinzona wurde erreicht, von hier bei Regen Locarno, der Madonna del Sasso ward ein Besuch abgestattet, dann gings über Ascona nach Brissago. Hier wurde ein Schifflein bestiegen, um nach Luino hinüber zu gelangen; von dort bestand die Absicht, nach Lugano den Weg einzuschlagen. Allein mit Einem Faktor hatten die jungen Reisenden zu rechnen vergessen, mit den lombardischen Grenzwächtern. „Signori, i vostri passaporti" lautete der erste Willkomm, und als sie sich über diese wichtigen Papiere nicht ausweisen konnten, wurde ihnen bedeutet, daß sie in kurzer Frist auf demselben Weg, auf dem sie gekommen waren, zurückkehren möchten. Die Rückfahrt wurde angetreten, allein ein heftiger Sturm zwang die Schiffer nördlich von Luino bei Macagno, wiederum auf italienischem Boden, zu landen. Die vier Wanderer beschlossen nun, frisch weiter zu marschieren, Magadino zu; allein bevor sie die Schweizergrenze erreichten, hatten sie den Grenzort Zenna zu passieren. Und der wurde ihnen wieder verhängnisvoll. Der Ricettore erklärte, seine Pflicht thun zu müssen, und entschied dahin, die vier jungen Männer müßten am folgenden Tage nach

Macagno zurück, wo dann der dortige Commissario das weitere verfügen werde. So kam denn der Dienstag 1. August heran, dessen Verlauf wir aus einer Schilderung Burckhardts selbst kennen lernen. Sie hebt an mit dem bezeichnenden Versepaar:

Paßgeschichten, schlechtes Wasser, Wanzen in den Betten, ja —
Niemand weiß, wie schön Italien, der nicht all den Jammer sah.

Frühmorgens wurde in Begleitung eines Gardisten der Rückweg nach Macagno angetreten. „Der Morgen war prächtig; blendend von der Sonne beschienen lag das weiße Canobio uns gegenüber, und dahinter öffnete sich ein schönes Thal, von der Schneekette des Monte Rosa begrenzt. — Weiter am See hinauf sahen wir noch die Gegend von Brissago und Ascona mit ihrer Fülle von Kirchen und Klöstern, mit ihren malerischen, von Reblauben ganz bedeckten Dörfern hoch über dem See. Auch der Weg, den wir eben gingen, war überaus herrlich; bald beschatteten uns Reben, bald majestätische Kastanien, und tief zu unsern Füßen kräuselte sich der schöne dunkelblaue Lago maggiore. Am herrlichsten stellt sich die Gegend dar auf dem Felsen, wo der Weg gegen Macagno sich umbeugt; wir blieben daselbst stehen, bis der Gardist nachgekommen war, und fragten ihn dann dies und das, und er zeigte uns die borromäischen Inseln, die wir wie die Eilande der Seligen in weiter Ferne aus dem See steigen sahen, und dahinter erhoben sich schöne herrliche Berge, wie man sie auf den alten italienischen Madonnenbildern im Hintergrund zu sehen pflegt. Wir stiegen den Fels hinab und gelangten durch einen Rebgang zum Haus des Commissario.

„Man führte uns in eine Art von Halle, durch deren offene Bogen herrliche Trauben hereinhingen. Da stand nun der Commissario, ein ältlicher großer Herr, der uns lebhaft an Eßlair als Vater in Ifflands Jägern erinnerte; ja er hatte selbst etwas von Goethe. Der Gardist übergab ihm das Schreiben des Ricettore,

unsere Wenigkeit betreffend, und er las es langsam durch, vermutlich, um sich unserer Identität zu versichern. Darauf fragte er uns, wie in aller Welt es uns habe einfallen können, ohne Paß den österreichischen Boden zu betreten? — Statt ihm zu antworten, fragte ich ihn wieder, ob er französisch oder deutsch könne? Er sagte: „Nein" und lächelte. Darauf setzte ich ihm, so gut ich konnte, alle unsere Abenteuer, die Fahrt nach Luino, unsere Aussetzung in Macagno u. s. w. auseinander. Er antwortete mit einem tiefen Seufzer: Giovenil imprudenza! und diese Worte klangen, als erinnerte er sich lustiger Studentenjahre und einer heiteren Jugend, wo dergleichen Thorheiten ihm vielleicht auch nicht fremd sein mochten. Darauf fuhr er fort: Senza testa! senza testa! und das sagte er wohl fünfmal. Ich bemerkte ihm, er habe eigentlich recht: ich könne es nicht leugnen, und seine Amtsfalten verklärten sich zu einem Lachen, das er nicht mehr bergen konnte. Lascerovi andare, sagte er und ging in ein Nebenzimmer, wo seine Schreiber an einem langen Tische saßen. Einen Augenblick darauf kam er wieder und gab uns den Laufpaß, welcher dahin lautete, daß wir wegen gänzlichen Mangels aller nötigen Papiere den nächsten Weg und sobald als möglich über die Grenze geschafft werden sollten. Doch erlaubte er uns noch, in Macagno für eine halbe Stunde einzukehren; auch sagte er mir zu meiner nicht geringen Freude und Verwunderung, daß wir dem Gardisten nichts zu zahlen hätten. Nun schieden wir mit vielen Ringrazios von dem guten alten Herrn. In dem Wirtshaus gegenüber fanden wir die Wirtin in der Küche, die gewöhnlich in einer italienischen Osteria zugleich Vorzimmer und Hausflur ist. Die gute Alte fing eben ihrem Töchterlein gewisse Tierlein; neben ihr lagen von den köstlichen kleinen Ziegenkäsen, eine Spezies, die man bei uns gar nicht kennt. Die Operation, womit die Locandiera eben beschäftigt war, hinderte uns indes nicht, von den Käsen zu verlangen,

und wir verzehrten sie mit großem Appetit zu einer Pinta Wein. Daß auf des Commissario Gesundheit getrunken wurde, versteht sich wohl von selbst. Aber die halbe Stunde war längst abgelaufen, und wir mußten fort. Auf dem Felsen über dem Dorf zeigte sich uns die Gegend in der schon sehr vorgerückten Morgenbeleuchtung paradiesischer als je, und trotz der allgemeinen Freude über die wiedererlangte Freiheit seufzte ich doch tief auf: Addio Italia!"

Mit Hilfe des Laufpasses wurde die Grenze endlich glücklich überschritten, Magadino erreicht, und Abends um 6 Uhr trafen die Italienfahrer in Bellinzona wieder ein. „Nachdem wir uns ein wenig erquickt, gingen wir noch in der Stadt herum; das Gewühl und Geschrei auf den Straßen behagte uns recht sehr und wir fühlten uns das letzte Mal in Italien noch recht wohl. Nach dem Nachtessen standen wir noch ein wenig auf dem Balkon und schauten in die dunkle, aber immer noch durch Gesang belebte Gasse hinab; ich aber befestigte in meinem Herzen den Entschluß, mit nächster Gelegenheit weiter in das schöne Italien hineinzudringen."

Von unterrichteter Seite ist in der Schweizer Alpen-Zeitung vom 15. September 1885 mitgeteilt worden, daß die jugendlichen Reisenden in Basel ihrem Lehrer Wilhelm Wackernagel die Schilderung dieser abenteuerreichen Welschlandfahrt vorlegten, um sich durch deren Veröffentlichung ein kleines Honorar zu verdienen. Nach anfänglichen Bedenken des über dieses Vorhaben verwunderten Lehrers wurde das Angebot schließlich doch angenommen, und der 4. Jahrgang des in Basel damals erscheinenden „Wanderers in der Schweiz" brachte in Nr. 29 des Jahres 1838 den Anfang dieser Schilderung unter dem Titel „Fünf Tage jenseits der Alpen;" der Aufsatz zieht sich durch eine Reihe von Nummern hin und ist von den verschiedenen Reisegefährten abwechselnd verfaßt worden. Die Partie vom 1. August rührt, wie schon erwähnt,

von Jakob Burckhardt her. Es hat sich auch noch aus dem Jahr 1837 eine kleine Zeichnung Burckhardts erhalten, welche die Casa del Commissario in Macagno, das hallenartige Gemach mit den offenen rebenbewachsenen Bogen, wiedergiebt.

Der Entschluß, bei nächster Gelegenheit weiter nach Italien einzudringen, gedieh schon im Jahr nach dem ersten Versuch zur Reife. Und diesmal ging die Reise tief hinein ins gelobte Land: Mailand, Genua, Livorno, Pisa, Florenz wurden besucht, und manches landschaftlich oder künstlerisch besonders Bemerkenswerte und Eindrucksvolle ward dem Skizzenbuch anvertraut: der phantastische Dom von Mailand, der stille Wiesenplan in Pisa, auf dem Dom, Baptisterium und schiefer Turm so prachtvoll bei einander stehen, der herrliche Blick auf Florenz etwa von San Miniato aus. Ein überaus scharfes und für die Formenwelt in Natur und Kunst trefflich geschultes Auge hat hier mit bemerkenswerter Gewandtheit — auch der Vater Burckhardts hatte schön gezeichnet — den Stift geführt. — Wie sehr die Sehnsucht nach Italien den jungen Burckhardt erfüllte, mag übrigens noch ein Gedicht beweisen, das 1839 in der „Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz“ unter dem Titel „Elegie“ erschienen ist und gleichsam den poetischen Niederschlag der beiden ersten Italienfahrten bildet. Es lautet:

Elegie.

Nichts ist schöner, fürwahr, als jetzt in trauter Umarmung
Hier im warmen Gemach sich zu ergehn in Geschwätz,
Wenn aufwirbelnd der Schnee und niederfallend zugleich sich
Mengt in grauem Gemisch, deckend die Dächer umher;
Wenn, vom Fenster vergnüglich zu sehn, im Garten die Katze
Drückt in den schwellenden Schnee leise die Pfoten hinein,
Ob ein Vögelein noch, ein verspätetes wohl sie erhasche;
Denn Nachlese des Jahrs hält nun das pfiffige Tier.
Wohl geziemet auch uns, Nachlese zu halten, und wahrlich,
Besser behagt sie mir oft selbst als das prangende Mahl.

Denn nicht faßt es der Mensch, so viel des Guten auf einmal
Froh zu genießen und doch jedes zu würdigen recht.
Drum hat gütig ein Gott des Sommers lustigen Monden,
Wie dem Tage die Nacht, heimlichen Winter gesellt,
Daß mit fröhlichem Ernst der Mensch hinschau' in die Zukunft,
Und mit freudigem Dank auf das Vergangne zurück,
Daß er wiederum liebe des heiligen Herdes Penaten,
Wenn in Winter und Sturm schützend das Haus ihn empfängt.
Sei uns festlich gegrüßt, du heimliche Stunde der Dämmrung!
Komm vom Schranke herab, Lampe, du heiliges Licht!
Wahrlich, du leuchtest am schönsten uns vor, wenn selig wir nochmals
Wandeln in lieblichem Traum durchs labyrintische Jahr. —
Aber wie hoch am Fenster der Schnee sich thürmet! wie mag's jetzt
Wohl in den Bergen stehn? Freunde, entsinnt ihr euch noch,
Wie wir, es sind vier Monate kaum, erstiegen den Gotthard,
Und mit ewigem Schnee kühlten den lechzenden Mund?
Grau war er wohl, mit Erde vermischt; jetzt fänden wir bessern
Draußen im Garten, und doch mundete jener mir gut;
Denn Italien liegt an des Bergs jenseitigem Abhang —
O wie rufet das Wort laut an das bebende Herz!
Dürft' ich! ... Nicht die Lawinen und nicht die entsetzliche Brücke
Würden mich schrecken, es ruft jenes allmächtige Wort.
Flüchtige Ruh' nur gönnten wir uns im ärmlichen Dorfe
Jenes verödeten Thals, eilten dann weiter im Schnee,
Sähn dann glänzen im Schein des Monds den schaurigen Fieudo,
Hörten fernes Geläut leise die Wüste durchziehn;
Dann um die Mitte der Nacht in der kleinen Kapelle des Klosters
Sprächen ein leises Gebet wir vor dem ewigen Licht,
Stiegen hinunter darauf ins verheißene Land, und im Festschritt
Messend den heiligen Weg, zögen von Stadt wir zu Stadt. —
Fern winkt Rom; schon steigt aus dem nebligen Duft der Campagna
Auf ein riesiger Bau über die Stadt und die Welt.
Ja, dort werden wir wohnen, von stillen Gärten umgeben,
Dort in laulicher Nacht denken an Gott und das Glück;
Draußen indes liebkost mit dem Platanos flüsternd die Pinie,
Und bald steiget hinauf vom Capitole der Mond ...
Aber was giebt's? die Lampe beginnt dämonisch zu rauchen!
Quälet dich Eifersucht, nordisches Lämpchen? o sprich!
Ja, dich schmerzet, gesteh's, das Lob des italischen Vollmonds;
Ach, auch mich, deinen Herrn, schmerzt und beglückt es zugleich!

Nicht nur den jungen sinnigen Poeten lernen wir aber aus diesen Jahren kennen, sondern auch den fleißigen und selbständig im Bestand der kirchlichen Monumentalbauten unsres Landes sich umschauenden Kunstfreund. Im zweiten und dritten Jahrgang der seit 1836 in Zürich von dem Lehrer der Baukunst an der dortigen Universität, Baumeister C. F. von Ehrenberg, herausgegebenen „Zeitschrift für das gesamte Bauwesen" hat „Herr Jac. Burckhardt in Basel" in der Zeit von Anfang 1838 bis Herbst 1838 „Bemerkungen über schweizerische Kathedralen" veröffentlicht. Gleich zu Beginn dieser in vier Nummern erschienenen wenig umfangreichen Aufsätze, die sich auf Genf, Lausanne, Basel und Zürich beziehen, motiviert er seine Arbeit: „Es geht dem Schweizer, wie es wohl den meisten andern Völkern auch gehen mag: er bewundert die Herrlichkeiten des Auslandes, und von denen seiner Heimat weiß er kaum Auskunft zu geben. So ist besonders einigen schweizerischen Kathedralen selten das Lob zu teil geworden, das ihre Schönheit verdient, teils wegen der Eifersucht der Ausländer, teils wegen der angebornen Gleichgiltigkeit derer, die im Lande wohnen. Und diese sind einigermaßen zu entschuldigen, denn besonders die Anerkennung der mittelalterlichen Baukunst ist noch nicht so alt und noch nicht so allgemein verbreitet, wie sich's Manche wohl vorstellen." Gleich in der ersten Anmerkung setzt dann Burckhardt klar und richtig auseinander, daß über die Chronologie eines Baues der Bau selbst Rede und Antwort zu geben hat; die Jahreszahlen der Annalisten haben für uns nur dann einen Wert, wenn sie mit den aus dem Gebäude selber gewonnenen Resultaten übereinstimmen. Nach diesem kritischen Grundsatz handelt er. — Bei der Genfer Kathedrale hebt er zunächst die Hauptfassade aus dem vorigen Jahrhundert als einen disharmonischen Bestandteil hervor, jedoch nicht ohne diesem „griechischen Frontispice" das Prädikat wunderschön zu geben, „indem es der Baumeister Alfieri (ein naher

Verwandter des gleichnamigen Dichters) getreu dem von Agrippa's Pantheon nachgebildet hat." Am Innern von St. Pierre rühmt Burckhardt die Großartigkeit der Verhältnisse, den ganzen Bau weist er der Uebergangsperiode zu; daß in ihrem Baucharakter die Kathedrale in die Kategorie der französisch-gotischen Kirchen einzureihen ist, hebt er nachdrücklich hervor; auch die Türme sind, „wie die meisten französischen und englischen Kirchtürme, auf platte Dächer berechnet." „Wer nun einzig das reine Deutschgotisch als schön erkennt, der wird hier spitze, himmelhohe Türme samt der Verwandlung aus dem Viereck ins Achteck u. s. w. schmerzlich vermissen, aber diese Uebergangsbauart hat auch etwas vor dem Gotischen voraus, wenn sie ihm auch in andern Dingen weit nachsteht, und man kann sich in derselben stumpfe Türme sehr wohl gefallen lassen, da ihre Verhältnisse noch lange nicht so hinaufstrebend sind, wie die der reinen und ausgebildeten gotischen Bauart; in dieser allerdings erscheint uns alles Stumpfe und Horizontale widrig."

Aus Burckhardts Beschreibung der Lausanner Kathedrale mag ebenfalls eine Stelle in Bezug auf Türme hervorgehoben sein; sie bezieht sich auf die Verwandlung des Vierecks ins Achteck, die der Verfasser als „das eigentliche Prinzip der deutschen Türme in der Blütezeit des Mittelalters" bezeichnet. In der Anmerkung zu dieser Stelle findet sich der Hinweis auf „den majestätischen Turm des Münsters zu Freiburg i. B., eines der wenigen Gebäude, die man ganz vollkommen nennen darf." Dieser Begeisterung für den Freiburger Turm ist Burckhardt zeitlebens treu geblieben. Wie Freiburg, so kannte der junge Kunstforscher damals auch schon das Straßburger Münster; eine Stelle in dem Aufsatz über die Genfer Kathedrale beweist dies. Wie in jenen Jahren solche Kunstreisen zu Fuß in Freundesbegleitung unternommen wurden, manchmal sogar mit Zuhilfenahme von Nachtmärschen, pflegte Burckhardt

später nicht ohne Genugthuung über diese heroische Besiegung aller Strapazen zu erzählen. Bemerkenswert in dem Lausanner Aufsatz mag auch das Vermögen Burckhardts erscheinen, sich aus Unfertigem oder halb zu Grunde Gegangenem die Wirkung eines Ganzen, den Gesamtbaueindruck zu rekonstruieren. So kann er von dem damaligen Aeußern der Kathedrale von Lausanne als von einem „äußerst grandiosen Ganzen" sprechen. Einen hübschen Ausfall leistet sich der begeisterte Kunstjünger in einer Anmerkung: „In Freiburg i. B. besteht eine Verschönerungskommission des Münsters, und dort war freilich hohe Aufforderung dazu vorhanden; aber auch in unserm Vaterlande ist hie und da das Bedürfnis einer solchen Kommission noch viel dringender, und statt dessen hat man an manchen Orten Entstellungskommissionen." Die Lausanner Kathedrale steht für Burckhardt im ersten Range unter den schweizerischen Kirchen; und dann noch Eins: „als besonderer Vorzug dieser Kirche gilt endlich mit Recht die herrliche Lage und Aussicht vom Turme herab, die allein schon der Reise wert ist. Man frage Jeden, der den Genfersee gesehen."

Zwei Aufsätze hat der junge Basler dem schönsten Baudenkmal seiner Vaterstadt, dem Münster und seinem Kreuzgang gewidmet; beide sind von einer Anzahl von Tafeln begleitet, deren sorgfältig und sauber gezeichnete Aufnahmen meist dekorative Einzelheiten aus dem Chor bringen. Heute, da wir die treffliche Münster-Baugeschichte von Dr. K. Stehlin besitzen, kommt diesen Arbeiten so gut als der anonymen „Beschreibung der Münsterkirche" von 1842,*) ebenfalls einer Arbeit Jakob Burckhardts, selbstverständlich kein wesentlich anderer Wert zu, als daß sie ein Glied in der Erkenntnis der baulichen Entwicklung des Münsters darstellen. Und nun finden sich im Verzeichnis der Litteratur zur Baugeschichte des

*) Ueber diese Schrift siehe später.

Münsters (Münsterbuch S. 289) Burckhardts Aufsätze neben der Sarasin'schen Schrift als die ersten Arbeiten dieses Jahrhunderts über das Münster erwähnt. Sarasins Untersuchungen erschienen im ersten Bande der Beiträge zur Geschichte Basels 1839, Burckhardts Aufsätze finden sich im dritten Band der genannten Bauzeitschrift von 1839, sind aber beide schon in Heften des Jahres 1838 zur Publikation gelangt; von einer Benützung der Sarasin'schen Arbeit war somit keine Rede; es galt ein völlig selbständiges Studium: der zwanzigjährige Jakob Burckhardt eröffnet mit seinen anspruchslosen „Bemerkungen" die Reihe der schönen Forschungen über unser Münster. Das ist an sich schon ein Verdienst. Sein Schlußurteil über die Kirche mag hier stehen: „Obwohl das Münster von Basel trotz eines störenden Lettners, eines abscheulichen Stuhlwerks und tausend andrer Entstellungen, doch wegen der Breite des Schiffes und wegen der großartigen Anlage des Chores, das durch seinen luftigen, lichten Bau vor vielen berühmten Deutschlands einen Vorzug hat, nicht wenig imponiert, so sind doch eher die Einzelnheiten als das Ganze zum Studium zu empfehlen. Und schöne Einzelnheiten sind hier reichlich vorhanden: die Ornamente des Chores und der Gruft unter demselben, das schöne Grabmal der Kaiserin Anna aus der besten gotischen Zeit, endlich der Kreuzgang dürfen Anspruch machen auf die Anerkennung jedes Auges, das schöne Formen liebt."

Im Aufsatz über den Kreuzgang ist der Versuch Burckhardts bemerkenswert, eine kunsthistorische Uebersicht über das Anbringen von Galerien an Mauern als Einleitung zu geben. Aegypter, Juden, Araber, Griechen, Römer passieren da Revue; dann kommt er auf die christliche Periode zu sprechen, auf Italien, wo der Camposanto von Pisa, ein bloßer Begräbnisplatz mit Kreuzgängen, als eine der großartigsten Schöpfungen der italienischen Baukunst gepriesen wird. Burckhardt konnte hier aus Autopsie sprechen.

Als Beispiel eines gotischen Kreuzganges, des „schönsten und größten der Schweiz," wird dann der am Basler Münster eingehend beschrieben. Auch hier können wir das Einzelne auf sich beruhen lassen; dagegen darf der Schlußpassus ein allgemeineres Interesse beanspruchen. „Damit der Genuß (des Kreuzgangs) ungetrübt wäre, müßte noch gar manches Störende entfernt werden. Namentlich rechne ich hieher die häßlichen Holzgitter, die sich an allen Fensteröffnungen hinziehen und wenigstens das halbe Licht wegnehmen; die plumpen hölzernen Thüren des Kirchhofs der Kinder, ferner eine Menge von Epitaphien, die man kaum anders als unschön nennen kann, und die zu allem Uebel noch sehr unordentlich an den Mauern zerstreut sind; endlich eine bedeutende Unreinlichkeit, der vor allem dadurch zu steuern wäre, daß die untere Sakristei nicht mehr als Sandmagazin und als Kalkgrube benutzt würde, denn dazu wären gewiß noch sonst Lokalitäten genug vorhanden. — Was die Epitaphien betrifft, so ist an andern Orten ein gewiß nachahmenswerter Gebrauch in Uebung; die Behörde entscheidet nämlich, ob ein Grabmal dürfe gesetzt werden oder nicht, und wenn sie es bei solchen Personen gestattet, die sich weiter durch nichts ausgezeichnet haben, so thut sie es bloß unter der Bedingung, daß ein wahres Kunstwerk aufgestellt werde. Man betrachte die ältern Grabmäler des Kreuzganges, kaum wird sich ein Name finden, der nicht in der Geschichte der Stadt Basel mehr oder minder wichtig gewesen, und damals war es noch eine Ehre ein Grabmal zu erhalten. Jetzt, wo bald Jedermann ein Grabmal zu erhalten wünscht, werden die Kirchhöfe damit überladen; aber die Leute, welche den Toten gekannt, sterben nach und nach aus; bald weiß selbst die Familie höchstens den Namen des Vorfahren, dessen Denkmal im Kreuzgang steht; endlich verschwindet jede Kunde von dem Toten, ein neuer Stein verlangt Platz zu finden, und der alte wird irgendwo als taugliche Platte eingemauert." Mit diesen

Sätzen hat der junge Burckhardt gewiß seinem Vater, dem Münsterpfarrer, eine herzliche Freude bereitet.

Der vierte Aufsatz ist dem Großmünster in Zürich gewidmet; nicht ohne Spott meint sein Verfasser, „daß dieses Gebäude neben den Hauptkirchen von Lausanne, Basel, St. Gallen, Schaffhausen 2c. eher Kleinmünster als Großmünster heißen dürfte." Nochmals kommt er hier eingehend auf die Türme und ihre Bedeutung in der mittelalterlichen Baukunst zu sprechen: „Bei etwas spätern byzantinischen [nach damaligem Sprachgebrauch für romanischen] Kirchen wurden die Türme sehr bald Hauptsache, ein Mißbrauch (ich will das Wort wagen), der sich dann im gotischen Stil aufs Glorreichste entfaltet und dem wir alle jene herrlichen Pyramiden des Mittelalters verdanken." Er weist dann darauf hin, auf welche mühsame Weise z. B. am Straßburger Münster „der unsterbliche Erwin von Steinbach die Kirche an das Turmgebäude angelötet hat," fügt aber bei: „es ist sein Fehler nicht, sondern der seines Landes und Jahrhunderts." Eine Ausnahme giebt es nun aber doch: „Ein Volk wußte sich durch seinen feinen Sinn vor diesen Verirrungen zu bewahren: die Italiener. Sie machten ihre Türme ganz klein, oder stellten sie getrennt von der Kirche auf." „Möchten diese Bemerkungen nicht als Spitzfindigkeiten, sondern als einfache Meinungsäußerungen aufgenommen werden," mit diesen Worten schließt Burckhardt seine allgemeinen Bemerkungen über den Turm. — Seinen Aufsatz läßt der Verfasser in den folgenden gewiß höchst charakteristischen Wunsch ausklingen: „Ueberaus schätzbar wäre es, wenn ein Kenner die kirchlichen Monumente der Schweiz aus der Periode der sogenannten Renaissance kommentieren und womöglich in leichten Zeichnungen diesem Journal einverleiben wollte. Er würde z. B. im Kanton Tessin die herrlichste Ausbeute finden. Schon die Hauptkirche von Bellinzona ist ein hübsches, ehrwürdiges Gebäude, dessen Vorderseite sich gewiß

höchst malerisch ausnimmt; noch weit herrlicher aber, wenn auch kleiner, ist die Fassade der Kathedrale von Lugano, die nach dem Urteile von Kennern als eine der reinsten, vollendetsten und schönsten in italienischen Landen betrachtet werden darf."

Dem Ausdruck der „sogenannten Renaissance" begegnen wir im selben dritten Band der Ehrenberg'schen Zeitschrift in einem Aufsatz des Architekten Berri in Basel, des verdienten Erbauers unseres Museums; Herr Berri giebt diese „sogen. Renaissance" als einen Paralleltitel für den „italienisch-mittelalterlichen" Stil. Der, welcher diesen Begriff dann später einer so gründlichen Revision unterwerfen sollte, war der Schwager eben dieses Herrn Berri; man darf wohl als sicher annehmen, daß der junge Burckhardt im Verkehr mit dem feinen Architekten manche Anregung fürs Leben empfangen hat.

Mit Augen, die für das Schöne und Charakteristische in der Kunst geschärft waren, und mit achtbaren Kenntnissen, namentlich in der Baugeschichte, trat der 21-jährige Studiosus der Philosophie im Herbst 1839 seine Reise nach Berlin an. Einzelne Etappen derselben lassen sich noch in einem Skizzenbuch Burckhardts verfolgen: Schaffhausen, Ulm, München, Freising, Landshut, Regensburg, Nürnberg, Eger. Ueberall hält das fleißige und gewandte Bleistift die Hauptsehenswürdigkeiten fest: mittelalterliche Bauten so gut als prunkvolle Kircheninterieur des Barockstils. Dann folgen die Zeichnungen aus Berlin: neben Architektonischem vor allem Gemälde und Statuen des Museums. Die Vita der Dissertation führt unter den Lehrern, deren Vorlesungen Burckhardt in seinen sechs Berliner Semestern hörte, u. a. auf: Droysen, Ritter, Kugler, Böckh, Ranke, Jak. Grimm und Stahl. Aus den Vorlesungen des letztern, des bekannten streng konservativen Staatsrechtslehrers, pflegte Burckhardt später gerne die folgende Episode zu erzählen: Als einst die Studenten bei einer ihnen besonders wenig zusagenden Stelle des Kollegs nach akademischer Unsitte heftig scharrten, hielt

Stahl einen Moment inne und sagte dann ruhig: „Meine Herren, mit den Füßen widerlegt man mich nicht.“ Von all diesen Lehrern aber sind es zwei vor allem, denen Burckhardt sich zu bleibendem Danke verpflichtet fühlte: Ranke und Kugler, der Geschichtschreiber und der Kunsthistoriker. Bei Ranke, von dem neben den Geschichten der romanischen und germanischen Völker und den Fürsten und Völkern Südeuropas die römischen Päpste und die ersten Bände der deutschen Reformationsgeschichte damals schon vorlagen, besuchte er das historische Seminar; es war zwar, wie Burckhardt scherzend zu sagen pflegte, schon nicht mehr das „große“ Seminar, aus dem in der ersten Hälfte der 30er Jahre Forscher wie Waitz, Giesebrecht, Köpke hervorgegangen waren; man wurde aber immerhin noch zum selbständigen Arbeiten angeleitet, und nicht ohne Stolz hat Burckhardt in seiner autobiographischen Skizze erwähnt, daß er zwei umfangreiche Arbeiten für dieses Seminar anfertigte, welche die Zufriedenheit des großen Lehrers fanden. Und die Vita von 1843 geht in folgenden Satz aus: „Am meisten aber wünsche ich mir Glück dazu, daß mir in der Geschichte als Lehrer der über alles Lob erhabene Leopold Ranke beschieden war, der nicht nur durch seine Vorlesungen, sondern auch durch seinen überaus kostbaren Rat, meine Studien zu fördern für wert gehalten hat (juvare dignatus est).“ Stets blieb Burckhardt ein Ausspruch Rankes in Erinnerung, den er einst seinen Schülern gegenüber gethan hatte: „Meine Herren, Sie müssen den Sinn für das Interessante in sich entwickeln.“ „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,“ habe er, Burckhardt, bei diesem Diktum gedacht. Und doch, wohl wenige Schüler Rankes haben dieser Forderung ihres Lehrers in höherem Maße Rechnung getragen als Burckhardt; freilich dürften auch wenige in so eminentem Grade diesen Sinn schon mitgebracht haben wie der junge Basler Student. Das Beste, was Burckhardt von Ranke gelernt hat, ließ sich übrigens

wohl weit weniger in Seminar und Vorlesungen holen, welch' letztere schon damals recht ungenießbar waren, als in den Werken des Historikers selber: der Blick für die großen geschichtlichen Zusammenhänge, das Erfassen des Wesentlichen und Bedeutsamen aus der ungeheuren Masse des Thatsachenmaterials, der Sinn für den Wert der Persönlichkeit in der Geschichte, die Gabe, sich in die verschiedenartigsten Charaktere und Seelenstimmungen der handelnden Menschen hineinzuleben, und daraus entspringend das Verschmähen absoluter starrer Maßstäbe, an denen der Historiker in Lob oder Tadel, in Liebe oder Haß Personen und Geschehnisse als anmaßender Moralrichter mißt. Was ihm aber wohl schon damals wie später wenig an Ranke mag gefallen haben, das war dessen oft allzu weit gehendes Streben nach diplomatisch verhüllender Sprache, ein gewisser Mangel an kräftiger Subjektivität, ja an Freimut, die, wie ein Hörer jener Zeit, der Theologe W. Beyschlag, sich ausdrückt, alle dunkeln Farben abdämpfende vornehme Neutralität. Burckhardt hat später in seinen geschichtlichen Vorlesungen etwa einmal solche gar zu subtile und vermittelnde Wendungen bei Ranke nicht ohne leisen Spott citiert: so in der Schuldfrage Wallensteins, wo er „die gemäßigten Redaktionen" bei Ranke mit einer Gewissenhaftigkeit namhaft machte, die ihre berechnete Wirkung auf den Hörer nicht verfehlte; oder wenn er bei dem Verrat Karls I. durch die Schotten den Satz aus der „Englischen Geschichte" anführte: „Auf eine ziemlich anstößige Weise wurde das Geldgeschäft mit der Ueberlieferung des Königs in Verbindung gebracht." Solche Dinge pflegte Burckhardt jeweilen deutlicher zu bezeichnen. Daneben soll aber auch nicht verschwiegen werden, daß Burckhardt beim Tode Rankes im Kolleg des hingegangenen großen Historikers mit ehrenden Worten gedachte. Von Rankes Werken pflegte er in der Vorlesung die Päpste als das beste zu bezeichnen, was er geschrieben; das habe er nie mehr übertroffen.

Von Franz Kugler, dem Kunsthistoriker, der seit 1833 als Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste wirkte und bereits 1837 seine „Geschichte der Malerei von Constantin bis auf die neuere Zeit" herausgegeben hatte, hat Burckhardt gerühmt, daß er seine geistige Richtung im wesentlichen ihm verdanke; eine edle Persönlichkeit, habe er Horizonte weit über die Kunstgeschichte hinaus eröffnet. Burckhardt besuchte Kuglers Vorlesungen; was aber noch wertvoller war, er trat mit ihm in innigste Verbindung. Aus dem zehn Jahre ältern Lehrer ward dem Schüler ein Freund. Von der Persönlichkeit des vielseitigen Mannes, der neben seinen bahnbrechenden kunsthistorischen Arbeiten auch in der Lage war, eine populäre Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben, die der junge Adolf Menzel meisterlich illustriert hat, der außerdem in Novellen und Gedichten ein liebenswürdiges dichterisches Talent entfaltete, von dieser Persönlichkeit hat Paul Heyse in seiner später noch zu erwähnenden Einleitung zum 4. Band der „Italienischen Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts" eine Charakteristik entworfen, die man beinahe wörtlich auf Jakob Burckhardt selbst anwenden könnte; er schreibt da: „Es war nicht möglich, in seiner Nähe zu leben, ohne sich von dem Zuge seines Wesens zu allem Charakteristischen, was in Kunst und Dichtung der Völker sich offenbart, lebhaft angezogen zu fühlen. Die wissenschaftlichen Arbeiten seines Lebens zeugen dafür, mit wie ungewöhnlicher Reinheit, Stärke und Zartheit aller künstlerischen Organe er die Denkmäler eines Jahrtausende alten Kunstlebens zu betrachten und die Seele der untergegangenen Völker und Zeiten aus den verwitterten Zügen ihrer Monumente herauszulesen verstand. Denn neben dem historischen Sinn, der den Geschichtschreiber macht, besaß er in hohem Maße die historischen S i n n e, die den wahren Kunstforscher von dem ästhetischen Dilettanten oder dem abstrakten Theoretiker unterscheiden. Und mehr als das: seine Fähigkeit war unendlich, mit

dichterischer Phantasie sich in die volle sinnliche Gegenwart untergegangener Kulturen zurückzuversetzen.“ So fand der junge Burckhardt in Kugler den Mann, der alle in ihm schlummernden Kräfte und Fähigkeiten zu wecken, zu entwickeln und zu vertiefen verstand; es wird sich später noch ein Anlaß finden, von diesem Verhältnis der Beiden und von dem Leben im Kugler'schen Hause zu sprechen.

Den Aufenthalt in Norddeutschland benützte Burckhardt, was sich bei ihm fast von selbst versteht, zur Bereicherung seiner kunsthistorischen Kenntnisse auch außerhalb Berlins und dessen Umgebung; so erzählt sein Skizzenbuch von einer Harzreise im Jahre 1840; Goslar, Halberstadt, Hildesheim, Braunschweig boten reichen Stoff zu Notizen und Aufnahmen. Das Sommersemester 1841 beschloß er dann in der rheinischen Universitätsstadt Bonn zu verbringen; es sollte nach verschiedenen Seiten hin auf Burckhardt befruchtend wirken. Mit ihm in Bonn war damals einer der Kameraden von der ersten Italienfahrt, der Theologie studierende Joh. Chr. Riggenbach. Beide traf der achtzehnjährige Willibald Beyschlag, der künftige bekannte Hallenser Theologe, wie er in seinem lesenswerten Buche „Aus meinem Leben“ (Halle 1896) erzählt, öfters bei den freien Abenden im Hause Gottfried Kinkels, des damaligen Dozenten der Theologie an der Universität. Kinkel, im 26. Lebensjahr stehend, übte durch seinen glänzenden Vortrag einen großen Einfluß auf die Studenten aus, er hatte Italien und Rom gesehen, er war ein geistreicher und vielseitiger Mann, der schon damals lebhaftes Interesse für Kunst zeigte, und hatte sich überdies als Poet einen Namen gemacht. Selbständige tiefe Forschungen lagen nach Beyschlags Zeugnis seinen Universitätsvorträgen, wie z. B. der Geschichte des Heidentums von Augustus bis Constantin, nicht zu Grunde, aber er verstand anzuregen und zu begeistern. Der junge Beyschlag, der bei aller klaren Einsicht in die Schwächen Kinkels als Gelehrten sich diesem um seiner bezaubernden Persön-

lichkeit willen in feuriger Verehrung anschloß, lernte Burckhardt schon damals schätzen; er erzählt: „Vor allem zog Jakob Burckhardt uns an, er hatte bereits Italien gesehen, und es war reizend ihn erzählen und schildern zu hören." Ein munteres poetisches Treiben herrschte in jenen Jahren in der damals noch sehr unansehnlichen Rheinstadt; das Kinkelsche Haus war der Mittelpunkt eines dichterischen Klubs, der sich den Namen „Der Maikäfer" beigelegt hatte; hier wurde über Litteratur nicht nur debattiert, sondern solche auch produziert. Beyschlag erzählt von einem Maikäferfest, zu dem der fern von Bonn weilende Burckhardt einen Cyklus Balladen „St. Goar" sandte, worin die Loreleysage mit dem Auftreten der altchristlichen Missionare am Rhein sinnig verwoben war.

Hatte die Reise von Berlin nach Bonn den jungen Burckhardt über Leipzig, Frankfurt, Mainz, Trier, Koblenz geführt, so bot ihm der Aufenthalt in Bonn selbst natürlich reichste Gelegenheit, die Gegend des Niederrheins mit ihrer Fülle von Kunstdenkmälern gründlich kennen zu lernen. Eine Frucht dieser Studien liegt vor in einem fünfzehnseitigen Aufsatz „Ueber die vorgotischen Kirchen am Niederrhein," der einen Bestandteil des im Frühling 1843 erschienenen niederrheinischen Jahrbuchs zum Besten der Bonner Münsterkirche bildet. Reizend fängt diese kleine Arbeit an: „Es ist ein eigentümlicher Vorzug der Rheingegend, besonders zwischen Mainz und Köln, daß hier die Werke der Menschenhand zu den landschaftlichen Massen in einem so starken Verhältnis stehen. Denn die Landschaft erhält für unser Gefühl ihren vollen poetischen Wert erst durch die Beziehung zum Menschenleben und seinen Denkmalen. Von den weinbewachsenen Schieferfelsen heben sich zahlreiche Kirchtürme höchst malerisch ab. Bei näherer Untersuchung findet man Turm und Kirche sehr einfach; aber die Bauart ist für diese Landschaft wie geschaffen; sie setzt den dunkeln Bergmassen helle Mauermassen entgegen, während der

hohe durchsichtige Turm eines gotischen Domes sich am schönsten auf einem reinen Himmel und zarten Wolken abzeichnet.“ Es folgt sodann eine für Burckhardts umfangreiche Studien vollgiltiges Zeugnis ablegende Betrachtung der „romanischen“ Architektur und ihrer Bedeutung in der Entwicklung des mittelalterlichen Kirchenstils. „Sie bleibt, in Burckhardts Augen, eines der edelsten Zeugnisse des mittelalterlichen Geistes, und wir müssen ihr einen hohen ästhetischen Wert zugestehen.“ Sie hatte eine „wahrhaft ungeheure Aufgabe“: den Innenbau zu leisten. Indem der Verfasser nun, als auf eines der spätesten Produkte der römischen Kunst, auf die altchristliche Basilika zu sprechen kommt, durch welche „die Perspektive des Innern“ geschaffen wurde, macht er einige recht feine Bemerkungen über die Art, wie die Römer zu dem etruskischen Gewölbebau die griechische Formenwelt hinübernahmen; die Säulen wurden z. B. an den Amphitheatern in mehreren Ordnungen übereinander gestellt, „ohne alle Rücksicht auf den zart abgewogenen mechanischen Gehalt einer griechischen Säule.“ „Die Römer scheinen ein dunkles Gefühl von diesem Uebelstande gehabt zu haben; sie ließen sich mit den beiden herrlichen Schöpfungen der hellenischen Blütezeit, der dorischen und jonischen Ordnung, nur selten ein und hielten sich dafür an das nachgeborene, verzogene Kind des Griechentums, die korinthische Ordnung, weil diese alles mit sich machen läßt. Aber es liegt in diesen römischen Bauten ein Ausdruck der Gewaltherrschaft über den Stoff, welcher uns hinreißt und mit stillem Staunen erfüllt. Da ist nichts Kleinliches oder Verpfuschtes; die Massen wirken, auch bei kleinen Dimensionen.“ Burckhardt hatte, als er dies schrieb, Rom noch nicht gesehen, vielleicht aber ist der Besuch in Trier auf diese Charakteristik des römischen Bauwillens nicht ohne Einfluß geblieben. Die Einleitung geht sodann aus in einen Preis der Gotik als der völligen Versöhnung von Außen- und Innenbau. Den Germanen, dem „ersten Kunstvolk der Weltge-

schichte neben den Hellenen" (!), war diese That beschieden, „vielleicht das größte Faktum der Kunstgeschichte." Im weitern Verlauf der Schrift kommt ihr Verfasser auf die in der vorgotischen Architektur vorbereitete Verschmelzung des Turmbaues mit der Kirche zu sprechen; in der Anmerkung zu diesem Passus liest man: „Der Italiener empfand seine Basilika noch immer nach antiker Weise als eine monumentale Verherrlichung der Horizontalfläche. Eine künstlerische Gestaltung des Turmes hat er nur selten, und dann isoliert von der Kirche, versucht. Ihm ward später die Kuppel, was uns der Turm." Nach Ausführungen über die reiche äußere Komposition der niederrheinischen Kirchen der Vorgotik und über die Hand in Hand mit ihr gehende Notwendigkeit des Gewölbebaues, bespricht Burckhardt das Detail dieser Bauten; er rühmt den hohen malerischen Wert der Bogengalerien als Dekoration und belegt das mit St. Aposteln in Köln: „wie ein Kranz von dunkeln Blumen zieht sich die düstre Galerie majestätisch um die Stirn der Chornische." Mit einem für den Verfasser recht bezeichnenden Wunsch schließt diese Schrift: „Es wäre ein großer Gewinn für die Kulturgeschichte, wenn eine umfassende Gesamtbehandlung der vorgotischen Bauten am Rhein auch diese Uebergangsperiode mit der Zeitgeschichte in Zusammenhang bringen könnte." Die Anmerkungen, die dem Text nachfolgen, bringen an neunter und letzter Stelle folgende Definition des Begriffs Rokoko: „Rokoko entsteht immer da, wo die eigentliche Bedeutung der Formen vergessen worden ist, die Formen selbst aber um des Effektes willen fortwährend und zwar mit Mißverstand benützt werden. Es giebt sonach einen römischen, gotischen u. s. w. Rokoko." Setzt man hier statt Rokoko den richtigern Ausdruck Baroko, so wird man diese Definition noch heute als durchaus zutreffend bezeichnen müssen.

Franz Kugler hat dieser Arbeit seines Schülers in einer Recension (wieder abgedruckt im 2. Band der Kleinen Schriften und

Studien zur Kunstgeschichte S. 474/5) das folgende Zeugnis ausgestellt: „eine vortreffliche Entwickelung der reichen und malerisch imposanten Kompositionsweise, wodurch diese Kirchen sich auszeichnen. Ein paar unrichtige oder schiefe Einzelbemerkungen, die dem Verfasser entschlüpft sind, die aber die Gesamtauffassung nicht beeinträchtigen, sollen hier nicht weiter gerügt werden."

Aus verschiedenen Stellen des Aufsatzes geht hervor, daß Burckhardt sich in der Stadt Köln ganz gründlich umgesehen hatte; ihre Kirchen sind ihm ans Herz gewachsen, sein Lieblingsbau romanischen Stils ist der Kuppelbau von St. Gereon, „das Kleinod der vorgotischen Kunst." Ueber alle diese Bauten aber ragte, ein Gegenstand romantischer Bewunderung und patriotischer Sehnsucht, die mächtige Ruine des Domes empor, und eben in jenen Tagen der beginnenden 40er Jahre rief sie „eine laute nationale Begeisterung" hervor; im September 1842 war der Grundstein zum Ausbau gelegt worden. Wir täuschen uns wohl nicht in der Annahme, daß Burckhardt von dem kunsthistorischen Interesse an diesem gotischen Monument vornehmsten Ranges den Anstoß erhielt zu seiner ersten gedruckten Arbeit historischen Inhaltes; die Frage nach dem Manne, der einst den Grundstein zum gotischen Neubau des Domes gelegt hatte, führte zu einer genauern Ergründung der nähern Lebensumstände desselben. So entstand die Schrift über „Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln 1238—1261," die 1843 in Bonn erschien mit der Widmung „Meinem Freund Gottfried Kinkel, Dozenten der Theologie an der Universität Bonn." In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß er nur gedruckte Quellen benützt habe; doch würde er sich reichlich belohnt finden, wenn seine Arbeit zur Herausgabe unbekannter Urkundenschätze anregte. Dann benützt er den Anlaß, um nach einer Geschichte und einem Urkundenbuch von Köln — Burckhardt schreibt durchgehend Kölln — zu rufen als einer Sache, welche die deutsche Wissenschaft nicht länger

entbehren könne. Diese Geschichte möchte er nicht nur bald erscheinen sehen, sondern auch in einer Form, „welche nicht bloß dem gelehrten Standpunkte genüge, sondern auch dem Volke einen Zugang eröffne zu seiner Vorzeit. Denn die Geschichte ist nicht vorhanden um der Merkwürdigkeit willen, sondern um die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vermitteln." Der Stoff, der ein Stück bewegter Reichs- und Stadtgeschichte vor uns entrollt, mit dem Erzbischof als Mittelpunkt, ist in acht Kapitel geteilt, die ganze Schrift 157 Seiten stark; mit Anmerkungen geht der junge Historiker nicht sparsam um, er breitet sein gelehrtes Rüstzeug vor uns aus und verhehlt seine vielseitige Quellenkenntnis und sonstige Belesenheit nicht. Die Darstellung bleibt auch da, wo der Stoff ziemlich dürr und spröd ist, nach Möglichkeit frisch und lesbar; besonders lebhaft und warm wird sie freilich namentlich da, wo Burckhardt statt von den Fehden zwischen Erzbischof und Stadt, von verfassungsgeschichtlichen Fragen und von den traurig verlotterten politischen Zuständen des damaligen Deutschlands von Kultur und Kunst und Gelehrsamkeit jener Zeit erzählen kann. In dieser Hinsicht wird das 4. Kapitel: „Konrad auf dem Gipfel seiner Macht. Das Rheinland. Der Dombau. Albert der Große" auch den heutigen Leser noch am meisten fesseln. „Hier wäre der Ort," liest man da, „diese Stadt zu schildern, prächtig wie keine in deutschen Landen, ein mächtiges, freiheitsliebendes Haupt des rasch anwachsenden Städtebundes, voll von Thatkraft und Frömmigkeit, ein Hort der Kunst und der Wissenschaft, in jenem Augenblick, wo die Ausführung eines der edelsten Zeugnisse des germanischen Geistes bevorstand. Doch eine Schilderung dieser Art könnte nur einem Inländer gelingen, der von Jugend auf in der Anschauung dieser Stadt ohnegleichen gelebt und die stummen Forderungen der alten verwitternden Kirchenmauern bei sich erwogen und empfunden hätte." Mit sicherm Blick und mit ausgesprochenem Sinn für die

leise Komik gewisser Dinge weiß er dann aus den Wundergeschichten des Cäsarius von Heisterbach kulturhistorisch bedeutsame und bezeichnende Züge zu einem vielfarbigen Bilde damaligen Lebens zusammenzustellen; die deutsche Kunst jener Zeit in allen ihren Aeußerungen findet im weitern Verlauf dieses Kapitels eine warm gehaltene Charakteristik; was hier über die vorgotischen Kirchenbauten mehr summarisch gesagt wird, hat in der schon erwähnten Schrift Burckhardts seine nähere Ausführung erhalten; „der wunderbare Kuppelbau“ von St. Gereon wird im „Hochstaden“ bereits als „die poetische Blüte von Allem“ gefeiert. Nach diesen mehr einleitenden Ausführungen kommt der Verfasser auf die große Hauptsache: die Grundsteinlegung zum Dom, Sommer 1248. Mit diesem wichtigen Faktum ist nun aber nicht bloß der Name des Erzbischofs Conrad aufs engste verflochten, noch an einen andern Namen hat die Tradition den Neubau der gotischen Kathedrale geknüpft, an den des berühmten Dominikaners Albertus Magnus. Burckhardt verschmäht es nicht, die reizvolle Wundergeschichte von dem winterlichen Gastmahl im Freien, zu dem der Bruder Albert den herrlichsten Sommer herbeizauberte, zu erzählen: „Die Geschichte lenkt hier für einen Augenblick auf anmutige, geheimnisvolle Weise in das Gebiet der Sagen und Wunder ein.“ Auf mehrern Seiten handelt er dann von Albertus, diesem „Mann der Wissenschaft im größten Sinne,“ der eine freisinnige Naturforschung zur Grundlage der Philosophie zu machen unternahm, freilich damit, wie Roger Baco, weit über seine Zeit hinausgriff; seine Schüler schoben denn auch wieder die Naturforschung sorgfältig bei Seite. „Sehr schön spricht sich dies Verhältnis aus in der bekannten Anekdote vom Automaten des Albertus; — Thomas von Aquino geriet eines Abends in die Zelle seines Meisters, da kam ihm die Figur entgegen und sprach: Salve Thoma! — Thomas aber, in der Meinung, es sei ein Teufelsspuk, schlägt das kostbare Werk mit

einem Stabe in Trümmer; — er ist der Wagner dieses Faust gewesen." Einem solchen tiefen philosophischen Denker das „unsterbliche Werk" des Entwurfs zum Kölner Dom zuzutrauen, einem Manne, dessen Kenntnisse im Bauwesen ohnehin auch sonst sich belegen lassen, würde Burckhardt gar nicht schwer fallen, war es doch „eine wahrhaft philosophische, ja eine der höchsten denkbaren Kunstleistungen, einen schon verdorbenen, überbildeten Stil auf seine reinen Grundlagen zurückzuführen." Und davon war der junge Forscher überzeugt, daß die reinen Prinzipien des gotischen Stils, damals bereits „unter dem Schwulst der französischen Gotik" versteckt lagen und von dem Architekten des Kölner Domes erst wieder neu herausgefunden werden mußten. Diese gewaltige Begeisterung für den Kölner Dom, der in der bald zu erwähnenden Schrift über „die Kunstwerke der belgischen Städte" geradezu als das erste Gebäude der Welt bezeichnet wird, hat bei dem Burckhardt der spätern, reifern Zeit sich gewisse Einschränkungen müssen gefallen lassen, und einen Ausspruch Sempers, wonach man im Innern des genannten Domes das Gefühl habe, in einem Schacht zu stehen, pflegte er gerne anzuführen; aber der einen Ueberzeugung blieb er doch zeitlebens treu, daß die deutsche Gotik der französischen vorzuziehen sei. Diese ersten großen Bau-Eindrücke der jungen Jahre müssen, da Italien ihnen noch keine ernsthafte Konkurrenz machte, die Dome von Mailand, Pisa und Florenz sogar gelegentlich dem kritischen Tadel Burckhardts rufen, so mächtig und überzeugend gewesen sein, daß alle spätere Kenntnis der französischen Gotik dieses damals vielleicht auch national bedingte Vorurteil nicht beseitigen konnte. Burckhardt fühlte sich in jenen Jahren mit germanischem Denken und Wesen so sehr verwandt, daß er sein Baseldeutsch fast verlernt hatte und selbst mit einem seiner Brüder, der ihn im Frühjahr 1843 in Bonn sah, fast ausnahmslos hochdeutsch sprach.

Der Aufenthalt in Bonn wurde für Burckhardt noch nach einer andern Seite hin fruchtbar: von hier aus hat er im Herbst 1841 seine erste größere Studienreise außerhalb Deutschlands, nach Belgien, angetreten; ihr Ergebnis war das 1842 in Düsseldorf erschienene gegen 170 Seiten starke Büchlein: „Die Kunstwerke der belgischen Städte. Erläutert von Jac. Burckhardt;“ gewidmet war es „Herrn Dr. Franz Kugler, Professor an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin.“ Im knappen Vorwort werden die wertvollen — 1834 erschienenen — „Niederländischen Briefe“ Schnaases als der beste Wegweiser empfohlen; da sie aber ein eigentliches Studium erfordern und außerdem nicht auf Vollständigkeit ausgehen, so scheint dem Verfasser ein kurzer Abriß noch immer wünschenswert. Nur die sieben größten belgischen Städte, Lüttich, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Brüssel, Gent und Brügge, gelangen zur Besprechung; im Register werden die ganz besonders sehenswerten Gegenstände „für sehr eilig Reisende“ mit Sternchen — einfachen und doppelten — bezeichnet. Burckhardt entwickelt hier zum ersten Male seine wunderbare Cicerone-Begabung: nicht geschwätzig, voll Geist, niemals pedantisch, stets frisch und eigenartig, mit echter Begeisterung, wie mit scharfem Tadel nicht hinter dem Berge haltend. Diese Eigenschaften machen noch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, das Durchgehen des Büchleins zu einer angenehmen Beschäftigung, vorausgesetzt natürlich, daß man von seinem Verfasser nicht Spezial-Kenntnisse verlangt, die erst seither zu Tage gefördert worden sind. Gleich zu Beginn fesselt eine Stelle über den Begriff der Renaissance. Burckhardt spricht von den Höfen des Palais de Justice in Lüttich und findet den Ausdruck Renaissance für deren Bauart schief: „Dieser Name würde wesentlich nur auf Italien passen, wo die von Norden herein gedrungene gotische Bauart es nicht zu einer einzigen klassischen Produktion gebracht hatte, und wo man deshalb über die Wiederbelebung der

Antike (welche dort inländisch war, bei uns nicht) sich in der That freuen durfte. Im Norden dagegen ist die sog. Renaissance nichts anderes als das endliche Durchdringen jenes dekorativ-phantastischen Elementes, welches den germanischen Völkern von Anfang an eigen war, aber in den strengen Formen der gotischen Kunst lange gebunden gelegen hatte. Auch nimmt sie die antiken Formen nur im ungenauesten Sinn an, denn streng aufgefaßt, würden ihr dieselben wieder unbequem werden. Auch sieht sie deshalb kaum von ferne dem Werke eines guten florentinischen Cinquecentisten ähnlich, der nach bestem Wissen und Gewissen die Antike zu reproduzieren glaubt, während er etwas unendlich schöneres Neues schafft." Man könnte beinahe sagen, in diesem letzten Satze sei im wesentlichen schon der eine große Gedanke von Burckhardts spätern Renaissance-Forschungen anticipiert: wohl entlehnt die neue italienische Kunst — Burckhardt würde wohl besser von den florentinischen Quattrocentisten gesprochen haben — die Formenwelt von der Antike, sie verwendet sie aber im Sinne eines völlig eigenartigen und selbständigen Schönheitsgefühls.

Ist es hier ein allgemeiner Gedankengang, der uns eine fesselnde Perspektive eröffnet, so ist es an einer spätern Stelle die Aussprache über einen einzelnen Künstler, die uns festhält: wir meinen den Passus über Peter Paul Rubens bei Gelegenheit der Akademie von Antwerpen, die zu einer Uebersicht der belgischen Malerschulen den besten Anlaß bot. „Eins hat er vor allen Malern voraus" — heißt es da — „die intensivste Bezeichnung des kräftigsten Lebens im Einzelnen und die des darzustellenden Momentes im Ganzen. Rubens ist im höchsten Sinne dramatisch; man vergesse nicht, daß er Zeitgenosse Shakespeares war. Die Momente, die er darstellt, sind immer hochbedeutend, u. s. w." Und später: „Rubens ist vorzugsweise der Maler der Handlung." Das Facit lautet: „Und so möge denn der Beschauer absehen von

der feisten brabantischen Natur, welche Rubens der ihm so wohl bekannten italienischen geflissentlich vorzog, von der Unwürdigkeit, Himmelsunfähigkeit seiner Heiligen, von dem oft überwältigenden Prunk und Pomp so mancher von seinen Bildern, und sich freuen des Ungeheuern, das Rubens geleistet, und den Menschengeist verehren, der sich seine Formen schafft, nicht nach eigener Willkür, sondern aus Notwendigkeit." Dieses Gefühl der Verehrung für den gewaltigen Künstler hat Burckhardt sein ganzes Leben hindurch begleitet: nie sprach er im Kolleg ohne tiefe Bewegung von der sonnigen, glücklichen Natur des Rubens, von der Größe und Stärke seines Genius, und als er den Ruhm des Peter Paul nicht mehr mit beredten Worten seinen Hörern verkünden konnte, da schrieb er in den stillen letzten Jahren die „Erinnerungen aus Rubens," die als erste Gabe aus dem Nachlaß des Verstorbenen noch weitern Kreisen als seinem jeweiligen Basler Auditorium Kunde geben werden von der sinnigen Vertiefung Burckhardts in das ungeheure Lebenswerk des Prometheus des Kolorites, wie im „Cicerone" Rubens genannt wird.

Die Beschäftigung mit der Kunst der Vergangenheit in den sieben belgischen Städten ließ den jungen Forscher doch auch die Hervorbringungen moderner Kunstübung nicht aus dem Auge verlieren, ja einmal macht sogar die Gegenwart der Vergangenheit eine ernsthafte Konkurrenz: im Museum von Brüssel sah Burckhardt im Herbst 1841 Gallaits Abdankung Karls V. und Biefves Geusenbund; im Vestibul des Palais de la nation derselben Stadt hatte er ferner de Keysers Schlacht bei Worringen bewundert. Diese drei Gemälde nun gesteht der Verfasser zu den herrlichsten Erinnerungen zu zählen, die er aus Belgien mitgebracht habe: „Eine vollendete, leicht gehandhabte Technik, ein lebensfrisches und doch nicht grell französisches Kolorit, eine Zeichnung voll Würde, endlich die glücklichste Auffassung der schönen, innerlich tiefbewegten Men-

schengestalt in den Momenten der edelsten Leidenschaft und eine Komposition eben so frei als klar werden diese Bilder unsterblich machen für alle Zeiten." Burckhardt hat sich damals vom Strom der Begeisterung für diese Werke der Begründer einer starken koloristischen Richtung und einer realistischen Detailausführung mitnehmen lassen und ist in gewissem Sinne einer ihrer Herolde geworden; bald hat dann ganz Deutschland den zwei genannten, Ende 1842 und Anfang 1843 überall ausgestellten Bildern Gallaits und Biefves die höchste Bewunderung gezollt. In diesem Sinne sind und bleiben diese Belgier kunstgeschichtlich von unleugbarer Wichtigkeit; auf eine andere, höhere Unsterblichkeit werden sie endgiltig verzichten müssen. Wie frisch übrigens bei Burckhardt die Erinnerung an jene Bilder blieb, mag daraus hervorgehen, daß er noch später im Geschichtskolleg bei der Erzählung von Karls V. Abdankung der Darstellung Gallaits Erwähnung that. — Auch moderne Statuen berühmter Männer verzeichnet der gewissenhafte belgische Cicerone: so in Antwerpen die des Rubens, „eine hübsche Figur in theatralischer Stellung, aber noch lange nicht der „Ajax unter den Malern" — oder in Brügge die des Jan van Eyck: „Das ist nicht der Mann, welcher der Malerei des Nordens auf Jahrhunderte eine neue Richtung gab, sondern ein etwas unschlüssig dastehender Opernpage." Recht charakteristisch für Burckhardts Denkweise lautet eine Anmerkung zu der eben citierten Stelle: „Manche neuern Bildhauer sind leider gar zu sehr auf möglichste Individualistik und Bildnisähnlichkeit ihrer Figuren bedacht und vergessen darüber, daß es vor allem darauf ankommt, einen Menschen in seiner vollen Würde darzustellen. Der kleine Entwurf Bettinens zu Goethes Denkmal hat von diesem Standpunkt aus einen unendlichen Vorzug vor Marchesis Statue in der Bibliothek zu Frankfurt, ja überhaupt vor den meisten Denkstatuen der neueren Zeit. Wenn die Menschen ein Bild ehren sollen, so

muß es vor allem das Uebermenschliche in und an dem Menschen darstellen."

Als Abschluß dieser Bemerkungen zu der ersten Kunstschrift Burckhardts mögen zwei Stellen stehen, welche die Treffsicherheit und Anschaulichkeit seines Ausdrucks, sowie seinen frischen Geist ins Licht setzen. Burckhardt spricht von einem Brüsseler Bilde des Rubens: „Christus mit dem Donnerkeil auf Wolken einherschreitend; vergebens sucht Maria seinen Arm zurückzuhalten, bestürzt folgen ihm die Engel, vor ihm liegt die bedrohte Erdkugel, da stürzt sich St. Franciscus schützend über dieselbe hin und deckt sie mit seiner Kutte. Abgesehen von der grandiosen Gottlosigkeit des Gegenstandes ist auch nicht eine edle Gestalt auf dem Bilde: St. Franciscus wirft sich über den Globus wie der gemeinste Kapuziner über einen Käse, den man ihm entwenden will, und doch wird man den mächtigen Ausdruck des Grimmes, des Entsetzens, des Kummers in den verschiedenen Mienen und Bewegungen anerkennen müssen." Und beim Rathaus von Löwen diktiert ihm seine rege Phantasie folgende reizvolle Zeilen: „Was soll ich endlich von der weltberühmten maison de ville sagen? Soll das wirklich ein Rathaus sein? Sollen ernste schwarz bemäntelte Ratsherren und Huissiers aus diesen drei überreichen gotischen Fensterreihen herunterschauen? O nein; — kommt, schöne Mädchen von Brabant mit euren runden Gesichtchen, putzt euch, und stellt euch in die Fenster zum Ergötzen von ganz Niederland! — Dann wird dieses Schmuckkästchen aussehen, wie jene Himmelsportale auf den Weltgerichtbildern der Eyckschen Schule, wo die Engelchen oben stehen und singen und musizieren!"

Im selben Jahre, da in Bonn die „Kunstwerke der belgischen Städte" herauskamen, erschien in Basel anonym die „Beschreibung der Münsterkirche und ihrer Merkwürdigkeiten in Basel. Mit Abbildungen. E. E. Stadtrat ehrfurchtsvoll gewidmet von

Hasler & Cie in Basel." 17 lithographierte Tafeln, die meisten nach Zeichnungen des Const. Guise aus Kassel ausgeführt, und ein Plan der Kirche samt Kreuzgang schmücken das 22 Seiten starke Heft in Großquartformat. Der Verfasser des Textes war Jakob Burckhardt; er hat auch späterhin noch einige kleinere Publikationen ohne seinen Namen in die Welt gehen lassen. Gleich zu Anfang der genannten Schrift bemerkt der Verfasser, daß er „alles wirklich Sehenswerte besonders von dem Standpunkte der Kunstgeschichte, weniger von dem der Kuriosität aus" behandeln werde; und wie in jenem früher erwähnten Aufsatz über die Genfer Kathedrale stellt er sich auch hier auf den richtigen Boden, daß der Bau aus sich selbst chronologisch bestimmt sein wolle: „das Meiste mußte die architektonische Analogie entscheiden." Richtig wird das Münster in seinem Hauptbestandteil „der gewöhnlich nicht genug in ihrer Eigentümlichkeit erkannten Uebergangsbauart" zugewiesen, „die vom Byzantinischen noch manche schöne Form, vom Gotischen aber schon strebendere Verhältnisse angenommen hat." Daß im Einzelnen diese kleine Monographie manche Bemerkung enthält, die noch heute ihren Wert hat, geht am deutlichsten daraus hervor, daß die Münster-Baugeschichte Dr. Karl Stehlins mehrmals Gelegenheit findet, auf sie hinzuweisen. Mehr von dem Anonymus von 1842 zu verlangen, wäre vielleicht schon im Hinblick auf die damalige vielfache Verunstaltung des Münsters keine billige Forderung. „Das Münster erwartet, wenn auch noch ein Jahrhundert darüber vergehen sollte, eine Herstellung in dem Stil, in welchem es erbaut wurde;" so liest man in der Schrift. Es sollten zum Glück keine hundert Jahre bis zur Erfüllung dieses Wunsches verstreichen. Ein anziehender Passus aus dieser Münsterschilderung mag deren Betrachtung abschließen: „Besonders schön ist das Chor am sonnigen Morgen anzusehen, wenn der Sonnenschein durch die Fenster in diesen weiten Raum strömt. Hier haben Kaiser und Könige ge-

kniet, hier haben Päpste Messen gelesen und Erzbischöfe und Kardinäle um Lehren und Rechte der Kirche gestritten; hier haben Andächtige, Pilger wie Einheimische, zu Tausenden gebetet und müde Herzen vieler Jahrhunderte und Nationen Trost gefunden." Schon aus einer solchen Stelle wäre man versucht auf Jakob Burckhardt zu raten; die Schrift liefert uns aber selbst einen noch strengern Beweis. Da, wo der Anonymus vom Kreuzgang und dessen Gewölben spricht, vor allem von den reichen des Flügels gegen die Rittergasse zu, da bedient er sich fast genau des Wortlautes in dem früher erwähnten Kreuzgang-Aufsatz der Ehrenberg'schen Zeitschrift; aber zwischen jener Jugendarbeit und der Münsterschrift lag die genaue Bekanntschaft mit der Kunst der Rheinlande; wenn es daher in dem Aufsatz von 1838 vom Kreuzgang hieß, „daß der Spruch, es sei kein schönerer Kreuzgang am Rheinstrom, Wahrscheinlichkeit gewinnt," lautet es jetzt in der Münsterbeschreibung von 1842: „daß der Spruch, es sei kein schönerer Kreuzgang am Rheinstrom zu finden, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch erklärlich wird."

In welcher Reihenfolge und wo sind nun diese vier Publikationen von 1842 und 1843 entstanden? Wir glauben die erste Frage zunächst dahin beantworten zu können, daß die zuletzt verfaßte Arbeit die über die vorgotischen Kirchen am Niederrhein gewesen ist. Hier zum ersten Male wird von „romanischer" Baukunst gesprochen im Gegensatz zur gotischen, während die drei andern Schriften — die belgischen Kunstwerke wie die Münsterschrift und der Conrad von Hochstaden — an der Bezeichnung byzantinisch festhalten und von einer andern noch nichts wissen. Und wie zaghaft wendet Burckhardt selbst diesen neuen Stilnamen an, indem er zu dem ziemlich vagen Ausdruck „vorgotisch" sogar für den Titel seine Zuflucht nimmt! Endgiltig redigiert wurden wohl alle vier Arbeiten erst in Berlin, wohin Burckhardt auf das Winter-

semester 1841/42 zurückgekehrt war, um seine Studien hier abzuschließen. Er hat in diesem wie in den zwei folgenden Semestern nur noch wenige Vorlesungen belegt: Rankes neueste Geschichte, seine historischen Uebungen, zwei staatsrechtliche Kollegien — bei Dönniges und Stahl; im Sommer 1842 besteht sogar das Vorlesungenverzeichnis Burckhardts nur aus Tacitus Germania bei Jakob Grimm. In diesen von der Universität wenig mehr in Beschlag genommenen Semestern sind wohl neben einander die historische Schrift, der belgische Kunstführer und die zwei kunsthistorischen Arbeiten über rheinische Kirchenbauten (am Niederrhein und in Basel) entstanden: das parallele Schaffen auf den beiden gewaltigen Gebieten der Historie und der Kunstgeschichte bleibt fortan Jakob Burckhardts Signatur.

So überaus reich an Anregungen und an Erweiterung der Wissens- und Schaffensgebiete hatte sich für Burckhardt das Bonner Semester gestaltet. Er hatte übrigens hier wie vorher in Berlin die Kunstgeschichte auch als Universitätsfach gepflegt; freilich die alte Kunstgeschichte bei dem berühmten Welcker, der, wie Beyschlag erzählt, mehr in grundgelehrter Weise über das sprach, was nicht mehr erhalten war von den Antiken, als von dem, was wir von Herrlichem noch besitzen, wird Burckhardt in keiner Weise die Vorlesungen Kuglers, wie die über Geschichte der Baukunst oder dessen Erklärung der Gemälde im Museum, ersetzt haben. Um so angenehmer und wertvoller mag es ihm darum gewesen sein, außerhalb der Universität in Kinkel einen begeisterten Kunstfreund zu finden, der, wenn auch an kunsthistorischen Kenntnissen Burckhardt kaum gewachsen, doch anregend und belebend durch sein Interesse auf den außergewöhnlichen Studenten wirkte.

Burckhardts Studienjahre neigten sich ihrem Ende entgegen. Die Stelle eines Hauslehrers in einem vornehmen Berliner Hause — soviel uns bekannt dem Perponcher'schen — hatte er nach kurzer

Dauer aufgegeben und lebte nun wieder seinen vielgestaltigen Studien. Es galt, durch Ausarbeitung einer Dissertation den Doktorhut sich zu erringen. So entstanden die 30 Seiten starken Quaestiones aliquot Caroli Martelli historiam illustrantes, fünf Untersuchungen: über die Wahl der Bischöfe in den merovingischen Reichen, über Plectrude und Alpheida, die Frauen Pipins von Heristal, über den Landbesitz dieses Pipin, über den Frankenkönig Chilperich oder — nach volkstümlicher Benennung — Daniel, und schließlich über die Frage, wie Karl Martell zu seinem Beinamen kam. Angehängt ist der Arbeit die schon mehrfach erwähnte Vita, datiert Berlin 18. März 1843. Gedruckt wurde sie in Basel, sollte sie doch dem Studenten zur Erreichung der Doktorwürde bei der philosophischen Fakultät der Universität seiner Vaterstadt dienen. Am 19. Mai ist Jakob Christoph Burckhardt zum Doctor philosophiae ernannt worden; ein Examen blieb ihm erspart. Die Dissertation, in flüssigem, einfachem und klarem Latein geschrieben, trägt den Stempel des seminaristischen Betriebs wissenschaftlicher Arbeiten an sich: der Ausweis über Gelehrsamkeit und Methode wiegt schwerer als der über Geist. Burckhardt wandelt mit gewissenhaftester Genauigkeit seine Fragen auf Grund fleißiger und umfassender Quellenlektüre ab und trägt seine Resultate mit der nötigen Ueberzeugtheit von deren Werte vor. Das Lateinischschreiben machte ihm offenbar nicht viel Mühe; er hatte in Basel in seinen ersten Semestern neben den theologischen Vorlesungen unter anderm auch die lateinischen Uebungen bei Gerlach mitgemacht. In Berlin stand Burckhardt, wie er einmal humoristisch geschildert hat, im Geruch, er könne Latein sprechen — Gott weiß weshalb, fügte er bei — so kam es, daß er zweimal bei Doktorpromotionen mitwirkte, einmal als Opponent über eine Frage der ältesten brandenburgischen Geschichte, ein zweites Mal bildete er wenigstens Corona mit noch zwei Andern; der damalige Doktorand redete den Dekan beständig

Domine experimentissime an; „dabei drehte der Dekan seine goldene Dose ruhig in den Händen, denn man schnupfte damals noch.“ Nur einmal hatte Burckhardt in seiner Dissertation offenbar den Eindruck, sein Latein könnte eine Verdeutschung zum bessern Verständnis wohl ertragen; er hilft sich äußerst einfach, indem er mit einem „d. h.“ den lateinischen Satz in klarem Deutsch wiederholt.

Neben der reichen Schrift über Conrad von Hochstaden, der Franz Kugler in einer Recension nachrühmte, daß die ganze Darstellung durchaus individuelle Färbung trage, nimmt sich die Doktorarbeit recht mager und farblos aus; aber den wissenschaftlichen Anforderungen hat Burckhardt mit dieser Genüge geleistet, und das war die Hauptsache.

Wir dürfen es als einen schönen Glücksfall begrüßen, daß gerade über das letzte Semester Burckhardts in der preußischen Hauptstadt eine überaus anziehende Schilderung in dem schon erwähnten Buch Will. Beyschlags vorliegt; sie mag hier in den Partien, die sich auf Burckhardt beziehen, ihre Stelle finden.

„Meine erste Zuflucht in der großen fremden Stadt war der mir von Bonn her freundlich gesinnte Jakob Burckhardt; er hatte nach einer kurzen Hauslehrerei in Berlin noch einmal das freie Studentendasein gewählt, um seine Promotion vorzubereiten und Rankes historisches Seminar weiter zu genießen. Ein Erhebliches älter und welterfahrener als ich, nahm er sich meiner mit großer Güte an, half mir eine Wohnung in der Nähe der Universität finden und machte mich sozusagen mit Berlin bekannt. Die Stadt war zwar noch unendlich bescheidener als heute, gewährte aber immerhin vom Brandenburger Thor an, die Linden entlang bis zum königlichen Schloß und der Kurfürstenbrücke einen großartigen Eindruck, den Eindruck einer denkwürdigen Geschichte und kraftvollen Gegenwart. Burckhardt mit seinem ausgezeichneten Kunstverstand wußte mir auf alles Bedeutende ein Licht zu werfen; besonders

machte er mich auf die Schlüterschen und Schinkelschen Werke aufmerksam, freilich nicht ohne mit einer gewissen antipreußischen Ironie auch auf Armseliges und Lächerliches hinzuweisen, auf das Unächte anscheinend lapidarer Bauwerke, oder auf die „umgekehrten Propyläen mit Treppen darauf," wie Geibel das Brandenburger Thor genannt. Er wurde auch mein lehrreicher Führer in die Berliner Kunstanstalten. Vor allem ins Alte Museum, dessen Fresken er mir deutete, dessen Rotunde er mich bewundern ließ und in welchem er mir aus den verschiedenen Schulen das Beste zeigte und erklärte. Er führte mich vor die Kiß'sche Amazone, zu dem im Hofe des Gießhauses seiner Aufstellung noch harrenden alten Fritz und zu den Grabdenkmälern von Charlottenburg; er besuchte mit mir die große Gemäldeausstellung, in welcher ich neben Lessings Huß die großen Belgier Biesve und Gallait wiedersah. Endlich kamen wir durch ihn zu einem ausgiebigen Genuß des Theaters. Gleich in den ersten Tagen führte er mich in die damals mit Mendelssohns Musikhilfe neu auf die Bretter gebrachte sophokleische Antigone; dann sahen wir im Laufe des Winters Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und den Faust, hörten den Barbier von Sevilla und den Don Juan und genossen in einem kleineren Theater für geringes Geld die originellen Aufführungen einer italienischen Operntruppe. Nach solchen Bühnengenüssen gingen wir dann in der Regel noch zu einem gemeinsamen bescheidenen Abendbrot und hatten dabei ebenso behagliche wie gehaltvolle Gespräche.

„Ueberhaupt wurde Burckhardt für diesen Winter der Mittelpunkt einer höchst anregenden und wohlthuenden Geselligkeit, an der ich mit Wolters teilnehmen durfte. Ein ebenso geist- wie gemütsvoller Mensch, übte er auch auf solche, deren innerste Richtung mit der seinigen nicht zusammenhing, eine unwiderstehliche Anziehung. Zu Kirche und Theologie hatte er, vom heimatlichen Basler

Pietismus abgeschreckt, kein Verhältnis; als ich ihn eines Tages darauf anredete, äußerte er, die Blütezeit beider sei vorbei, die Gebildeten wendeten sich davon ab, es sei wieder wie in den Zeiten vor der Erscheinung des Christentums. Er hoffe auf eine neue Offenbarung, bis dahin müsse die Menschheit sich einpuppen. Aber diese neue Offenbarung fand er mit nichten in der Hegelschen Philosophie. Mit Goetheschem Objektivismus lächelte er über den vielbewunderten Formelkram und liebte es, seine Hegelschen Freunde, welche in ihrem System den Schlüssel zu aller Wahrheit zu besitzen wähnten, mit dem „überwundenen Standpunkt" der positiven Kenntnisse aufzuziehen. Er selbst verfügte über dieselben im Reich der Geschichte und Kunstgeschichte schon damals im weitesten Umfang, hatte bereits verschiedene ausgezeichnete Monographien — über Karl Martell und über Conrad von Hochstaden, den Erbauer des Kölner Domes — aus den Quellen herausgearbeitet, und besaß neben alledem ein schönes poetisches Talent, vermöge dessen er, wenn er in guter Stimmung war, das prächtigste Gedicht fast aus dem Stegreif hinwarf. Dabei ließ die ihm eigene liebenswürdige Bescheidenheit ihn jene Gegensätze gegen Theologie oder Philosophie nie angriffsweise geltend machen, und dagegen seinen positiven Reichtum in freundlichster Weise mit solchen teilen, die — wie wir beiden — gar nicht im stande waren, ihm Gleichwertiges zu bieten. Zunächst waren Wolters und ich durch gemeinsame Zugehörigkeit zum Bonner „Maikäfer" mit ihm verknüpft. Wir verabredeten als Filiale desselben ein poetisches Wochenkränzchen, in dem wir unsere Gedichte, Novellen, dramatischen Versuche einander mitteilten und einen poetischen Briefwechsel mit Bonn unterhielten. — Eines meiner besten Gedichte, die Ballade „St. Severinus" gehört diesem Winter an, sie entstand mir aus der Lesung der merkwürdigen Vita Sancti Severini aus dem 5. Jahrhundert, an die mich Burckhardt gebracht. — Aber nicht lange blieb unser Verkehr in

dieser von Bonn entlehnten Form und Schranke beschlossen. Bald fand sich zu uns aus alter Bonner Bekanntschaft der Bremer Adolf Torstrick .... Andrerseits führte uns Burckhardt aus seinem Bekanntenkreise zwei Freunde zu, zwei Brüder Schauenburg aus Westphalen, der ältere, Hermann, Mediziner, der jüngere, Eduard, ein feiner liebenswürdiger Humanist. Wir begegneten uns eines Abends in Burckhardts Quartier am Schiffbauerdamm; bald waren wir befreundet und luden einander ein; am häufigsten aber war Burckhardt unser einfacher, freundlicher Wirt und dabei der unerschöpfliche Wirt unseres Geistes. Es wurde gelesen, disputiert, erzählt, gedichtet; bei einer Tasse Thee oder einem Glase Punsch, der den in Berlin allzuteuern Wein ersetzen mußte, verhandelten wir unerschöpflich und unermüdlich, in Ernst und Scherz, Philosophie und Theologie, Poesie und Kunst, Geschichte und Politik. Auch ein Klavier war da, und wer singen und spielen konnte, sang und spielte uns etwas. Wir nannten Burckhardts Stube nur unsern Salon, und wir durften manchem Berliner Salon gegenüber auf ihn stolz sein. Eines Abends wurden Burckhardt und ich von einem vornehmen Professor, an den wir empfohlen waren, „zu Thee und Butterbrot" eingeladen. Wir wußten nicht, daß das in der Berliner Sprache einen Ball bedeute, gingen hin und fanden uns in einer großen Gesellschaft gedrechselter jungen Herren und uns gänzlich unbekannter jungen Damen. Wir behaupteten — nicht ganz ehrlich, aber jedenfalls waren wir außer Uebung — nicht tanzen zu können, und gingen, zu einiger Verwunderung der Einladenden, möglichst früh. Wie ungezwungen und gehaltvoll war dem gegenüber unsere Geselligkeit. Als Weihnachten kam, bedachten wir einander, ohne der eine vom andern zu wissen, allerseits mit kleinen Geschenken; indem man sich bedanken wollte, traf man zusammen, und so ging der freundlichste und herzlichste gesellige Abend bei Burckhardt aus dem Stegreif hervor. — — —"

„Ein geistig reicheres, vielseitiger anregendes Leben, als dieser Berliner Winter dargeboten, konnte der 19-jährige nicht führen. — Es war eine herzbewegende Schlußfeier des Winters, als Burckhardt, der nun von dem geliebten Deutschland scheiden mußte, um in Paris seine kunsthistorischen Studien fortzusetzen, uns zum letzten Male auf seine Stube zusammenbat. Als ihm schließlich in unser aller Namen Wolters unsern Dank aussprach für alles, was wir an ihm und durch ihn gehabt, brach er in Thränen aus, wollte dem einen dies, dem andern jenes abbitten und redete herrliche Worte über Deutschland und deutsche Freunde."

Noch mag die hübsche Charakteristik erwähnt werden, die Burckhardt dem bekannten Kirchenhistoriker Neander angedeihen ließ: „Hätte er im Mittelalter gelebt, so wäre er heilig gesprochen worden."

So schied im Frühling 1843 Burckhardt aus Berlin, noch vor erlangter Doktorwürde, nicht ohne Beyschlag gegenüber auf die Bedenklichkeit der politischen Verhältnisse in Preußen feinfühlig hingewiesen zu haben. Anfangs Mai war er bereits in Bonn. „Er sieht recht hübsch aus, trägt ein altdeutsches Barett, lange Haare und einen Schnurrbart; sonst ist er noch der alte, immer stark ausgesprochen in allem, was er denkt, und hängt dabei wie früher stark an seiner gewöhnlichen Lebensweise," so hat ihn ein Basler Besucher damals geschildert. Burckhardt verkehrte herzlich mit Kinkel, der sich durch seine Verlobung mit der von ihrem rohen Manne entflohenen Johanna Mathieux vielfache Anfeindungen zugezogen hatte und mit seinem theologischen Berufe damals schon arg zerfallen war. In jenem Frühling fand die Trauung Kinkels mit der musikalisch hochbegabten Johanna statt; als Trauzeugen fungierten Emanuel Geibel und Jakob Burckhardt (s. Litzmann, Em. Geibel, S. 66; vgl. auch Goedeke, Geibel 1. T. S. 251 ff.). Geibel ging damals nach St. Goar zu Freiligrath, später kam dorthin auch der geistreiche Levin Schücking. Mit diesem scheint

auch Burckhardt bekannt geworden zu sein, sonst würden wir wohl kaum in dem ersten Jahrgang des von Schücking 1846 in Köln herausgegebenen Rheinischen Jahrbuchs unter dem Titel „Gedichte von J. Burckhardt" drei Beiträge finden: Der neue Don Juan, Der See im Walde und Die Waldeskönigin, die beiden letzten Gedichte von entschieden romantischer Färbung: eine Königin und ihr Buhle, der den König in den Waldsee gestoßen hat, finden sich aus dem Walde nicht mehr heraus und jagen nun gespenstisch darin herum: „man weiß nicht leben sie? sind sie tot?" — Die Waldeskönigin aber ist ein Zigeunermädchen, das zugleich einer Räuberbande als Kundschafterin dient, dadurch den den Wald angreifenden Soldaten das Todeslos bereitet, dem einen von diesen jedoch trotzdem einen letzten Liebesdienst erweist, indem sie ihn selbst tötet, statt ihn in der Räuber Hände fallen zu lassen. An Romantik fehlt es somit nicht. Ganz anders ist das erste Gedicht, nach Angabe des Poeten nach der Melodie: „Ich war noch so jung u. s. w." zu singen; es ist in Inhalt und Form völlig auf den Ton des Burlesken gestimmt: eine alte Hexe fordert von einem Dorf-Don Juan, der das Vieh am Waldrand hütet, einen Kuß; da er sich weigert und erklärt, lieber den Wegweiser küssen zu wollen, „denn der ist hölzern doch," spricht sie einen Zauber über ihn, der darin besteht, daß künftig alle alten Weiber ihn mit Küssen heimsuchen, während die jungen Mädchen nichts mehr von ihm wissen wollen. Schließlich löst er diesen Zauber, indem er die Hexe rasch küßt. Das Gedicht in zehn Strophen ist offenbar in lustiger Stunde einmal als Scherz entstanden und sicherlich mit Vergnügen vom Chorus beim Becherklang gesungen worden; es ist vergnügliche Bänkelsängerpoesie. — Ob diese drei Gedichte erst in Basel entstanden und von hier an das Jahrbuch abgingen, können wir nicht entscheiden; doch dürften sie wohl eher „maikäfer"lichen Ursprungs sein.

Von Bonn wird Burckhardt nach Basel zurückgekehrt sein; seine Promotion zum Doktor haben wir schon erwähnt. Nicht lange aber litt es ihn in der Vaterstadt. Schon im Juni wandte er sich nach Paris, wo er bis in den Winter hinein blieb. Neben den kunsthistorischen wurden auch die geschichtlichen Studien nicht vernachlässigt; galt doch dieser Aufenthalt nicht zuletzt der Vorbereitung auf die akademische Laufbahn. Schon im März des Jahres 1844 fand die Habilitationsvorlesung Burckhardts statt; „im ehemaligen Doktorsaale der Münsterkirche" sprach der neue Dozent am Freitag 29. März über die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzuges. Das Thema war überaus passend gewählt, beging' doch Basel in jenem Jahre die 400. Säkularfeier der Schlacht bei St. Jakob. Der Redner knüpfte denn auch an diesen historischen Moment an und zeigte „in höchst anziehendem und belebtem Vortrage" dessen welthistorische Wichtigkeit. Die konservative „Basler Zeitung," in der uns ein Referat über diese Antrittsvorlesung erhalten ist, schließt ihre Ausführungen, aus denen schon das vorige Citat stammt, mit den Worten: „Gründliche Studien, ein historischer Blick, der sowohl das Allgemeine zu überschauen als das Einzelne scharf aufzufassen weiß, eine anschauliche lebensvolle Darstellung sind Eigenschaften, welche Herr Burckhardt bei diesem Anlaß auf erfreuliche Weise entwickelt hat, und welche zu schönen Hoffnungen künftiger Leistungen berechtigen." Das war das Debut Burckhardts in Basel. Das Gedenkjahr 1844 nahm den jungen Dozenten bald in direkter Weise in Beschlag. Zu der großen Säkularschrift der Historischen Gesellschaft zu Basel „Die Schlacht bei St. Jakob in den Berichten der Zeitgenossen" hat Jakob Burckhardt sechs von sieben der französischen Berichte beigesteuert, die zum größern Teile Abschriften aus Manuskripten der damaligen Bibliothèque royale in Paris sind. Von den „schweizerischen" Berichten hat Burckhardt bei dem über die Richtung zwischen Oester-

reich und Basel die Herausgabe mit Dr. jur. Aug. Burckhardt zusammen besorgt.

Noch vor dieser Arbeit im Dienste der Historischen Gesellschaft hatte Jakob Burckhardt, der am 30. November 1843 einstimmig als deren Mitglied war aufgenommen worden, seine Mitgliedschaft bethätigt durch zwei Vorträge, die er im Monat seiner Antrittsvorlesung über „Ursprung und Verlauf des Veltliner Mordes 1620“ hielt. Als Universitäts-Kollegien seines ersten Semesters — Sommer 1844 — kündigte er an: Deutsche Geschichte, vierstündig, und Geschichte der Baukunst, insbesondere seit Constantin, zweistündig. Dieser Zeitpunkt von Constantin an erinnert an dieselbe Abgrenzung in Kuglers Geschichte der Malerei. An dieses in 2 Bänden 1837 erschienene Werk dürften sich auch Burckhardts erste öffentliche Vorträge im wesentlichen angeschlossen haben: er hielt nämlich im Winter 1844/45 einen Vortragscyklus über Geschichte der Malerei, je einstündig wöchentlich zu Safran; das Abonnement stellte sich auf 4 Schweizerfranken. Gegen hundert Personen nahmen an diesem Cyklus teil. Der Kurs fand seinen Abschluß erst im folgenden Winter 1845/46, wo Burckhardt über die niederländische, französische und spanische Schule sprach nebst einer Darstellung der neuern Malerei bis auf die Gegenwart. So begann der 25-jährige gleich von Anfang an verheißungsvoll auf den beiden Gebieten der Geschichte und der Kunst seine Basler Gelehrten-Karriere.

Einer zweiten historischen Publikation Burckhardts zum Jahre 1844 ist hier noch Erwähnung zu thun. Im 4. Jahrgang des von Prof. Dr. Heinr. Schreiber in Freiburg i. B. herausgegebenen Taschenbuchs für Geschichte und Altertum in Süddeutschland (1844) veröffentlichte Burckhardt unter dem Titel „Die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz“ die Uebersetzung eines für die Geschichte der Gegenreformation in der Schweiz überaus interessanten Berichts

des päpstlichen Nuntius Monsignore di Venafro von 1612. Der Uebersetzer, heißt es in der Einleitung, war bemüht, bei aller Richtigkeit doch zugleich auch eine im Deutschen lesbare Schrift zu liefern. Das ist ihm bestens gelungen. Das Manuskript dieses Berichtes fand sich in den berühmten Informazioni politiche der Kgl. Bibliothek in Berlin, die schon Johannes v. Müller auszubeuten begonnen hatte, die dann aber erst durch Ranke für die Geschichtschreibung im höchsten Grade nutzbar gemacht wurden; sie bildeten mit die Hauptquelle seiner „Fürsten und Völker von Süd-Europa.“ Man darf wohl annehmen, daß Burckhardt durch Ranke auf diese Schätze aufmerksam geworden ist; er hat sie auf schweizergeschichtlich wertvolle Nachrichten hin angesehen. Das von Burckhardt in Uebersetzung veröffentlichte Aktenstück bezieht sich auf den stato spirituale della Nunziatura; es bespricht zunächst die Bistümer Konstanz, Sitten, Lausanne, Chur, Basel, sodann die Mönchsorden nach ihren verschiedenen Gestaltungen, die Nonnen und schließlich die Weltgeistlichkeit. Auch im folgenden 5. Jahrgang des genannten Taschenbuches (1846) hat Burckhardt unter dem Titel „Die päpstliche Nuntiatur in der Schweiz 1612“ eine Information des Kardinals d'Aquino an seinen Amtsnachfolger in Uebertragung und auszugsweiser Bearbeitung zum Abdruck gebracht. Das kurze Vorwort Burckhardts, das darauf hinweist, daß hier eine Art von Privatdenkschrift vorliege, was sich schon durch den weit sorglosern Stil kund gebe, ist datiert vom Juli 1845. Der an Einzelheiten reiche Text selbst zerfällt in die 3 Abteilungen: Allgemeines, Klöster und katholische Kantone.

Da wir Burckhardt in seinen spätern Jahren nie mehr mit der Veröffentlichung von Unediertem beschäftigt finden werden, da sich vielmehr bei ihm eine ausgesprochene Antipathie gegen das Ueberhandnehmen solcher Editionen von bisher Ungedrucktem herausbildete, die sich schon im Jahre 1860 in einer Anmerkung zur

„Kultur der Renaissance“ zu dem Satze verdichtete, daß eine gründliche, mit psychologischem Geist gearbeitete Geschichte des Prügelns bei den germanischen und romanischen Völkern wohl so viel wert wäre als ein paar Bände Depeschen und Unterhandlungen: so wird man uns die chronologische Freiheit nicht übel nehmen, wenn wir im Anschluß an die erwähnten Publikationen von Bibliothekenfunden noch einiger anderer aus der Zeit von 1849—1851 in diesem Zusammenhang gedenken. Das Archiv für Schweiz. Geschichte brachte in seinem 6. Band (1849) drei solcher Mitteilungen. Die erste giebt den Bericht eines Augenzeugen über den Veltlinermord von 1621 in seinem „barbarischen“ Italienisch; die Handschrift hatte Burckhardt in der Bibliothèque royale in Paris gefunden. Die zweite ist eine Relation des Andrea Cardvino über Genf, vom Jahr 1621; sie stammt aus der Berliner Kgl. Bibliothek; ein vollständiges Exemplar fand Burckhardt später in Paris. Der italienisch geschriebene Bericht wird durch Uebersetzung allgemein zugänglich gemacht; Haß gegen den Calvinismus hat diese Schilderung diktiert. Schließlich teilt Burckhardt „Päpstliche Instruktionen betreffend Veltlin und Genf, vom Jahre 1621“ mit: die eine, auf der Berliner Bibliothek, an den schweizerischen Nuntius Scappi, Bischof von Campagna, die andere auf der Königlichen Bibliothek in Paris, an den Pater Corona. Diese beiden Aktenstücke werden in deutscher Version, zum Teil auch im Auszug, wiedergegeben. — Wir finden ferner im 8. Band des genannten Archivs (1851) eine „Relation über Graubünden während des Strafgerichtes von Tusis (Spätherbst 1618),“ eine Schrift aus dem 4. Band der Berliner Informazioni politiche; das Ganze sei, wie der Herausgeber in seiner kurzen Vorbemerkung sagt, als Ausdruck diplomatischer Durchschnittsmeinung nicht ohne Interesse. Auch hier hat Burckhardt denen, die nicht italienisch verstehen, durch Verdeutschung geholfen. Einen Ueberblick „über Inhalt

und Wert italienischer Staatsschriften in Betreff der Schweizergeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts" enthält der 7. Band des Archivs (1851). Es ist eine Arbeit von etwas über fünf Seiten und giebt sich als den wesentlichen Inhalt eines Vortrags, den Burckhardt am 4. Oktober 1849 bei der Jahressitzung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz in Baden gehalten hat. „Nur ungern" biete er diese Zusammenstellung des ihm Bekannten, die vielleicht um ein Beträchtliches unvollständiger sei, als er selber berechnen könne. Das Verdienst, das sich Ranke in seinem „berühmten" Werke „Fürsten und Völker von Südeuropa" [in den spätern Auflagen unter dem Titel „Die Osmanen und die spanische Monarchie" bekannt] um die Anerkennung des Wertes italienischer Instruktionen, Relationen u. s. w. für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts erworben hat, wird Eingangs hervorgehoben. Der Aufsatz orientiert kurz über diese Art Quellen in ihrer Bedeutung für die Schweiz. Auch auf die informazioni in Berlin kommt Burckhardt zu sprechen: „von den während des Veltlinerkrieges ergangenen Instruktionen an die Nuntien bei fremden Höfen besitze ich aus der großen Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin ziemlich vollständige Auszüge oder Kopien." Im Ganzen lautet das Facit wenig tröstlich: „So ist der bisherige Gewinn aus italienischen Papieren für unsere Geschichte nur ein geringer, aber die Hoffnung auf künftige Entdeckungen ist dabei nicht ausgeschlossen." Auf eine wahrscheinlich ergiebige Quelle hat Burckhardt damals hingewiesen: auf die in Wien vorhandene Chronik Marino Sanutos. Wir wissen u. a. aus Dierauers Geschichte der Eidgenossenschaft, daß diese Vermutung Burckhardts völlig richtig gewesen ist; ja dieser selbst hat als 72=jähriger noch Gelegenheit gehabt, in der Historischen Gesellschaft über Marino Sanuto zu sprechen, als die Ausgabe der Annalen des venetianischen Historiographen von der Basler Bibliothek angeschafft worden war. Burck=

hardt hat bei diesem Anlaß mehrfach auf schweizergeschichtlich wertvolle Nachrichten hingewiesen.

Indem wir nach dieser Abschweifung zum Jahre 1844 zurückkehren, erübrigt uns noch, von einer kleinen, aber recht wertvollen kunsthistorischen Arbeit Jakob Burckhardts zu sprechen. In der Kommissionssitzung der Antiquarischen Gesellschaft vom 21. Oktober des genannten Jahres wurde als Gegenstand zum künftigen Hefte der „Mitteilungen" vorgeschlagen: „Die Kirche von Ottmarsheim," abgezeichnet und beschrieben von Dr. J. Burckhardt. So lautet der Protokolleintrag; acht Tage später wurde in der allgemeinen Sitzung dieser Vorschlag angenommen. So erschien denn 1844 im Verlag von Hasler & Comp. als zweite der Mitteilungen der Gesellschaft für vaterländische Altertümer in Basel: „Die Kirche zu Ottmarsheim im Elsaß von Dr. J. Burckhardt. (Mit einer lithographierten Tafel.)" Knapp sechs Seiten beansprucht der Text; die Tafel brachte, nach sorgfältigen Zeichnungen Burckhardts selbst, wie aus dem erwähnten Eintrag hervorgeht, die äußere Ansicht, den Grundriß, für das untere wie für das obere Stockwerk, den Durchschnitt, Säulenproben samt einer Basis in größerer Ausführung und ein Gesims. In ruhiger Sachlichkeit, ohne allen Schmuck des Stils, wird zunächst der Bau als Ganzes und in seinen Einzelheiten geschildert, die Frage nach dem Zusammenhang mit der Palastkapelle Karls des Großen in Aachen erörtert und auf Grund der wenigen Detailformen der Ottmarsheimer Kirche zwingend geschlossen, daß wir es hier mit einer spätern Nachahmung des Aachener Baues, und zwar vermutlich aus dem 11. Jahrhundert zu thun haben. Hat so nach Burckhardts schon von Anfang an befolgtem Grundsatz der Bau selbst so viel als möglich über seine Entstehungszeit Rede stehen müssen, so folgt nun die Einvernahme der historischen Zeugen; und da entscheidet vor Allem eine Urkunde für die 50er Jahre des 11. Jahrhunderts. Damit war

dieser wichtige Centralbau, entgegen allen problematischen Datierungen und luftigen Hypothesen, ein für alle mal richtig klassifiziert. Wenn Burckhardt später im Kolleg von Ottmarsheim sprach — natürlich ohne seine Arbeit mit einem Worte zu erwähnen — vergaß er nicht, seinen Hörern einen Besuch der Kirche warm zu empfehlen, und er freute sich, wenn diese Anregung auf guten Boden fiel, mochte er doch ahnen, daß der Mehrzahl der Bewohner Basels, auch der sog. kunstfreundlichen, das benachbarte Ottmarsheim eine unbekannte Gegend ist.

Im November desselben Jahres sprach Jakob Burckhardt in der Antiquarischen Gesellschaft über den von Ferd. Keller in Zürich herausgegebenen Bauriß des Klosters St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert.

So führte sich der neue Dozent in seiner Vaterstadt ein; es war, als ob er gleich im ersten Jahre der Basler Thätigkeit seinen Mitbürgern eine annähernde Vorstellung von seiner gewaltigen Arbeitskraft und seinem umfangreichen Wissen hätte beibringen wollen. Und an maßgebender Stelle wurde diese junge Kraft auch sehr bald richtig eingeschätzt. Schon Anfang März 1845 wandte sich im Namen der Universitätskuratel deren Präsident Ratsherr Andreas Heusler an das Erziehungskollegium mit folgendem Schreiben: „Herr Dr. Jakob Burckhardt hat schon in frühern Jahren zu schönen Erwartungen berechtigt, und als er vor einem Jahre die venia docendi an unserer Anstalt erhielt, durch seinen gehaltvollen Inauguralvortrag allgemein befriedigt. Er hat dann sowohl im verflossenen Sommersemester als im laufenden Winter durch Vorträge an der Universität wieder größeres Interesse für historische Studien erregt und durch seine vor einem größeren Publikum im Laufe dieses Winters gehaltenen Vorlesungen über Kunstgeschichte den Beifall und die Anerkennung bewährter Sachkenner sich erworben. Wir glauben daher, unsere Anstalt dürfe sich in jeder Beziehung Glück wünschen, diesen jungen wissenschaftlich wohl aus-

gerüsteten und thätigen Mann unter ihre Mitarbeiter zu zählen, und es dürfen die Behörden darauf bedacht sein, gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da er, wie wir vernehmen, eine Anfrage um Uebernahme einer schriftstellerischen Thätigkeit im Ausland erhalten hat, ihn fester an unsere Anstalt zu knüpfen. Das geeignete Mittel hiezu finden wir in der Ernennung desselben zum außerordentlichen Professor, worin derselbe, wie wir glauben, ein ermunterndes Zeichen der Anerkennung seiner bisherigen Leistungen erblicken würde." Es werden dann die Publikationen Burckhardts aufgeführt: die Dissertation, die Kunstwerke der belgischen Städte und der Conrad von Hochstaden. Dieses Schreiben wurde vom Erziehungskollegium an Bürgermeister und Rat weitergeleitet, und am 12. März erfolgte der Beschluß des Kleinen Rates, Jakob Burckhardt zum außerordentlichen Professor zu ernennen. Als Professor kündigt dieser auf Sommersemester 1845 außer der Fortsetzung der Geschichte des Mittelalters, die er im Winter 1844/45 begonnen hatte, noch älteste Geschichte der Schweiz an, zwei zweistündige Kollegien.

Das war eine ehrenvolle Anerkennung gleich zum Beginn der Dozentenlaufbahn, nur schade, daß mit der Ehre nicht die mindeste materielle Förderung verbunden war. So darf es denn billiglich nicht verwundern, wenn Burckhardt seine Blicke nach einem Ziele wandte, das ihm auch die Mittel zum selbständigen Lebensunterhalt bot. Die Anfrage, von der im oben citierten Schreiben die Rede ist, war wohl nichts andres als der Versuch Kuglers, Burckhardt nach Berlin zu ziehen und ihn dort im Dienste kunstwissenschaftlicher Litteratur zu beschäftigen; dieser Versuch mochte wohl für den Augenblick aufgehalten sein, auf die Dauer sah sich Burckhardt doch nicht in der Lage, das Anerbieten abzulehnen. Im Februar 1846 wandte er sich an die Kuratel mit der Bitte, ihm ein Semester Ferien zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien zu vergönnen, welche er zur Vervollständigung seiner Studien für

unentbehrlich halte. Im selben Monat hielt er noch in der Antiquarischen Gesellschaft einen Vortrag über Abt Suger und die Kathedrale von St. Denis. Im März erfolgte die Reise nach dem Süden. Die Vetturinfahrt ging nach Rom. . .

Auf Neujahr 1846 hatte Burckhardt noch die Basler Jugend und sicherlich auch zahlreich Erwachsene durch ein vortreffliches, die Wissenschaftlichkeit über der Popularität nirgends vermissen lassendes Neujahrsblatt über die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christentum erfreut. In ihrer schlichten Anschaulichkeit und klaren Einfachheit, mit der auch an sich gar nicht so unmittelbar verständliche Dinge wie das Verfassungs- und Rechtsleben der Alamannen geschildert werden, in der offenkundigen Sympathie, mit der Columban und seine Gefährten behandelt sind, dieses „wandernde Kloster im besten Sinne des Wortes," diese dreizehn entschlossenen Männer, in denen „vielleicht die höchste Bildung und Frömmigkeit der damaligen Zeit vereinigt" war, macht die anspruchslos und nach damaligem Brauch anonym auftretende Darstellung von 30 Seiten noch heute die Lektüre zu einem Vergnügen. Der so einleuchtend und fesselnd mit der Jugend zu reden verstand, der war zum Lehrer recht eigentlich berufen. Die Gelegenheit, diese glückliche Begabung auch für die Schule nutzbringend zu machen, bot sich wenige Jahre später. Indem man Burckhardt für die Schule gewann, wurde die drohende Gefahr beschworen, diese hervorragende Kraft endgiltig ans Ausland zu verlieren.

Am Abhang des Quirinals hatte Burckhardt Quartier genommen; die Aussicht von seinem Fenster aus auf Rom und die mächtig über alles hinauswachsende Peterskirche lernt man auf einem damaligen Briefe in reizender Federzeichnung kennen. Und in einem „beim schönsten Mondschein" entstandenen Briefe an den ihm damals eng befreundeten Prof. Wilhelm Wackernagel schildert er die Lage seiner Wohnung mit folgenden Worten: „Es ist hier

buchstäblich ein Jugendtraum wahr geworden, es sind die Paläste im Mondschein, dann links ein ungeheures Panorama vom Pantheon bis zum Monte Pincio, jetzt in das schönste Silberlicht getaucht, endlich rechts über einige friedliche Klöster und zerfallene Mauern weg der schwarze Pinienhain von Villa Ludovisi; unten aber auf dem barberinischen Platz, tief zu meinen Füßen, spritzt ‚mein Freund der Triton‘ seinen schimmernden Strahl in die Mondnacht. Von den Gassen herauf höre ich Gesang, auch ‚Lalen‘ und den Ausruf der Eßwarenkäufer, das Fahren der Karossen, die vom Corso zurückkommen und anderes ununterscheidbares Geräusch. Damit Sie aber den Moment ganz haben, müssen Sie sich die wunderbarste, reinste Nacht des Südens und den stärksten, herrlichsten Blütenduft von den Akazien des Monte Pincio her hinzudenken.“ Bald nach diesem Briefe vom 1. Mai 1846 war Burckhardt, wie er im August von Venedig aus demselben Adressaten meldet, von Kugler „für den künftigen Winter jedenfalls und eventuell für ewige Zeiten nach Berlin“ gerufen worden. Er sah sich deshalb genötigt, seinen Urlaub vorläufig bis Frühjahr 1847 sich verlängern zu lassen. Die Aufgaben in Berlin lauteten für Burckhardt: Umarbeitung von Kuglers Geschichte der Malerei und des Handbuchs der Kunstgeschichte, in möglichst kurzer, etwa halbjährlicher Frist. Abgesehen von dem angemessenen Honorar mußte den jungen Gelehrten die schöne Gelegenheit, sich durch die Bearbeitung zweier überall anerkannter Bücher litterarisch in weitern Kreisen bekannt zu machen, reizen. Kugler, der seit 1843 ins Kultusministerium berufen worden war zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten, hatte aber noch andere Pläne mit Burckhardt vor: er hoffte ihm eine gesicherte Anstellung in Berlin zu schaffen und hatte bereits die vertrauliche Zustimmung des Ministers dafür erwirkt. Burckhardt sollte an der Akademie der bildenden Künste über kunstgeschichtliche Gegenstände vortragen.

Auf den Herbst verließ Burckhardt Italien, um nach Berlin sich zu begeben. Außer Rom hatte er auch Neapel besucht, nahm sich aber vor, nicht wieder „unter das dortige Lumpenpack“ zu gehen — ein Vorsatz, der übrigens unausgeführt blieb: auf der Rückreise hatte er in Florenz Halt gemacht, das ihm auf Rom etwas prosaisch vorkam, vier Tage in Ravenna geweilt — „ich habe im Geiste mit Odoaker und Theodorich zu Tische gesessen“ — sodann dem „sinnbethörenden“ Venedig noch einen Besuch abgestattet. Die beiden Arbeiten in Berlin rückten nicht, wie Burckhardt ursprünglich gedacht hatte, so rasch vorwärts, daß er schon im Sommersemester 1847 an der Universität Basel seine Vorlesungen wieder hätte aufnehmen können; es wurde ihm vielmehr klar, daß die Geschichte der Malerei in der Neubearbeitung vor Mai nicht fertig würde — das Vorwort der 2. Auflage trägt denn auch das Datum vom 1. Mai 1847 — und daß für die neue Auflage der „Kunstgeschichte“ der beständige Umgang mit Kugler und das Konsultieren der Kupferstichwerke in Berlin nicht zu umgehen seien. Und nun wog Burckhardt, wie ein Schreiben vom Januar 1847 an Wilh. Wackernagel zeigt, die beidseitigen Chancen — hier Basel, dort Berlin — gegeneinander ab. Von der Universität Basel war eine fixe Anstellung nicht zu erwarten; der Gymnasialunterricht lockte Burckhardt damals nicht, auch die Redaktion der konservativen Basler Zeitung, an der er schon früher thätig gewesen war, und an die er auch etwa im Ausland als gelegentlicher Korrespondent dachte, wollte ihm, bei aller ausdrücklichen Hochachtung vor dem Blatt, jetzt nicht zusagen; auf der andern Seite bot sich in Berlin lohnende Arbeit und beste Aussicht auf eine gesicherte Position. Freilich, trotz aller herzlichen Freundlichkeit, die er im Hause Kuglers fand, trotz des damaligen täglichen Umgangs mit dem jungen Emanuel Geibel — Burckhardt hebt diesen Punkt besonders hervor — behagte ihm Berlin und seine Natur je länger je weniger, die Liebe zu

Basel und seiner Umgebung war im flachen Norden mächtig gewachsen, und dann ist man hier „so hübsch nahe bei Italien.“ So kommt Burckhardt zu dem Facit: nur gezwungen bleibe ich von Basel fort und kann nichts dafür. Da die Sachen nun einmal so stehen, will er auch nicht für ein weiteres drittes Semester um Urlaub einkommen, sondern direkt auf seine Professur an der Basler Hochschule verzichten.

Und so geht denn unter dem 28. März 1847 aus Berlin an die Kuratel der folgende Brief ab: „Nach reiflicher Ueberlegung und nicht ohne tiefes Bedauern finde ich mich veranlaßt, die mir im März 1845 anvertraute außerordentliche Professur der Geschichte wiederum in Ihre Hände niederzulegen. Zeitliche Rücksichten, welche zu übersehen mir nicht gestattet ist, legen mir diese Notwendigkeit auf, nachdem ich mich lange gegen diesen Gedanken gesträubt. Die Zeit meiner Rückkehr nach Basel ist zu ungewiß, als daß ich um eine fernere Verlängerung meines mit so vieler Nachsicht bewilligten Urlaubes einkommen dürfte. Welches nun auch mein künftiges Schicksal sein wird, unvergeßlich bleibt mir das Vertrauen und die Humanität, womit Ihre hohe akademische Behörde sowohl als die hochverehrten Herren Kollegen dem Anfänger aufmunternd und fördernd entgegen kamen; und wenn ich irgend einen heißen Wunsch hege, so ist es der, nach umfassenderen wissenschaftlichen Leistungen, als ich bis jetzt aufweisen kann, in diejenigen Verhältnisse zurückkehren zu dürfen, welche Ihre Güte mir einst eröffnete. Bis mich das Glück wiederum diese Pfade führt, soll mich immer der Gedanke begleiten, daß ich gegen die ehrwürdige Anstalt, welcher ich meine Bildung und meinen ersten Wirkungskreis verdanke, eine große Schuld abzutragen habe. Wenn mir in wissenschaftlichen Dingen irgend ein Erfolg zu Teil werden sollte, so seien Sie versichert, daß ich denselben im Geiste stets der alma mater Basiliensis zu Füßen lege.“

Im Herbst 1847 war die Neubearbeitung des Kugler'schen „Handbuches der Kunstgeschichte“ fertig geworden: wie bei der „Geschichte der Malerei“ war aus dem früheren ein wesentlich anderes Buch entstanden: die Zusätze Burckhardts machten, wie es in der Vorrede heißt, etwa den zehnten Teil des ganzen Werkes aus. In berufenere und jedenfalls auch pietätvollere Hände hätte Kugler seine Bücher nicht legen können, zudem waren die Veränderungen in beständigem Gedankenaustausch mit Kugler entstanden. Für Burckhardt erwuchs aus dieser Arbeit und diesem Umgang reicher Gewinn: einen riesigen Stoff hatte er hier durchzuarbeiten; mit bloßem Spezialistentum war es hier nicht gethan; es galt, ein ganzes gewaltiges Gebiet zu überblicken und sich eigen zu machen, es galt zugleich Knappheit und Prägnanz des Ausdrucks und klare Einteilung — eine treffliche Vorschule für den künftigen Verfasser des „Cicerone,“ für die umfassende Beherrschung der ganzen kunsthistorischen Domäne. Und neben dieser wissenschaftlichen Förderung wie seine Reize der Geselligkeit bot das Kugler'sche Haus! Paul Heyse hat uns in dem von 1860 datierten Widmungsbrief „an Jakob Burckhardt in Basel,“ den er seiner Uebersetzung italienischer Volksgesänge*) vorgesetzt hat, eine schöne Schilderung dieses Zusammenlebens geistvoller Menschen gegeben. Er schreibt: „Mein teurer Freund! Als ich vor mehreren Jahren den Plan faßte, dem spanischen Liederbuch, das ich in Gemeinschaft mit Geibel herausgegeben, ein italienisches an die Seite zu stellen, hoffte ich damit vor Allen unserm Kugler und Dir eine Freude zu machen und zugleich eine Schuld des Dankes an Euch Beide abzutragen. In jenem wohlbekannten Zimmer des kleinen Hauses am Ende der Friedrichstraße, wo Du vor dreizehn Jahren ein täglicher Gast warst und ich, als ein halbwüchsiger Student, bald ein zweites Elternhaus fand,

*) Vgl. oben S. 20.


Photogravure Meisenbach Riffarth & Co. Berlin

berührten mich neben so Vielem, was ich begierig einsog, auch die ersten Klänge südlichen Volksgesangs. Als wäre es gestern gewesen, stehen mir die Abendstunden vor der Erinnerung, wo Ihr beide am Klavier einander abzulösen pflegtet. Noch klingt es mir im Ohr, wie Dein Liebling, die Luvisella, dem berühmten Te voglio bene assaie fast den Rang ablief und die zierliche Serenade Buona notte amata bene gegen Pergoleses mutwilliges Morgenständchen einen schweren Stand hatte, bis wir uns aus den Orangenhainen des Südens nach unserm deutschen Wald zurücksehnten und Kugler mit seiner tiefen edlen Stimme die schönen Eichendorff'schen Lieder sang, in denen des Knaben Wunderhorn von neuem erwacht schien."

Am 30. September reiste Burckhardt von Berlin ab, nicht nach Basel, dessen Universität seinen Namen im Lektionskatalog für das Wintersemester 1847 nicht mehr aufführt, — auf den beiden Kugler-Bearbeitungen nennt sich Burckhardt nur Dr. — sondern südwärts nach Rom. Die weite Reise ging offenbar sehr direkt von Statten; am 10. Oktober Mittags gegen 2 Uhr, wie das Skizzenbuch notiert, fuhr Burckhardt durch die Porta del popolo in die ewige Stadt ein. Bis in den April 1848 dauerte dieser zweite Rom-Aufenthalt. Am 9. Mai traf Burckhardt in Basel ein. Die Vaterstadt hatte seiner in der Zwischenzeit nicht vergessen.

Schon im Früjahr 1846 hatte die Curatel dem Erziehungskollegium ein Ansuchen vorgelegt, das für die Geschichtstunden an der Anstalt des Pädagogiums einen rascher fortschreitenden und anregenderen Unterricht wünschte; einen bestimmten Vorschlag hatte sie damals aber nicht gemacht, weil sie abwarten wollte, bis Prof. Dr. Burckhardt, auf den sie ihr Augenmerk gerichtet hatte, disponibel sein würde. Dieser Fall trat nun im Frühjahr 1848 ein, indem, wie die Curatel vernahm, Burckhardt Lust zeigte, von Rom, „wo er gegenwärtig aus Kunstinteresse weilt," in seine Vater-

stadt zurückzukehren. Die genannte Behörde nahm deshalb ihren Vorschlag wieder auf: auch für den historischen Unterricht, gleichwie für die andern Fächer, sollten die Realisten von den Humanisten getrennt werden; den Geschichtsunterricht in beiden Realisten-Klassen — zusammen 8 Stunden — sollte Prof. Burckhardt übernehmen. Die Curatel ist überzeugt, daß sie an Burckhardt einen Lehrer „von äußerst anregendem und vorteilhaftem Einfluß auf die Schüler" gewinne. Neben dieser Lehrstelle hatte aber die Behörde für den Rückkehrenden noch einen andern Posten als zweite, wenn auch bescheidene Einnahmequelle in Aussicht genommen: die neu kreierte Stelle eines Konservators am Museum, für welche die freiwillige akademische Gesellschaft einen Kredit gewährt hatte, so daß sie den sparsamen Staat nichts kostete. Einen Teil dieses ausgeworfenen Kredites würde der Konservator für seine Bemühungen am Museum erhalten, den Rest dagegen dafür, „daß er an der Universität sowohl als auch publice Vorträge über die Geschichte der Kunst und politische Geschichte, in welch letzterer Herr Burckhardt bekanntlich ebenfalls Bedeutendes geleistet hat, halte." — Burckhardt ließ sich für sein liebes Basel wieder gewinnen. Die Konservatorenstelle freilich legte er, mit Schreiben vom 25. Februar 1849 an die Museumskommission, nieder, „ohne dieselbe angetreten zu haben." „Anderweitige Pflichten meines Berufes, deren Umfang ich seither kennen gelernt habe, sowie auch der Wunsch, einige Zeit und Kräfte zu freien Arbeiten übrig zu behalten, machen mir diesen Entschluß zur Notwendigkeit." Doch stellt er sich zur Verfügung für die Uebersiedelung und Neuaufstellung der Gegenstände im Museumsbau.

So war denn dem dreißigjährigen Gelehrten endlich in seiner Vaterstadt eine Stelle mit sicherm Einkommen — es handelte sich, wie wir wohl verraten dürfen, um 900 Fr. im Jahr — geschaffen worden. Für seine Universitätsthätigkeit erhielt der außerordent-

liche Professor, der seine Vorlesungen jetzt wieder mit Eifer aufnahm, auch fernerhin keine Entschädigung. Daß dies nicht nur eine bloße Vermutung ist, beweist ein von Peter Merian unterzeichneter Brief der Universitäts-Curatel an das Erziehungskollegium vom Juli 1854: hier erfährt man, daß Burckhardt für den erkrankten Prof. Brömmel den Geschichtsunterricht an der Humanistenabteilung des Gymnasiums erteilte; damit er nun auch dessen Vorlesungen an der Universität halte, beantragt die Curatel, ihm einen Kredit von 400 Fr. zu gewähren, denn man könne ihm nicht zumuten, diese Universitätsvorlesungen als außerordentlicher Professor ohne fixen Gehalt unentgeltlich zu halten. „Dieses Auskunftsmittel, heißt es dann weiter, „dürfte sich um so mehr rechtfertigen, als die bisherige akademische Thätigkeit des nach Gabe und Kenntnissen bekanntlich sehr ausgezeichneten Herrn Prof. Burckhardt noch niemals durch Geldentschädigung von Seiten der Behörde remuneriert worden ist." Um so mehr versteht man, mit welcher Bitterkeit es Burckhardt erfüllen mußte, als er bei der Umwandlung der realistischen Abteilung des Gymnasiums in die sog. Gewerbeschule 1852/1853 seine Geschichtslehrerstelle verlor, wie es heißt, weil er sich — gewiß mit Recht — nicht dazu hergeben wollte, die Geschichtsdiktathefte der Schüler schulmeisterlich zu korrigieren. Der Groll Burckhardts über diese Unbilligkeit, die auch noch ihre andern unerbaulichen Motive mag gehabt haben, zittert noch in den von dem Betagten geschriebenen Personalien deutlich nach, und mündlich pflegte es noch deutlicher zu lauten. Auf den Winter 1854 war dann freilich die materielle Einbuße für Burckhardt dadurch kompensiert worden, daß statt des erwähnten Kredits ihm durch Beschluß vom 20. September ein Gehalt von 1200 Fr. zugebilligt wurde, mit der Verpflichtung, daß er in der ersten Klasse des Pädagogiums wöchentlich vier Stunden unterrichte und an der Universität 4—6 Stunden in der Woche geschichtliche Vorlesungen

halte. Allein im Grunde war das doch nur ein Provisorium, bedingt durch die Krankheit Prof. Brömmels; die feste Stellung war Burckhardt verloren gegangen, und diese Kränkung vergaß er nie.

Im Winter 1848/49 trat Burckhardt, der an der Universität über Geschichte der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderung vierstündig las, wieder vor ein größeres Publikum, indem er vom November bis in den März 1849 hinein Vorlesungen über die Zeit des 30-jährigen Krieges hielt; damals, wie auch später, erwies sich der Saal zu Safran als zu klein, und mußte Burckhardt in den zu jener Zeit größten Saal im Erdgeschoß des Kasinos — das jetzige Caféhaus — übersiedeln. Gegen 250 Zuhörer lauschten diesen Vorträgen. Solcher zusammenhängender Cyklen über ausgedehnte geschichtliche Perioden hat Burckhardt dann auch weiterhin einige gehalten: 1849/1850 über die Blütezeit des Mittelalters, 1852/1853 über die Zeit Friedrich des Großen, 1863/64 in 15 Abendstunden über die Zeit der Gegenreformation (1560—1600). Ein Hörer dieser ersten Cyklen im Kasino, der verstorbene Dr. Karl Wieland, hat seine Erinnerungen an den Redner Burckhardt in folgender Schilderung zusammengefaßt: „Noch steht mir sein Bild vor Augen, wie er im untern Saale des Stadtkasino — jetzt Caféhaus — auf einem kleinen Podium, vollständig frei stehend, in ungezwungener, aber schöner Haltung die öffentlichen Vorlesungen über die Blütezeit des Mittelalters, die Zeit Friedrich des Großen, hielt. Er war im Stande, dank seinem ihn belebenden Schönheitsgefühl zu leisten, was wohl nicht leicht ein anderer vermag: eine ganze Stunde vor seinen Zuhörern dazustehen, ohne je in eine unschöne Bewegung oder Haltung zu verfallen." Eine Anekdote aus dem Mittelalter-Cyklus mag in diesem Zusammenhang noch ihre Stelle finden. Burckhardt hatte sich mehrfach gestört gefühlt durch einige ältere Damen, die es nicht unterlassen konnten, ihrer Strickstrumpfleidenschaft auch in den Vorträgen

zu fröhnen; da beschloß er eines Abends dieser Unsitte den Krieg zu erklären; er behandelte eben die Königin Bertha und bemerkte nun bei diesem Anlaß: die Königin hatte die schlechte Gewohnheit, auch sehr zur Unzeit zu arbeiten, indem sie sogar auf ihrem Pferde spann. Die Strickstrümpfe verschwanden, um nie wieder zu erscheinen.

Vom Wintersemester 1849/50 an hatte Burckhardt, der in den geschichtlichen Kollegien hauptsächlich Mittelalter und Schweizergeschichte behandelte, auch die kunstgeschichtlichen Vorlesungen wieder aufgenommen, freilich meist nur zweistündig; Uebersicht der Kunstgeschichte, Archäologie der christlichen Kunst, Uebersicht der antiken Kunst, lauten die Ankündigungen im Lektionskatalog. Ein einziges Mal, im Sommer 1851, bezog sich das vierstündige Hauptkolleg auf „allgemeine Kunstgeschichte." Daß diese kunsthistorischen Vorlesungen großen Anklang fanden, geht aus der Erzählung eines damaligen Hörers hervor: „B. mag damals das größte Auditorium Basels um sich versammelt haben, denn fast zwei Drittel der Studentenschaft, die zu jener Zeit (1849) fünfzig Mann stark mag gewesen sein, hörte seinen Kunstschilderungen eifrig zu." Der Zauber von Burckhardts Rede wirkte schon damals, obschon sie, wie uns der Verstorbene zu verschiedenen Malen erzählt hat, vom Manuskript sich noch nicht wie später völlig befreit hatte.

Ins Jahr 1849 fällt eine reizende Probe von Burckhardts erstaunlicher Vielseitigkeit: ein Bändlein Gedichte; es betitelt sich „Ferien. Eine Herbstgabe" und ist bei J. E. Neukirch in Basel erschienen; der Autor nannte sich freilich nicht, und das Geheimnis soll eine Zeitlang von den Eingeweihten gut bewahrt worden sein; schließlich aber erfuhr die Oeffentlichkeit doch, wer der Verfasser sei, und die Tradition hat diese Kenntnis nie mehr untertauchen lassen. Ein Drittel dieser Gedichte ist seither in den hübschen Sammelband der Basilea poetica (2. Aufl. 1897) über-

gegangen, selbstverständlich ebenfalls ohne Nennung des Dichters. Die formelle Gewandtheit lag Burckhardt, wie schon jene Elegie von 1839 zur Genüge bewiesen haben mag, gleichsam im Blut; von seiner Kunst des poetischen Extemporierens hat uns Beyschlag erzählt; im frohen Bonner Kreise hatte diese spielende Leichtigkeit manigfachsten Anlaß zur Bethätigung gefunden; der Umgang mit Kugler, Geibel, Heyse bedeuteten eben so viele Förderungen dieser poetischen Begabung in Burckhardt. Denn das wird Niemand bestreiten wollen, der in einem der seltenen Exemplare diese Gedichte — etwa dreißig an der Zahl — gelesen hat, oder sie auch nur aus den Proben kennt, daß hier ein Lyriker von zarter und echter Empfindung, von edlem und reichem Geiste, von sinniger Gemütstiefe die Saiten rührt. Manchmal erreicht der sprachliche Wohllaut eine wahrhaft musikalische Schönheit, so in der herrlichen sapphischen Ode „Serenade.“

Klare Mondnacht, senke den stillsten Schlummer
Auf dieß Haus! Traumgenius, schütte gaukelnd
Aus dein Süllhorn über der Allerschönsten
Heimliches Lager.

Ungehört soll leisen Gesanges Klaglaut
Ihr vorbeiziehn; über die weiße Stirne
Gleite kein unwilliger Zug, da Sie nicht
Achtet des Sängers.

Aber horch, von Deiner geweihten Schönheit
Im Gebüsch fern singen die Nachtigallen,
Dir zum Ruhm rings duften die Rosenbeete,
Slüstern die Pappeln.

Draußen geht, deß Lied Du verschmähst, zur Sremde
Hingewandt. Sern unter entlegnen Zonen
Wird ein Gott ihm geben Gesang, zu preisen,
Hehre, Dein Antlitz.

Wenn es wahr wäre, was Jak. Bächtold behauptet hat, daß ein Formkünstler wie Heinrich Leuthold, der um jene Zeit

Burckhardts Vorlesungen hörte und ihm auch persönlich näher trat, für seine „Serenade" bei diesem Vorbilde seines einstigen Lehrers eine Anleihe gemacht hat, so würde das wohl am lautesten für die Vorzüglichkeit der Ode sprechen; denn schlechte Poeten hat Leutbold nicht nachgeahmt. Nicht alles steht auf dieser Höhe der Vollendung; aber Nachlässigkeiten wird man nirgends begegnen, stammen doch diese Lieder aus jener Zeit der Formenglätte, die sich etwa durch den einen Namen Geibel charakterisieren ließe. Ein Gedicht wie das dreistrophige „In ein Stammbuch" könnte auch der Weichheit der Stimmung nach in den 1848 erschienenen „Inninsliedern" stehen. Eine gewisse ästhetische Beschaulichkeit und da und dort etwas pessimistisch angehauchte Resignation liegen wie ein zarter Schleier über diesen Versen. Recht bezeichnend ist die Mahnung „An einen Dichter (1848)" beginnend mit den Worten: „Daß Dir nichts die Ruhe stehle!"; und weiter heißt es dann: „Du entsage! gieb dein Sinnen — Ganz dem Schönen; bettelarm, — Doch im Herzen göttlich warm — Zieh' getrosten Muts von hinnen." Der Dichter, an den diese Apostrophe gerichtet war, hieß Paul Heyse; unter sein Porträt, das er zu jener Zeit an Burckhardt gesandt hat, schrieb er mit zierlicher Hand die eben citierten Verse.

Zu Liebe, Freundschaft, Natur gesellt sich auch die Kunst bei unserm Dichter; und bezeichnend genug, der Künstler, dessen Preis gesungen wird, ist der große stimmungsmächtige Schilderer italienischer Landschaftsherrlichkeit: Claude Lorrain. Er war und blieb ein Liebling Burckhardts: was das Sonett zu seinen Ehren sang, das faßte ein Lustrum später der Verfasser des „Cicerone" in die Worte zusammen: „Claude, als reingestimmte Seele, vernimmt in der Natur diejenige Stimme, welche vorzugsweise den Menschen zu trösten bestimmt ist, und spricht ihre Worte nach." Das letzte Kolleg, das Burckhardt zu lesen vergönnt war, fand im Frühjahr

1893 seinen Abschluß mit der Behandlung Claude Lorrains — ein schöner Zufall, denn der Lehrer wußte damals nicht, daß er nie mehr zu seinen Studenten würde sprechen können.

Das 43 Seiten starke Büchlein beschließt eine alcäische Ode „Bestimmung des Dichters." Da betont Burckhardt stolz, daß, „ob er auch nicht empfing die höchsten Weihen," doch auch ihm das heilige Gut der Dichtung anvertraut ward, damit ein Priester mehr am Altar des Ewig=Schönen sei. Wie einen Schutzgeist betrachtet er dieses Gut, und er will es treu verwalten, wäre es nur: „Daß einst in späten Jahren ein liebend Aug' — In meinem Lied sein eigenes Leid und Glück — Und daß ein Geist, der nach der Schönheit — Pilgert, den treuen Gefährten finde." In anderm, wenn auch wahrlich nicht weniger herrlichem Sinne, ist diese Hoffnung des Dichters Burckhardt in Erfüllung gegangen. Tausenden ist er auf der Pilgerfahrt nach der Schönheit der treue Gefährte geworden. Das war Burckhardts Bestimmung, die Bestimmung des Gelehrten, der zugleich ein Dichter war.

Es war nicht die erste und zugleich die letzte Gabe lyrischer Blüten, die Burckhardt hier zu einem hübschen Strauße zusammengebunden den Freunden der Poesie bot: vier Jahre später ist die unter dem Titel „E Hämpfeli Lieder" bekannte Gedichtsammlung erschienen (bei Schweighauser 1853). Wiederum ist kein Verfasser genannt. Es sind auf 27 Seiten dreizehn baseldeutsche Gedichte. Den Dialekt handhabt Burckhardt mit großer Gewandtheit, obwohl auch bei ihm etwa einmal der Ausdruck mehr aus dem Hochdeutschen ins Baseldeutsche übersetzt als völlig mundartlich gewachsen erscheint. Ihrem Inhalt nach sind diese herzigen Gedichte mit Ausnahme des ersten und des letzten, des frohen Prologs „Im Maie" und des ernsten Epilogs „Vorgsicht", Liebeslieder von meist sehr persönlichem und konkretem Charakter, nie sich verlierend in Bombast oder Phrase, bei allem Feuer und aller Glut

doch von wohlthuender Einfachheit und diskreter Schlichtheit. Man fühlt es ihnen ohne Ausnahme ab, daß hier keine bloßen Phantasiestücke an eine fingierte Geliebte vorliegen, sondern echt Empfundenes und wirklich Erlebtes seinen Ausdruck gefunden habe. Darin liegt neben dem poetischen der persönliche Wert dieser kleinen anspruchslosen Sammlung. Es hat etwas Reizvolles, fast möchte man sagen Tröstliches, den großen Gelehrten, der dann zeitlebens Junggeselle geblieben ist, hier dem sonnigen Glücke einer warmen Herzensneigung hingegeben zu sehen.

Burckhardt hat im letzten Gedicht gleichsam sich selbst eine Mahnung zukommen lassen: in dem merkwürdigen „Vorgsicht," wo der Dichter schildert, wie ihm, da er mit zwei Freunden müde heimkehrt, drei Männer entgegenkommen, den Wanderern durchaus ähnlich, aber doppelt so alt, und nun den drei jungen von ihrer Zukunft zu reden anfangen, da lauten die Worte an den Poeten:

— — „O glaub's, heig d'Mensche gern!
„'S isch's einzig Glück! und was di jetz begeistret,
„Syg's Liebi, Fründschaft, Heimeth, Poesie,
„Gib's nit lycht uf! S'ka mengs e Täuschung sy,
„Und enneweg e gheime Sege druf!"

In demselben Jahre wie das „Hämpfeli Lieder" sind im „Deutschen Musen-Almanach für das Jahr 1853, herausgegeben von O. F. Gruppe," zwei hochdeutsche Gedichte von „Jakob Burckhardt zu Basel" zum Abdruck gelangt. Das eine betitelt sich wiederum Elegie, wie jenes Jugendgedicht von 1839, und variiert im Grunde nur in reicherer und reiferer Fassung das Thema der ersten: die Sehnsucht nach dem Süden. Das andere Fontana nuova schildert mit reizender Anschaulichkeit den Brunnen auf dem Markt einer italienischen Stadt und geht aus in einen Segenswunsch für das südliche Land. Für die Schönheit der Elegie mag diese selbst im Wortlaut zeugen.

Du in den Winkel gedrückt, schweinsledergebundenes Büchlein,
Hinter den vordern Reih'n tief in den Schatten gestellt,
Steige, des Bücherbretts bescheidenster Bürger, hernieder; —
Puh! — weg blas' ich den Staub; sieh, Theokrit, Hesiod!
Und dem hellenischen Text genüber nach alter Gewohnheit,
Die für die Schwachen gesorgt, dehnt sich ein treues Latein.
Gruß euch, „Werke und Tage," und euch sicilische Lieder,
Hier wo Boreas stürmt durch den hercynischen Wald!
Einsam sitz' ich am Herd und lausche dem fernen Gesange,
Der Jahrtausende her tönt über Meer und Gebirg.
Götter wandeln vorbei, der Urzeit ländliche Sitten
Glaub' ich zu schaun, und dich, Küste des südlichen Meers,
Dich von Hymnen umrauscht, von heiligen Hainen und Wassern,
Kranz der vergangenen Welt, o syracusische Flur!
Und im Busen erneut Sehnsucht ihr altes Gelübde,
Dich noch einmal zu sehn, mildes hesperisches Land!
Der ich so vieles verlor, gern steig' ich hinab zu den Vätern,
Wenn das Beste mir einst südliche Sonnen gereift;
Dann zur glücklichen Fahrt sollst du mich begleiten, o Büchlein!
„Ach, wie lange?" — Geduld! höre den nächsten Entschluß:
Wenn zum siebentenmal sich rundet die Scheibe des Vollmonds
Und am Himmel regiert Sirius' heißes Gestirn,
Und das Geschick mirs fügt, dann nehm' ich auf flüchtige Wochen
Ueber's Gebirg dich mit in das lepontische Thal,
Und wie Hamilcar's Sohn dem staunenden Heer in den Alpen
Zeig' einstweilen ich dir Pforten italischer Au'n.
Sei nicht neidisch! es harrt in der Tasch' ein alter Gefährte,
Mein Virgil, den einst ich zu Ancona gekauft
Nahe dem Bogen Trajan's, und der mich von Adria's Ufern
Herbstliche Thäler entlang führte zum ewigen Rom.
Wandert Beide mit mir! nicht mächtige Römerruinen,
Prunkende Städte zu schau'n, noch das unendliche Meer;
Doch am heißen Mittag in schattigen Schluchten gelagert,
Von Waldströmen umtos't blättr' ich und nasch' ich in euch;
Ueber uns wogt, vom Zephyr bewegt, der Kastanie Laubdach,
Hell durch's felsige Thor leuchtet die Ferne herein;
Dort im schwellenden Grün, auf kühlen Lianen und Farrnkraut
Sollst du verweilen mit mir Stunden des Traums, Theokrit!
Oder in Dörfern am See ausruh' ich mit dir auf der Steinbank
Wölbiger Hallen; davor plätschert die blinkende Flut,

Spiegelt die Sonne zurück und erhellt an der Mauer das alte
Bild der Madonna, wo rings Schwalben ihr Nestlein gebaut.
Also träum' ich mit euch, bis längere Schatten den Abend
Mir ankünden — hinaus dann über Thal und Gebirg!
Purpurn glühn aus Wäldern herab einsame Kapellen,
Hell aus Rebengehäng ragen die Villen empor,
Nicht Paläste! da füllt nicht Marmorgebilde die Säle,
Doch vom hohen Altan winkt mir ein gastlicher Gruß.
Nochmals nehmet mich auf, die ihr so traulich den Fremdling
Nicht ihn kennend empfingt! gönnt einen Abend mir noch
Jenem gleich, da fröhlich umringt von Alten und Jungen
Ich mit Lachen und Scherz eure Gesänge gelernt,
Während goldene Glut umfloß das Gebirg' und die Thale,
Bis am reinen Azur Sterne der Dämm'rung erwacht.
O, noch klingen bei Nacht mir Lieder aus jenen beschwingten
Stunden in's Ohr, wie dir, seliger Geist, Theokrit,
Als heimkehrend vom Fest der Demeter jenen Gesang*) du
Schufst, Jahrtausende noch Sehnen zu wecken und Lust!

Von spätern Veröffentlichungen Burckhardt'scher Gedichte ist uns nichts bekannt. Das in der Basilea poetica unter der Signatur J. B. abgedruckte „Isola bella (Juni 1800)" stammt aus Burckhardts Basler Studentenzeit. Privatim hat der Verstorbene noch bis in seine letzten Jahre die ihm nahe Stehenden mit Gedichten — oft sehr heiteren Inhalts — erfreut, und es machte ihm nichts aus, gelegentlich auch sich statt des Deutschen des Italienischen zu bedienen, das ihm offenbar mit gleicher Mühelosigkeit aus der Feder floß.

Mit diesen kurzen Ausführungen über die poetische Seite in Burckhardts Begabung, die eine Zeitlang vielleicht der rein wissenschaftlichen ernstliche Konkurrenz gemacht hat, müssen wir uns begnügen; wir stehen unmittelbar vor den Jahren, die uns die zwei ersten für Burckhardts Ruhm entscheidenden Werke gebracht haben.

Als im Jahre 1850 der erste Jahrgang des von Friedrich Eggers in Berlin herausgegebenen Deutschen Kunstblattes erschien

*) Die VII. Idylle (Thalysia).

steuerte auch Jakob Burckhardt sein Scherflein bei in Gestalt zweier kleiner Aufsätze unter dem Titel: Kunstbemerkungen auf einem Ausflug in den Kanton Tessin und nach Mailand. Sie bestehen, wie die Ueberschrift besagt, aus einzelnen Bemerkungen: bald sind es die Fresken an Tessiner Häusern und Kirchen; dabei wird unter anderm auf die „fürchterliche“ Gestalt des geschundenen Bartholomäus hingewiesen und beigefügt: „es wäre von Wert, den Einfluß einer so abscheulichen Kultusfigur auf Sitten und Anschauungen einer ganzen Provinz berechnen zu können;“ bald sind es einzelne Kirchen und ihre Kunstschätze, die besprochen werden: das Seminar in Ascona — der Passus über das dortige Altarblatt von J. R. Rahn in seinen „Kunst- und Wanderstudien“ 2. Auflage S. 169 citiert — das Minoritenkloster S. Maria degli Angeli in Lugano, „eine der geweihten Stätten oberitalienischer Kunst.“ Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß dieses vor zwei Jahren — 1848 — aufgehobene Kloster im Jahre 1850 zum Kauf feilgeboten wurde, bei einem Gantruf im Juli aber keinen Liebhaber fand; in Lugano selbst möchte man am liebsten einen Gasthof aus dem Kloster und seinem Kreuzgang machen: „nur ließe sich bei der Spärlichkeit des jetzigen Fremdenzuges vor der Hand nicht viel dabei gewinnen;“ Burckhardt ist bei diesen eventuellen Veränderungen nicht ohne schwere Bedenken wegen der Werke Luinis. Weiter kommt er dann auf die mailändische Malerschule zu sprechen, deren Schwäche fast zu allen Zeiten die Komposition gewesen ist; sie sei entweder einförmig oder bunt überladen. An Luini rühmt er die wahrhaft rafaelische Süßigkeit; „nirgends aber sind diese großen Eigenschaften mit einer weniger entwickelten Komposition, mit ungeschickteren Linien verknüpft gewesen.“ Die Dome von Como und von Mailand kommen recht schlecht weg; kindlich und sinnlos wird des erstern Fassade genannt, dem letztern wird vor allem die unschöne Verteilung des Lichtes als Haupt-

fehler angerechnet. Eins freilich hat der Mailänder Dom ins Feld zu führen: „Von außen wird das Gebäude immer durch Uebermacht des phantastischen Eindrucks die Schwäche des künstlerischen vergessen machen.“ Der „Cicerone“ ist in seinem Räsonnement über das genannte Gebäude in wesentlichen Punkten diesen „Kunstbemerkungen“ gefolgt; für Como lautet das Urteil später bedeutend freundlicher. — Zum Schluß sei noch einer Stelle gedacht, die sich weniger auf Kunst als auf moderne italienische Geschmacklosigkeit bezieht: „Bei öftern Reisen auf der Straße von Lugano über Como nach Mailand bemerkt man die beständige Zunahme architektonischer Malereien an den Landhäusern, die oft wie gotische Theaterdekorationen aussehen, meist in dem wüsten Geschmack des Domes von Mailand. Andere Eigentümer lassen ihre Villa als Ruine bemalen, mit scheinbaren verwitterten Quadern, ringsum (gemalter) Epheu und Grasbüschel, u. dergl. m. Wie viel Romantik dabei mit im Spiele sein mag, lasse ich auf sich beruhen; eine nähere Erklärung liegt wohl darin, daß Mailand vorzugsweise die Stadt der Theater und der prächtigen Dekorationen ist. Dergleichen will man dann auch zu Hause vor sich sehen. In dieses Kapitel gehören auch die in Stein ausgehauenen Karnevalsmasken, Musikanten u. s. w. — Statuetten von 2, 3 Fuß Höhe — welche zu halben Dutzenden als Zierrat auf den Hofmauern stehen. Man kann sie in Mailand bestellen oder fertig kaufen; einzelne wären als Chargen sogar Dantan's würdig. — Es gehört immerhin eine gute ästhetische Verdauung dazu, neben so viel echter, großartig massiver Architektur die gemalte Parodie und außerdem noch den in Stein gehauenen Humor während einer ganzen Villeggiatur zu ertragen und hübsch zu finden.“

An drei Abenden, im Oktober und im November 1850, trug Burckhardt in der Historischen Gesellschaft eine Arbeit über Erzbischof Andreas von Krain vor; sie erschien dann im 5. Band der Beiträge

zur vaterländischen Geschichte unter dem Titel: „Erzbischof Andreas von Krain und der letzte Concilsversuch in Basel 1482—1484." Auf etwas über hundert Seiten erzählt hier Burckhardt in der fesselndsten Weise mit Benutzung des in Basel befindlichen archivalischen Materials das Auftreten und die Geschicke jenes sonderbaren Heiligen, der aus Rom in die Schweiz kam, um in Basel den verglimmenden Funken eines großen Concils zur Reformation der Kirche noch einmal anzufachen, der durch sein turbulentes Treiben die Stadt in starke Ungelegenheiten mit der römischen Curie brachte und schließlich im Spalenturm erhängt gefunden wurde. So amüsant stellenweise diese Episode auch ist, so sehr eine Zeit lang diese Concilsunternehmung, die der von Lorenzo Medici nach Basel geschickte Baccio Ugolini ein Collegio di falliti nannte, die Gemüter der damaligen weltlichen und geistlichen Machthaber erregt hat: was uns die Schrift Burckhardts heute noch so wertvoll macht, ist weit weniger ihr rein historischer Inhalt, der, wie man aus dem 3. Band von Pastors Papstgeschichte sieht, auch jetzt noch durchaus nicht veraltet ist, als vielmehr die kulturhistorische Beleuchtung, in die das geschichtliche Geschehen hier gerückt wird. Es weht Renaissanceluft durch diese Schrift; das Italien des ausgehenden 15. Jahrhunderts, namentlich Rom als Sitz des Papstes, erhalten ihre lebendige Charakteristik: der italienische Fürst ist zum „politischen Künstler" geworden, er verfügt über eine bis „zum wahren Kunstwerk gesteigerte Falschheit." Wer denkt da nicht an den ersten Abschnitt der „Kultur der Renaissance" vom Staat als Kunstwerk? Die Päpste und ihre Umgebung mögen unsittlich, ja ungläubig sein; „aber das damalige Rom ist eine der Geburtsstätten der sogenannten Renaissance, der neueren, durch das Altertum befruchteten Anschauungs- und Darstellungsweise in Kunst, Litteratur und Leben; und diese Renaissance ist eine der bedeutendsten Erinnerungen der heutigen Nationen;" und weiter: „daß hier unter

ganz ausnahmsweisen Bedingungen der Boden sich vorbereitete für einen Raphael und Michel Angelo, könnte uns, historisch erwogen, allein schon mit gar manchem versöhnen." Und wie ist Sixtus IV. porträtiert! „In der Sakramentskapelle der St. Peterskirche sieht man ein herrliches erzgegossenes Grabdenkmal von Pollajuolos Hand; die liegende Gestalt mit dem harten, schwer zu deutenden Mönchsantlitz ist umgeben von den Figuren der Wissenschaften, welche Sixtus besaß, und der Tugenden, die ihm fehlten;" „seine Religion darf man sich wohl nicht als heterodox, wohl aber als dasjenige Element vorstellen, welches in seinem Wesen am schwächsten repräsentiert war." Infessuras Tagebuch hat hier dem Forscher das Material geliefert. Von dem geistigen Leben des damaligen Roms heißt es: „Mag nun auch bei diesem gebildeten Treiben einige Affektation mit untergelaufen sein, so war doch schon viel damit gewonnen, daß höhere Bildung in Rom als notwendige Empfehlung galt, sobald nicht Macht und Intrigue das große Wort führten. Platina schildert uns z. B. die Abbreviatoren der päpstlichen Kanzlei als ein Collegium der trefflichsten, gelehrtesten Leute. ‚Da waren, sagt er, die erfahrensten Juristen; da waren Dichter und Redner, welche der Curie eben so viel Glanz verliehen, als sie von ihr empfingen.' — In diesem oder einem ähnlichen gesellschaftlichen Kreise dürfen wir wohl Pomponius Lätus aufsuchen, dem Platina später sein Haus auf dem Quirinal vermachte, mit dem Lorbeerhain, aus welchem diese Poeten ihre Preiskränze pflückten. Mit der orthodoxen Gesinnung wurde es dabei nicht sehr genau genommen; die Päpste übersahen es schon, daß man dem klassischen Altertum näher stand als dem Evangelium und der Kirche, wenn sie nicht gar selber dergleichen Ansichten teilten. Nur Paul II. muß es einst bei dem Ueberhandnehmen dieses philosophischen Heidentums bange geworden sein; er ließ sogar Verfolgungen eintreten. Mit seiner venetianischen Kaufmannsbildung liebte er es,

Edelsteine zu sammeln und begriff vom Altertum wenigstens die Schönheit der Statuen, die man ausgrub und deren er eine ziemliche Anzahl in seiner gewöhnlichen Residenz, dem Palazzo di Venezia am Fuß des Capitols, aufstellte. Er war ein prächtiger, großer Mann, der es nicht verschmähte, sich bei öffentlichen Funktionen zu schminken und auf alle Weise zu putzen; schon bei seiner Wahl hätte er sich gerne Formosus genannt, wovon ihn die Kardinäle nur mit Mühe abbrachten."

Und wie Burckhardt vom 15. Jahrhundert als solchem dachte, geht aus einer Stelle am Schluß hervor, wo er die verschiedenen Hypothesen über den etwas geheimnisvollen Tod des Erzbischofs von Krain gegen einander abwägt: „Es fällt uns nicht ein a priori zu behaupten, die damaligen Leiter der Stadt wären zu moralisch, zu unschuldig gewesen, um den Erzbischof nötigenfalls insgeheim erwürgen zu lassen. Das 15. Jahrhundert erzog Menschen mit andern Nerven, als die unsrigen sind. Wenn ein Volk unaufhörlich die Hand am Schwert halten, sich seines Lebens wehren muß, so bildet sich unter dem ewigen Belagerungszustand eine andere Wertschätzung alles Thuns und Lassens aus, als in der laulichen Temperatur eines von außen garantierten Weltfriedens. Auf den Schlachtfeldern des Herzogs von Burgund hatte die damalige Generation ihre Lebensstimmung erhalten. Und diese Männer hätten wohl auch mit Andreas von Krain, sobald es sich um die Wohlfahrt der Stadt handelte, keine besondern Umstände gemacht. Was sie zurückhielt war nicht die Humanität. Man denke nur an ihre Zeitgenossenschaft mit einem Ludwig XI., einem Ludovico Moro, einem Richard III.! Aber sie bedurften der Mordthat nicht."

Geistreichen Einzelheiten in Auffassung und Ausdruck begegnet man auf Schritt und Tritt, da und dort läßt auch der Schalk sich hören: In Bern, das „recht eigentlich die Stadt des heiligen Betruges und der Befangenheit" war, hatte kurz vor des Erz-

bischofs Andreas Ankunft der Leutpriester auf Befehl des Bischofs von Lausanne „das bekannte große Anathem über die Engerlinge ausgesprochen; konnte man sie nicht vertilgen, so wollte man ihnen wenigstens die Meinung sagen." Als das Interdikt vom päpstlichen Legaten über Basel verhängt wurde, waren die Barfüßer und die Clientel ihres Klosters fast die einzigen Menschen, die dieses überhaupt beobachteten: „Schon ein erhaltenes Namensverzeichnis verbreitet einen unverkennbaren Duft von Klostersuppen;" nach Aufzählung dieser Namen fährt Burckhardt fort: „Ganz sonderbar nehmen sich in dieser Gesellschaft andächtiger Weiblein ein paar Herren von dem hohen Stift aus. — — Hier bei urteilsfähigen Männern wäre auch die geschichtliche Betrachtung zu einem viel strengeren Urteil genötigt, als z. B. bei den Clarissen u. s. w." Vom Legaten heißt es einmal: „Der ränkevolle Legat hatte sich speziell in das befangene Gewissen oder in die Menschenfurcht der hiesigen Geistlichkeit einzubeißen versucht." Diese Beispiele mögen genügen. Den geistreichen historischen Erzähler Burckhardt wird man in dieser Schrift immer wieder gerne aufsuchen.

Unmittelbar nach der Abfassung dieser Arbeit muß sich Burckhardt aufs eifrigste dem Studium der spätern römischen Kaisergeschichte zugewandt haben; man kann das schließen aus einem Vortrag, den er im Dezember 1851 in der Historischen Gesellschaft über die „Geschichte der Staatsgewalt im spätern römischen Reich" gehalten hat, und man kann als sicher annehmen, daß der Vortragende damals die Quintessenz des ersten Abschnittes aus dem ein Jahr später — Dezember 1852 — erschienenen Werke über „die Zeit Constantins des Großen" seinen Hörern darbot. Auf der ersten Seite der genannten Schrift liest man: „Wenn dieses Buch einer allgemeinen Einleitung bedarf, so wird dieselbe am ehesten die Geschichte der höchsten Staatsgewalt des sinkenden Römerreichs im dritten Jahrhundert nach Christo enthalten müssen."

Ein Buch von über 500 Seiten in der ersten von Schweighauser in Basel gedruckten und verlegten Auflage, stellt „Die Zeit Constantins des Großen“ schon äußerlich die umfangreichste aller bisherigen Publikationen Jakob Burckhardts dar, aber auch ihrem Inhalte nach läßt sie alles Frühere weit hinter sich. Gewiß, der Conrad von Hochstaden wie der Andreas von Krain waren treffliche historische Monographien, die vielleicht niemand gerade so, wenigstens in Bezug auf die Heranziehung des kulturhistorischen Momentes, würde geschrieben haben; aber den Eindruck unbedingter Originalität und eigenster Größe bringt doch erst der Constantin hervor. Burckhardt wußte, daß er mit diesem Buche etwas bot, was bisher Niemand geboten hatte. Er habe — so pflegte er zu erzählen — bei der Lektüre der Quellen gemerkt, daß die kulturgeschichtliche Seite derselben bisher noch gar nicht ausgebeutet worden sei; er habe daher begonnen diese Dinge zu sammeln und zusammenzustellen, für das Thatsächliche seien Clintons Fasti Romani zur Hand gewesen. So erschien dem genialen Historiker die Entstehung seines Werkes fast wie ein Spiel. Daß es freilich seines Blickes, seiner Divinations- und Intuitionsgabe bedurfte, um aus den Quellen gerade das herauszufinden und herauszugestalten, was die wesentlichen Züge jener ganzen Periode bildet und bestimmt, davon sagte Burckhardt nichts. Und wie bescheiden lautet doch auch die Vorrede zur ersten Auflage: „Der Verfasser hat nicht vorzugsweise für Gelehrte geschrieben, sondern für denkende Leser aller Stände, welche einer Darstellung nur so weit zu folgen pflegen, als sie entschiedene abgerundete Bilder zu geben im Stande ist. Immerhin wird es ihm von größtem Werte sein, wenn die neuen Resultate, die er in den hier behandelten Partien gewonnen zu haben meint, auch bei den Männern vom Fache Billigung finden.“ Für dieses Bestreben, die Ergebnisse der Forschung in möglichst anziehender Form einem gebildeten Leserkreis vorzulegen, fand Burckhardt, wie wir aus seinem

eigenen Munde wissen, die Vorbilder in französischen Historikern wie Guizot und Thierry: „hier sah man, wie man es machen mußte, um noch einigermaßen die Leser für derartige Dinge zu interessieren; diesen Ruhm wird man den Franzosen nie streitig machen können.“ Im weitern Verlauf der Vorrede gesteht dann Burckhardt, daß er bei der Verschiedenheit des Urteils über Wichtigkeit oder Unwichtigkeit einer Thatsache sich darein ergebe, seine Behandlungsweise als eine subjektive bestritten zu sehen. Nicht ohne leisen Spott fügt er bei: „Sicherer wäre es wohl z. B. gewesen, aus den vorhandenen Geschichten Constantins mittelst kritischer Prüfung eine neue zusammenzustellen und mit einer gehörigen Anzahl von Quellencitaten zu versehen; allein ein solches Unternehmen hätte für den Verfasser nicht denjenigen innern Reiz gehabt, welcher einzig im Stande ist, alle Anstrengung aufzuwiegen. Es soll hiermit über die verschiedenen Behandlungsweisen dieses Stoffes durchaus nicht abgeurteilt werden; genug, wenn man nur auch der unserigen ihr Plätzchen an der Sonne gönnt.“

Gewidmet war, um das hier noch anzumerken, das Buch in seiner ersten Auflage „Herrn Professor Dr. Heinrich Schreiber zu Freiburg im Breisgau in ehrerbietiger Dankbarkeit.“ Schon früher fanden wir Burckhardt als Mitarbeiter am Schreiber'schen Taschenbuch; die Bekanntschaft mit diesem Manne geht aber noch weiter zurück: als Schreiber im Jahre 1837, damals schon ordentlicher Professor in Freiburg, seine Schrift über „Glareanus, seine Freunde und seine Zeit“ erscheinen ließ, da konnte er in einer Anmerkung die Notiz über die Eintragung Glareans in die Matrikel der Basler Universität, sowie andere Nachrichten über den genannten Humanisten „der ausgezeichneten Gefälligkeit des Herrn Stud. J. Burckhardt zu Basel“ verdanken, „welcher sich der Mühe unterzog, Matrikelbuch und Protokoll der dortigen Universität für diesen Zweck zu durchgehen und auch sonst noch manches mitzuteilen,

was für die Biographie Glareans von Bedeutung erschien." Es möchte dies die erste Bekanntschaft gewesen sein, die der damalige 18- oder 19-jährige Burckhardt mit der Welt des Humanismus gemacht hat. Dies im Vorbeigehen.

Die große Problemstellung lautete für Burckhardt im Constantin dahin: „das merkwürdige halbe Jahrhundert vom Auftreten Diocletians bis zum Tode Constantins in seiner Eigenschaft als Uebergangsepoche zu schildern." Der Charakter der Uebergangszeiten liegt in einem gewissen allgemeinen Gefühl der Unsicherheit, in einem Sehnen nach etwas Neuem, das man mehr ahnt als in seinen Umrissen scharf erkennt, in einer krankhaften Sucht nach neuen Reizungen und Impressionen — um ein modernstes Schlagwort zu wählen — in jener weite Kreise ergreifenden Stimmung, wenn nicht gar Ueberzeugung, man lebe in einer Zeit der Decadence, die Welt sei alt geworden. In solchen Zeiten wird die Macht und der Sieg schließlich derjenigen fest, klar, einleuchtend sich darbietenden neuen Lehre oder Weltanschauung zufallen, welche am meisten den schon vorhandenen Seelenstimmungen entgegenkommt, sie in ihr Bette leitet und ihnen ein höheres Ziel weist; und die weltliche Macht wird gut thun, mit diesem kräftigen Neuen, auch wenn es vorläufig nur erst Sache einer Minorität wäre, zu rechnen, weil es unter Umständen für den Staat selbst eine Lebensgefahr werden könnte. Das ist ungefähr mit allgemeinen Worten umschrieben das geschichtliche Phänomen, das Burckhardt durch tausend lebensvolle Züge, wie durch die feinste psychologische Analyse in glänzender Darstellung uns verständlich macht. In zwei mächtigen Herrschergestalten koncentriert sich der gewaltige Umwandlungsprozeß: in Diocletian und in Constantin. Dort der große heidnische Imperator, in dessen Ruhmesbild nur die schwere Christenverfolgung eine dunkle Stelle bildet, hier der kalte Rechner, der „das Christentum als Weltmacht begriffen" hat; dort eine niedergehende einst mächtige

alte Kultur, hier eine kraftvoll aufstrebende, die Lebensauffassung neu orientierende Weltreligion. Und nun ist es eine der Hauptaufgaben Burckhardts, alle die Elemente aufzuweisen, welche die antike Welt in Gährung und Fäulnis versetzt und so den Boden zubereitet haben, auf dem das Christentum Wurzel fassen und sich entfalten konnte. Da findet sich denn das Eindringen vieler neuer Götter und Kulte, meist aus Asien, und Hand in Hand damit deren Vermengung und Verwechslung mit den bisherigen Gottheiten; die Folge ist eine innere Auflösung und Zersplitterung des Heidentums; dazu kommt das immer stärker werdende Verlangen nach neuen Mysterien als „Umweg zur Unsterblichkeit," die anfängt alle Gemüter als Problem und als Gegenstand der Sehnsucht zu beschäftigen; daneben gelangt der Aberglaube in allen Formen und Möglichkeiten immer stärker zum Wort. Diese durchgehende Zersetzung des Heidentums war nun aber nicht nur „als solche dem Christentum im allgemeinen günstig," sondern ihre einzelnen Symptome enthielten „mannigfach eine Vorahnung des Christentums, eine Annäherung an dasselbe." Was diesen ganzen Zersetzungsprozeß aber noch zu Gunsten des Christentums beschleunigen mußte, war die eigene innere Alterung und Entartung des antiken Lebens und seiner Kultur: diese geht von der physischen Verschlechterung der Rasse bis hinauf in die feinsten Schöpfungen des Menschengeistes auf dem Gebiete der Kunst und Poesie. In diese Verhältnisse hinein tritt Constantin, „der geniale Mensch, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen," bei dem „von Christentum und Heidentum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein" kann. Und er versteht die Zeichen der Zeit: er läßt das Christentum nicht nur gewähren, er läßt es als Kirche sich etablieren und eröffnet selbst das berühmte Concil von Nicäa. Zur herrschenden Lehre geworden, zeigt die christliche Kirche sehr bald die bedenklichsten Züge der Entartung;

neben diese widerliche Hierarchie tritt aber als ein stetes Vorbild der Kirche, ohne das sie völlig verweltlicht wäre, die Askese, die sich im Mönchsleben ihr hohes Ideal schafft.

Nur in ganz großen Zügen haben wir den enorm reichen Inhalt des Werkes andeuten können; es stellt eine immer aufs neue fesselnde und zum Nachdenken stimmende Verrechnung mächtiger Kulturpotenzen in ihrem Auf und Nieder, in ihrem Gegensatz und ihrem Ineinanderfließen, in ihren Licht- und ihren Schattenseiten dar. Nur ein Historiker von ganz außergewöhnlich scharfem Blick für die feinsten Regungen der Psyche ganzer großer Volksschichten wie des einzelnen Individuums durfte sich an diese unendlich schwierige und delikate Aufgabe heran wagen. Und selbst einem solchen auserwählten Geiste konnte unmöglich alles auf den ersten Wurf einwandsfrei gelingen. Von solchen Einwänden wird der gegen die Beurteilung Constantins durch Burckhardt aufs engste zusammenhängen mit der Frage nach dem Werte des Eusebius als Quelle für das Charakterbild des Kaisers. Für Burckhardt ist bekanntlich der Bischof Eusebius von Cäsarea „der widerlichste aller Lobredner, der erste durch und durch unredliche Geschichtschreiber des Altertums;“ einem solchen Biographen traut er auch das Schlimmste zu, er kommt daher mit all seiner Erbaulichkeit über den Christen Constantin für Burckhardt gar nicht in Betracht. Andere haben anders geurteilt: Ranke, der in der Weltgeschichte (3. Teil, 1. Band) ein äußerst blasses Bild Constantins entwirft, ohne Burckhardts mit einem Worte zu erwähnen, hat dann in den Analekten zu diesem Bande Eusebius kritisch beleuchtet und nach Kräften zu retten versucht; hier wird auch „die Zeit Constantins des Großen“ des Citierens gewürdigt. Französischerseits hat ein so feiner Kenner jener Zeiten, wie Gaston Boissier, der Verfasser des Werkes La fin du paganisme, in Constantin einen wenn auch auf seine ganz besondere Weise gläubigen Christen sehen wollen. Kam man mit Burckhardt selbst

auf diese Kontroversen zu sprechen und erzählte man ihm von solchen Rettungsversuchen Constantins, so lächelte er und meinte: es werde schließlich doch bei seinem Urteil bleiben. Und wir teilen diese Ansicht: mit Constantin, dem Mörder und Eidbrecher, sollte sich der christliche Glaube hüten, Geschäfte machen zu wollen. Ein andrer Passus des Werkes wird wohl immer streitig bleiben: die hypothetische Erklärung der Diocletianischen Christenverfolgung. Auch hier hat es sich Ranke in der Weltgeschichte recht leicht gemacht, indem er einfach von Lactantius die Angabe herübernahm, daß der Aberglaube der Opferbeschauer beim Heere den Anlaß zur Verfolgung gegeben habe. Burckhardt hat auch in der zweiten Auflage, in der er die in der ersten bestrittene Aechtheit der Lactanz-Schrift über die Martyrien der Verfolgten unumwunden zugiebt, auf alle die Widersprüche der genannten Erzählung hingewiesen und seine Vermutung einer christlichen Palastrevolution, wenn auch mit allen Klauseln, aufrecht erhalten. Bald nach dem Erscheinen des „Constantin" hat sich Gieseler in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen," in seiner Besprechung der „gelehrten und geistreichen Schrift," die ihm mannigfache Belehrung und Anregung gewährt habe, gegen diese Hypothese Burckhardts ausgesprochen, ohne freilich in ihr irgendwie ein Majestätsverbrechen gegen das Christentum zu erblicken. Das blieb dann einem erbaulichen Recensenten der „kritischen Bibliographie der neuesten theologischen Litteratur" vorbehalten, der mit Adjektiven wie infam und perfid gegen Burckhardt losschlägt und wünscht, das Blut Jesu Christi hätte sich an dem Herzen des Verfassers bezeugt. — Burckhardt ist, wie schon erwähnt, bei seiner Ansicht geblieben; diskutierbar ist sie auf alle Fälle.

„Die Zeit Constantins des Großen" ist durchgehend glanzvoll und mit Temperament geschrieben. Ueberall treten uns reicher Geist und herrliche Plastik des Ausdrucks entgegen. Dabei scheut Burckhardt das Verwerten historischer Analogien und Vergleiche so wenig

als etwa Theodor Mommsen in seiner Römischen Geschichte, deren erster Band das Jahr nach dem „Constantin“ erschienen ist. So meldet sich bei Anlaß des antiken Aberglaubens einmal der Name des Cagliostro; bei den religiösen Aktenstücken Constantins, in denen sich „der öde Deismus eines Eroberers laut macht, welcher einen Gott braucht, um sich bei allen Gewaltstreichen auf etwas außer ihm berufen zu können,“ heißt es: „auf ganz ähnliche Wendungen ist Napoleon in seinen arabischen Proklamationen in Aegypten verfallen.“ Und an einer andern Stelle liest man: „in Betreff seiner persönlichen Ueberzeugung hat Constantin die Unterthanen so wenig zu einer bestimmten Ansicht gezwungen als Napoleon, da er das Concordat schloß.“ An einzelnen psychologisch wunderbar feinen allgemeinen Aussprüchen, über Staat und Kirche, über den Zug des Menschen nach Einsamkeit und so vieles andere, ist hier reicher Ueberfluß. — Mit diesem kulturhistorischen Erstlingswerk war der 34=jährige Gelehrte in die erste Reihe der Historiker getreten.

Wohl die früheste öffentliche Begrüßung ist Burckhardts Constantin in der „Basler Zeitung“ zu teil geworden; schon in der Nummer vom 22. Dezember 1852 findet sich da eine kleine, aber außerordentlich warm gehaltene Anzeige der Schrift. Von der Darstellung, die als „durchweg lebhaft, anziehend, geistreich“ charakterisiert wird, heißt es weiterhin: „sie hat eine fast französische Eleganz, ohne jedoch deutscher Gründlichkeit zu ermangeln; es ist das ein Vorzug, den dieses Buch vor vielen andern voraus hat, denn gerade der pedantische, schleppende, unklare oder schwülstige Stil macht oft deutsche Werke, die sonst mit Gründlichkeit geschrieben sind, ungenießbar, während auf der andern Seite mehr oberflächlich gehaltene französische Bücher durch die Art ihrer Darstellung fesseln.“ In kurzen Worten wird hier ein wesentliches Kennzeichen von Burckhardts Geistesart betont: die überaus glückliche Vereinigung und gegenseitige Ergänzung von germanischem

und romanischem Wesen; er, der zeitlebens von deutscher Wissenschaft überaus hoch gedacht hat, ward doch nie müde, auf die großen stilistischen Vorzüge der Franzosen hinzuweisen.

Man hätte denken sollen, ein Buch wie „die Zeit Constantins des Großen," das in deutschen Zeitungen und Zeitschriften im Ganzen doch überaus anerkennend besprochen worden war, würde einen großen Leserkreis gefunden haben; allein dem war nicht so: der „denkenden Leser aller Stände," die für ein solches Werk sich interessierten, scheint es in der Schweiz wie in Deutschland herzlich wenige gegeben zu haben. Und so kam es, daß 27 Jahre vergingen, bevor eine zweite Auflage nötig wurde. Das Buch war inzwischen, ohne daß Burckhardt Kenntnis davon erhalten hatte, an den Seemann'schen Verlag in Leipzig verkauft worden. 1880 ist diese zweite Auflage erschienen. Burckhardt war, wie er an Herrn Seemann damals schrieb, nicht der Ansicht, daß das Buch merklich vermehrt werde; kein neues Material sollte in dasselbe hinein verwoben, sondern nur eine Anzahl von Thatsachen rektifiziert werden. Im Ganzen schätzte er die Aenderungen auf 30 bis 50 Zeilen. So haben wir zum Glück diese Neuauflage aus Burckhardts eigener Hand erhalten; seinen andern großen Werken ist es bekanntlich, mit einer teilweisen Ausnahme, nicht so gut ergangen. Gewidmet war diese „zweite verbesserte und vermehrte Auflage" dem Stadtdirektor in Karlsruhe, Herrn Friedrich von Preen, einem alten Freunde Burckhardts.

Wir haben schon erzählt, wie Burckhardt, der Verfasser des Constantin, seine Schullehrerstelle bei der Reorganisation des Gymnasiums von 1852/53 verlor. „Da nahm ich die Kunstgeschichte wieder hervor," hat er einst der Erzählung dieser Unbill beigefügt. Es folgt in den Jahren 1853 und 1854 ein langer zusammenhängender Aufenthalt in Italien — irren wir nicht, so hat ihn Burckhardt einmal auf vierzehn Monate angegeben; in

der erstaunlich kurzen Zeit von zwei Jahren wurde das ungeheure Material zum „Cicerone“ gesammelt und verarbeitet. Das Staunen vor Burckhardts Arbeitskraft und Vielseitigkeit wächst noch, wenn wir erfahren, daß er im Winter 1854/55, während er an Schule und Universität den erkrankten Ordinarius der Geschichte vertrat, noch die Zeit und die Spannkraft fand für neun öffentliche Vorlesungen litterarischen Inhalts, wobei neben Calderon und der Legende des hl. Severin LaRochefoucaulds Maximen, Byrons Childe Harold und Manzonis Verlobte, neben Sebastian Münsters Cosmographie und Corneilles Polyeucte Schillers „Künstler“ sowie „einige Dichter Napoleons“ die Themata abgaben. Hier fühlen wir uns dem Inkommensurablen des Genies gegenüber.

Haec est Italia Diis sacra: dieses Wort aus der Naturgeschichte des Plinius bildet das Motto und in gewissem Sinne auch das Leitmotiv des „kleinen dicken Buches,“ das 1855, wiederum bei Schweighauser in Basel erschien; sein Titel lautete: „Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens.“ Ein schöner Widmungsbrief „an Franz Kugler in Berlin“ eröffnet das Buch; er hebt mit den Worten an: „Die Frucht eines abermaligen längern Aufenthalts in Italien, welche ich Dir, liebster Freund, hier überreiche, gehört Dein von Rechteswegen. Ich könnte sie Dir widmen, weil ich vier Jahre in Berlin als ein Kind Deines Hauses gelebt und große Arbeiten von Dir anvertraut erhalten habe, oder weil ich überhaupt den besten Teil meiner Bildung Dir verdanke; am liebsten aber soll diese Widmung Dich erinnern an unsere friedlichen Spaziergänge durch den sommerlichen Flugsand, wie durch die Winternässe und den Schnee eurer Umgegend. Ich weiß, daß mir nichts mehr die geistige Mitteilung ersetzen wird, deren ich damals teilhaftig wurde. Auch in diesem Buche ist das Gute, was man finden mag, eine Frucht Deiner Anregung. Für das Uebrige wünsche ich selber

verantwortlich gemacht zu werden." Dann macht Burckhardt auf ein Moment seines Buches aufmerksam, das neben allen seinen andern Ruhmestiteln ganz besonders hervorglänzt: „Du siehest, wie ich mit unserer schon etwas bejahrten ästhetischen Sprache gekämpft habe, um ihr ein eigentümliches Leben abzugewinnen." Wenn der „Cicerone" kein anderes Verdienst hätte als das, daß er die Kunstsprache in ganz unvergleichlicher Weise bereichert hat, so würde er schon deshalb als ein Markstein in der Entwicklungsgeschichte kunsthistorischer Forschung dastehen: das charakterisierende Adjektiv gewinnt hier ein ganz neues, ungeahntes, beherrschendes Leben; die verschiedenartigsten Aeußerungen der Formenwelt weiß Burckhardt in so einleuchtenden, klaren Ausdrücken nach ihrem innersten Wesen und nach ihrer spezifischen Funktion zu kennzeichnen, daß wir nicht nur das Gefühl haben, es könnte nicht besser gesagt werden, sondern es könnte überhaupt nicht anders gesagt werden.

In der eigentlichen Vorrede hat dann Burckhardt seine Behandlungsweise des Stoffes noch näher auseinandergesetzt: „Das Räsonnement des „Cicerone" macht keinen Anspruch darauf, den tiefsten Gedanken, die Idee eines Kunstwerkes zu verfolgen und auszusprechen. Könnte man denselben überhaupt in Worten vollständig geben, so wäre die Kunst überflüssig und das betreffende Werk hätte ungebaut, ungemeißelt, ungemalt bleiben dürfen . . . Das Ziel, welches mir vorschwebt, war vielmehr: Umrisse vorzuzeichnen, welche das Gefühl des Beschauers mit lebendiger Empfindung ausfüllen könnte." Die Kritik der Namengebungen weist Burckhardt als nicht in der Aufgabe seines Buches liegend ab; er hält sich an die gewöhnlichen Annahmen, wo er nicht seine persönliche Ansicht giebt. „Für diejenigen endlich, welchen nur das Rarste und Unzugänglichste Freude macht, ist hier wenig gesorgt. Solche suchen im Grunde nicht die Kunst, sonst würde ihnen das vermeintlich Allbekannte mehr zu denken geben."

Der riesige Stoff zerfällt von selbst zunächst in die drei großen Hauptpartien: Architektur, Plastik, Malerei. Der Architektur wird bei jeder Stilperiode ein Abschnitt über die Dekoration beigegeben. Innerhalb jeder dieser Abteilungen wird der Denkmälerbestand von der Antike an bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts behandelt; so wird der innere Zusammenhang gewahrt: wie ein großes Continuum erscheint jedesmal die einzelne Kunstgattung, was um so wertvoller ist, als es sich hier ja um die Denkmäler eines Landes handelt, wo der Faden des künstlerischen Schaffens sozusagen nie abriß, wo namentlich in der Architektur, zum Teil auch in der Plastik das Altertum immer wieder als ein mächtiges Ferment sich erwies. Die neuesten Auflagen des „Cicerone" haben, indem sie die ganze Antike in ein besonderes erstes Bändchen vereinigten, diesen reiflich erwogenen innern Organismus des Werkes stark erschüttert.

Von der wissenschaftlichen Ehrlichkeit Burckhardts giebt den besten Begriff, daß er ganz genau in der Vorrede namhaft macht, welche Gegenden und Städte Italiens er entweder nie oder in unreifem Alter besucht hat. Ueber Pästum südlich und über Capua und Nola östlich ist Burckhardt nicht gedrungen. Die Autopsie von Bauwerken hat er nur in den seltensten Fällen durch das Studium von Abbildungen ersetzt.

Und nun beginnt das Buch wie mit einem Hymnus auf die griechische Kunstwelt mit der herrlichen Schilderung des Poseidonstempels von Pästum: „Von den drei erhaltenen Tempeln der alten Poseidonia sucht das Auge sehnsüchtig den größten, mittlern. Es ist Poseidons Heiligtum; durch die offenen Trümmerhallen schimmert von fern das blaue Meer." Auch in diesem Falle wie beim „Constantin" kann es nur unsere Aufgabe sein, auf einige Punkte in dem wunderbaren Buche Burckhardts hinzuweisen. Zunächst eine trockene, aber nicht unwichtige Zahlennotiz: von den rund 1050 Seiten des „Cicerone" entfallen ungefähr 500, also nahezu die

Hälfte auf die Kunst der Renaissance (Frührenaissance bis Beginn des Barockstils), und zwar je 200 Seiten auf Architektur und Malerei und 100 Seiten auf die Skulptur. Man sieht, wohin für Burckhardt der Schwerpunkt des italienischen Kunstschaffens fällt. Die lange verkannte und vernachlässigte Kunst der Renaissance hatte ihren Geschichtschreiber gefunden, der ihr die ihr gebührende Stellung innerhalb der Kunstgeschichte endgiltig eroberte; dies gilt namentlich für die Architektur. Burckhardt hat ihr Wesen wie ihre Bedeutung für die ganze moderne Baukunst erkannt und man kann wohl sagen abschließend definiert. Der „Großpriester der Renaissance“ ist Burckhardt von Waagen und Kugler genannt worden. Wohl ist es ein unorganischer Stil im Vergleich zu den beiden einzigen organischen, dem griechischen und dem gotischen; aber in der Verteilung der Wandflächen, in der Schaffung von Räumen hat er Schönheitselemente zu Tage gefördert, die in den beiden genannten Stilen sich nicht finden und gar nicht finden können. Die Väter dieses Stils, ein Brunellesco und Alberti, verlangen vom Altertume „nicht eine neue Kompositionsweise im Großen, sondern nur eine neue Ausdrucksweise im Einzelnen,“ und diese lieferte ihnen das römische Altertum in zweckdienlicherer Weise, als dies das griechische vermocht hätte. Und selbst die Gotik hat in Italien dieser neuen Baukunst vorgearbeitet, indem sie das Hauptgewicht auf das Schaffen weiter Räume und großer Flächen legte, zwei Forderungen, die die nordische Gotik ganz entschieden abgelehnt hatte. Burckhardt hat dieses Verdienst oder vielleicht besser diese Eigenart der italienischen Gotik zum ersten Male klar erkannt und ist von dieser Erkenntnis aus auch zu einer gerechteren Würdigung der Bauwerke dieses Stiles gelangt. Nur dem Mailänder Dom, dessen phantastischen Eindruck er in vollem Maße zu würdigen verstand — „prachtvoll bei Tag und fabelhaft bei Mondschein“ — ist Burckhardt, wie schon erwähnt, nie gut geworden.

Und wie Burckhardt den neuen Stil in seinem kräftigen, geistreichen Werden, seiner reinsten Blüte in den ersten Jahrzehnten des Cinquecento und seinem allmählichen Kälter- und Starrerwerden mustergiltig charakterisiert hat, so verstand er auch dessen Entartung im Barock den relativen Wert abzugewinnen; ja er hat vielleicht hier noch in höherem Maße als bei den Renaissancebauten klärend und befreiend gewirkt: „Die Barockbaukunst spricht dieselbe Sprache wie die Renaissance, aber einen verwilderten Dialekt davon.“ Wie nun Burckhardt dem Formenschatz und dem Ausdrucksvermögen dieses Architekturdialektes nachgegangen ist, wird stets bewunderungswürdig bleiben. „Es erscheint mir als Thatsache, heißt es im Vorwort, daß eine genaue und besonnene Mitbetrachtung dieser Epoche (eben des Barockstils) den Genuß der vollkommenen Werke der goldenen Zeit wesentlich steigern hilft.“ „Allerdings, fügt er bei, „gilt dies nur für uns Laien, denn der Künstler soll eigentlich nur das Beste ansehen.“ Burckhardt faßte den Barock als ein wichtiges Stück der italienischen Kulturgeschichte; im Mitleben dieser Kulturgeschichte aber, „welches die schönern Zeiten vorzieht, aber keine Epoche ganz ausschließt,“ erblickt er einen noch höhern Genuß für den Italienfahrer, der sich einige Zeit gönnt, als im bloßen Anschauen vollkommener Formen. Da nun der Barockstil im Süden „ganz unverhältnismäßig vorherrscht und den äußern Eindruck wesentlich bedingt,“ so ist, „wer sich irgend eines weitern Gesichtskreises in der Kunst rühmen will, auch dieser Masse einige Aufmerksamkeit schuldig.“

Die enorme Selbständigkeit Burckhardts giebt sich wie in der Abteilung über Architektur, aus der hier einige der unvergeßbaren Verdienste des „Cicerone“ herausgehoben wurden, so auch in den andern Partien des Buches überall zu erkennen; zum originellsten gehören in dieser Hinsicht die Kapitel über die Dekoration, die an feinen Bemerkungen und kunstgewerblicher Weisheit reich sind. Am

wenigsten befriedigt vielleicht Burckhardt bei der Skulptur: nicht bei der antiken, denn hier finden sich geradezu von den schönsten Stellen des ganzen Buches, und schon die Anordnung nach Typen mit besonderer Betonung des jeweiligen plastischen Motives ist im höchsten Grade anregend und fruchtbar, wohl aber bei der Bildhauerei der Renaissance. Wir denken hier nicht sowohl an Künstler der Frührenaissance, wie ein Donatello und ein Verrocchio, dessen Coleoni sogar ziemlich reserviert besprochen wird, ist doch überhaupt die Stimmung Burckhardts der Kunst des 15. Jahrhunderts gegenüber eine wesentlich kühlere denn heutzutage, als namentlich an seine Behandlung Michelangelos als Bildhauers. Hier spürt man bei dem Verfasser des „Cicerone“ ein inneres Widerstreben, dessen er mit allen Gründen seines Kunstverstandes nicht Herr zu werden vermochte: bei der antiken Skulptur hatte Burckhardt „Gedanke“ und „Motiv“ als nahezu gleichbedeutende Begriffe gebraucht, er fand sie dort als eine Einheit; hier dagegen bei Michelangelo glaubte er vorzugsweise nur „das Motiv als solches, nicht als passendsten Ausdruck eines gegebenen Inhaltes“ zu erblicken, und das stieß ihn zurück. Nicht umsonst wird schon an der eben citierten Stelle, wo doch der Bildhauer, nicht der Maler Michelangelo besprochen wird, als größter Kontrast zu dem Schaffen des gewaltigen Florentiners Rafael herangezogen, „der den Sinn mit dem höchsten Interesse an der Sache und das Auge mit innigstem Wohlgefallen erfüllt, lange ehe man nur an die Mittel denkt, durch welche er sein Ziel erreicht hat.“ Burckhardt ist auch später bei aller Anerkennung von Michelangelos Genius, dem er sich selbstverständlich nicht verschließen konnte, seiner Abneigung gegen diese Künstlererscheinung, der er eine „dämonische“ Wirkung auf seine Zeitgenossen beimaß, gegen diesen „Menschen des Schicksals“ für Baukunst, Skulptur und Malerei, treu geblieben, ja man kann sagen: sie hat sich beinahe bis zu einer Art persönlichen Hasses bei ihm gesteigert.

Und nun gegenüber diesem „Prometheus mit seinen aus der Traumwelt der Möglichkeiten gegriffenen Gestalten" Rafael! Für ihn hat Burckhardt gleichsam seine ganze Liebe aufgespart, über ihn den vollen Glanz seines Geistes ausgebreitet; in dieser Welt klassischer Formen- und Seelenschönheit ist es ihm wohl. Hermann Grimm hat einmal bedauert, daß Burckhardt kein Rafael-Buch geschrieben habe, gehöre doch das, was im „Cicerone" über ihn an den verschiedenen Stellen geäußert werde, zum Schönsten, was über den Urbinaten je gesagt worden sei. Volle vierzig Seiten werden seinem Lebenswerke gewidmet; in den herrlichen Preis gehen sie aus: „Die Seele des modernen Menschen hat im Gebiet des Form-Schönen keinen höhern Herrn und Hüter als ihn... Die höchste persönliche Eigenschaft Rafaels war nicht ästhetischer, sondern sittlicher Art; nämlich die große Ehrlichkeit und der starke Wille, womit er in jedem Augenblicke nach demjenigen Schönen rang, welches er eben jetzt als das höchste Schöne vor sich sah. Er hat nie auf dem einmal Gewonnenen ausgeruht und es als bequemen Besitz weiter verbraucht. Diese sittliche Eigenschaft wäre ihm bei längerem Leben auch bis ins Greisenalter verblieben."

Vielleicht an keiner Stelle des „Cicerone" wie an dieser spüren wir, wie bei Burckhardt die Kunst weit über den bloßen schönen Schein hinaus eine Realität für sein ganzes Innenleben gewann. Sie ward für ihn unter Umständen geradezu Trösterin und Kündigerin von sittlichen Idealen, die für Burckhardt selbst die maßgebenden gewesen sind. Man mag das als Subjektivität schelten und ablehnen; man wird daneben aber willig zugeben müssen, daß der unvergleichliche Reiz des „Cicerone," wie aller Schriften und Aeußerungen Burckhardts überhaupt, gerade auf diesem mächtigen Mitklingen des Persönlichen beruht. Auf Objektivität im Sinne der Verleugnung der eigenen Individualität hat Burckhardt niemals Anspruch erhoben. Man denke nur an die

Schlußstelle vom Heimweh nach dem unvergeßlichen Rom, von dem ruhigen Glück der Seele, das er dort genossen und das er allen Italienfahrern wünscht: nur weil wir sie so vollkommen als wahr und aus dem innersten Erleben stammend empfinden, wirkt sie auf uns so ergreifend, wird sie für uns ein klassisches Beispiel für das immer wieder sich einstellende Bedürfnis des gebildeten Nordländers nach der großen Kulturwelt Italiens und wird sie gleichsam ein Gegenstück zu jener berühmten Stelle in Goethes Italienischer Reise, wo er von seiner kaum mehr zu bewältigenden Sehnsucht nach dem Süden spricht. Wie würde sich überhaupt ein Goethe an diesem „Cicerone" erlabt haben. Auch er hat einst mit seinem frischen, empfänglichen Auge so manche Schönheit entdeckt, von denen der gute Volckmann noch nichts geahnt hatte: er hat vor allem in Palladio einen der ganz großen Architekten erkannt, Vicenza ist durch ihn auf immer den Kunstfreunden empfohlen. Goethes Name fehlt denn auch nicht in Burckhardts Ausführungen über Palladio. Bei Anlaß von Leonardos Abendmahl heißt es: „Den geistigen Inhalt hat Goethe abschließend auseinandergesetzt." Burckhardt konnte Goethes Italienische Reise noch heute als den besten Reisebegleiter nach Rom empfehlen.*) Das versteht sich unschwer: Für Burckhardt war und blieb Goethe der größte Interpret dessen, was seine eigene Seele im Süden und namentlich in der ewigen Stadt so gewaltig bewegt und so tief beglückt hatte. Auch gewisse Antipathien hat Burckhardt mit Goethe geteilt: die Abneigung gegen das Verweilen unter der Erde, wie das Studium der Katakomben es erfordert hätte; man sieht deutlich im „Cicerone," daß Burckhardt nur wenig Anstrengungen gemacht, um in diese Welt einzudringen, und im Kolleg pflegte er direkt zu bemerken, der Mensch

*) So erzählt Dr. Otto Markwart in seinem schönen Burckhardt-Nekrolog in der „Frankf. Ztg." (Nr. 238 vom 28. Aug. 1897).

sei für die Oberfläche der Welt und für das Licht geboren. Ferner lebte auch in Burckhardt im Innersten eine Abneigung gegen die scheußlichen Marterscenen der christlichen Märtyrerwelt: bei Anlaß des Marsyas, der in der antiken Kunst „zu einem der wenigen Motive körperlicher Qual Anlaß gegeben, welche sie behandelt hat," bemerkt er: „den bereits Geschundenen darzustellen war erst Sache der neuen Kunst, die in ihrem St. Bartholomäus durch das höchstmögliche Leiden Eindruck machen wollte." Wir denken an dieser Stelle auch an das, was schon früher aus den „Kunstbemerkungen" über diesen Heiligen im Tessin angeführt wurde.

Wie Goethes Name, so fehlt auch der Winckelmanns im „Cicerone" nicht. So bei Anlaß des Laocoon: „Das Höchste aber ist das Ankämpfen gegen den Schmerz, welches Winckelmann zuerst erkannt und zur Anerkennung gebracht hat. Die Mäßigung im Jammer hat keinen bloß ästhetischen, sondern einen sittlichen Gehalt." Winckelmann hat aber noch seine ganz besonders feierliche Stelle im Buch erhalten. Da, wo Burckhardt vom Dom von Triest spricht, bemerkt er, wegen der Verbindung der Kirche mit Baptisterium und wegen der Mosaiken lohne sich die Mühe des Besteigens: „Sodann schlummert hier, hoch über dem adriatischen Meer, zwischen den Akazienbüschen die Asche desjenigen Mannes, welchem die Kunstgeschichte vor allen andern den Schlüssel zur vergleichenden Betrachtung, ja ihr Dasein zu verdanken hat."

Wir möchten noch einige wenige Beispiele für diese reizvolle Durchflechtung der ästhetischen und wissenschaftlichen Stoffvermittlung mit rein subjektiven Anmerkungen und geistvollen Glossen hier vorbringen. Burckhardt spricht von Luinis Fresken in Lugano; nachdem er ihre ästhetische Betrachtung abgeschlossen hat, fügt er bei: „Wen diese Schätze einmal Tagelang an das schöne Lugano gefesselt haben, der wird vielleicht bei diesem Anlaß auch die idyllischwonnige Landschaft kennen lernen und den brillanten Comersee

gerne denjenigen überlassen, welche nur durch das Brillante glücklich zu machen sind." — Bei Giotto und seiner Schule kommt die Rede auch auf die Weltgerichtsbilder und ihre Symbolik, dann heißt es: „Die Hölle ist — — mit offenbarem Anschluß an Dante nach Schichten oder Bulgen eingeteilt, in welche die einzelnen Sünderklassen nach Verdienst eingeordnet sind. Ich überlasse es einem jeden, über Dantes Unternehmen, über dies eigenmächtige Einsperren der ganzen Vor- und Mitwelt in die verschiedenen Behälter seiner drei großen Räume zu denken wie er will; nur möge man sich im Stillen sagen: wo hätte er dich wohl hingethan? Es ist nicht schwer, diejenigen verschiedenen Höllenbulgen im Gedicht nachzuweisen, wohin z. B. die meisten jetzigen Anbeter des Dichters selbst zu sitzen kämen. Aus dem Gedichte spricht nur zu oft der Geist der unerbittlichen, unauslöschlichen Zwietracht, welche das Unglück Italiens verschuldet hat. Auch in dem symbolischen Inhalt überhaupt, so schwer und künstlich er verarbeitet ist, liegt, wie gesagt, nur der kulturgeschichtliche, nicht der poetische Wert der Divina Commedia. Der letztere beruht wesentlich auf der hohen plastischen Darstellungsweise der einzelnen Motive, auf dem gleichmäßig grandiosen Stil, wodurch Dante der Vater der neuern abendländischen Poesie wurde." Wer würde eine solche ausführliche Aeußerung über einen Dichter gerade in einem kunstgeschichtlichen Werke suchen, und doch, wer möchte dieses geistvolle Räsonnement missen, das zugleich für Burckhardts eigentlichste Stimmung Dante gegenüber bezeichnend ist? — Wir könnten als ein drittes Beispiel an die Stelle erinnern, wo Burckhardt bei Anlaß Peruginos, der „einen wesentlich subjektiven, momentanen, also nur für einmal giltigen Ausdruck perpetuierte," der Ansicht den Krieg erklärt, als ob der Künstler oder Dichter „in jedem Werk möglichst vollständige Programme seines individuellen Denkens und Fühlens von sich gäbe," während „er als Künstler und Dichter

gar keine andere Gesinnung nötig hat als die sehr starke, welche dazu gehört, um seinem Werk die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben." — Diese Proben, die leicht zu vermehren wären, mögen genügen.

Was die Betrachtung der Kunstwerke betrifft, um hievon noch ein Wort zu sagen, so ist sie eine wesentlich ästhetische; das kunstkritische Element tritt stark zurück; das Taufen und Umtaufen von Gemälden oder Skulpturen ist Burckhardts Sache nie gewesen; schon in seiner Jugend haben ihm gewisse Bilderbenennungen in den „Kunstwerken der belgischen Städte" scharfen Tadel zugezogen; im „Cicerone" ist er sehr konservativ in diesen Fragen. Diese Zurückhaltung hatte je länger je mehr ihren Grund in der wachsenden Skepsis Burckhardts allen diesen vielfach wechselnden Taufen gegenüber. In einem Aula-Vortrag über die „Aechtheit" alter Kunstwerke hat er einmal erzählt, wie er in jungen Jahren in einer italienischen Privatgalerie mit Feuereifer zu taufen angefangen habe; da hielt ihn der Besitzer zurück mit den Worten: Purchè la roba sia buona, non mi curo di saperne l'autore. „Das war ein Philosoph," fügte Burckhardt dieser Anekdote bei. Die Streitigkeiten über solche Dinge konnten seinen ganzen Hohn herausfordern; das „Concil" von Kunsthistorikern, das die Dresdener Madonna Holbein abdekretierte, galt ihm stets für sehr übel beraten. Und wie ihn so die Urheberfrage im Einzelnen nicht allzusehr aufzuregen vermochte, so ließ ihn auch der rein stoffliche Inhalt eines Kunstwerkes ziemlich gleichgiltig: für ihn, die ächt künstlerisch angelegte Natur, war der oberste Satz aller Aesthetik, daß es nicht auf das Was, sondern auf das Wie in der Kunst ankomme: der Typus, das Motiv, die Gruppe in ruhiger oder bewegter Komposition, die Ausdrucksfähigkeit, diesen Faktoren geht er nach. Der künstlerische Gedanke ist ihm der entscheidende. Nicht auf den Inhalt, wohl aber auf den Gehalt sieht er das Kunst-

werk an. An Andeutungen über rein formale Fragen: Bewegungs-, Gewandmotive, Symmetrie, malerisches Raumgefühl u. s. w. findet sich im „Cicerone“ überaus vieles da und dort zerstreut; nach den verschiedensten Seiten hin giebt Burckhardt hier Fingerzeige. Von ihm aber verlangen wollen, daß er schon eine völlig durchgebildete Methode formaler Analyse hätte handhaben sollen, wäre ebenso thöricht, wie die Zumutung, daß er das enorme Material vor seiner Arbeit kritisch genau hätte sichten und klassifizieren sollen. Die Vorzüge des „Cicerone“ liegen vielleicht gerade darin, daß sein Verfasser nicht zu Gunsten irgend einer ihm besonders am Herzen liegenden Methode oder Betrachtungsweise in Einseitigkeit verfallen ist, sondern dem Kunstwerk in völlig freier Wahl des Standpunktes jedesmal gerade das abzugewinnen gesucht hat, was ihm für die Betrachtung und Würdigung als besonders fruchtbar und anregend erschien. Zu einem bloßen Formproblem ist das Kunstwerk Burckhardt nie geworden; er verlangt noch mehr, noch ein Höheres von diesem. Daher seine Stellung zu Michelangelo, daher seine Aeußerungen über Coreggio, die recht eigentlich zu einem ästhetischen Bekenntnis Burckhardts sich erweitern: in der höhern Malerei, heißt es da, verlangen wir nicht das Wirkliche, sondern das Wahre. Wir kommen ihr mit einem offenen Herzen entgegen und wollen nur an das Beste in uns erinnert sein, dessen belebte Gestalt wir von ihr erwarten . . . Vollständig fehlt (bei Correggio) das sittlich Erhebende; wenn diese Gestalten lebendig würden, was hätte man an ihnen? welches ist diejenige Gattung von Lebensäußerungen, welche man ihnen vorzugsweise zutrauen würde?“ Die „dämonische“ Art der Wirkung bei Michelangelo wie bei Correggio ist es, was Burckhardt nur sehr bedingt goutiert. Und später wendet er der Kunst Correggios gegenüber ein, daß der Gegenstand keine beliebige Hülle für bloße künstlerische Gedanken ist. So kommen in Burckhardts Seele bei der Betrachtung der

Kunstwerke Saiten in Schwingung, deren Mitklingen der Künstler vielleicht als eine rein subjektive Zuthat ablehnen wird, deren Aeußerung wir aber um so lieber lauschen, als sie einer Weltbetrachtung entstammen, die von dem Reiche des Schönen als Höchstes nicht nur ein äußeres Wohlgefallen, sondern eine innere Beglückung verlangt.

Der „Cicerone," dieses erstaunliche Werk eines einzelnen Kunstforschers, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Obwohl bei seinem Erscheinen freudig begrüßt, von keinem Geringern als von Waagen, einem der großen Mitbegründer der modernen Kunstwissenschaft, ausführlich im „Deutschen Kunstblatt" (1855, Nr. 25—32) besprochen und mit geringen Ausnahmen mit der wärmsten Anerkennung bedacht, brauchte das Buch volle vierzehn Jahre, um zu einer zweiten Auflage zu gelangen. Bei den ächten Kunstfreunden und Kunstkennern zwar stand es in Ehren — „die Architekten haben den Cicerone gerettet," pflegte Burckhardt zu sagen — in weitere Kreise aber scheint es nicht gedrungen zu sein; es mag dies freilich damit zusammenhängen, daß die Wallfahrt nach dem Süden in jener Zeit der kostspieligen und schwerfälligen Verbindungen mit Italien noch wesentlich kleinere Dimensionen aufwies, als dies heute der Fall ist. Immerhin mag die Enttäuschung über diesen Mißerfolg nicht wenig mit dazu beigetragen haben, daß Burckhardt später sein Buch so leichthin in andere Hände gelegt hat. Mit der Arbeit der Neuauflage wurde 1867 auf Wunsch Burckhardts Dr. Albert von Zahn, Konservator am städtischen Museum in Leipzig, betraut, und Burckhardt hat damals ausdrücklich „für immer auf alle weitere Beziehung zu dem Werke" verzichtet. 1869 erschien bei Seemann in Leipzig diese 2. Auflage, „unter Mitwirkung von mehreren Fachgenossen bearbeitet von Dr. A. von Zahn." Daneben publizierte Otto Mündler 1870 „Beiträge zu Jak. Burckhardts „Cicerone" Abteilung Malerei,"

die zuerst in den Jahrbüchern für Kunstwissenschaft erschienen waren; auch 1874, nachdem die dritte von Zahn besorgte Auflage herausgekommen war, trat ein solches Bändchen „Beiträge zu Burckhardts Cicerone 3. Auflage" von Otto Mündler, Wilhelm Bode u. a. an die Oeffentlichkeit. Von der 4. Auflage an gelangte dann der „Cicerone" in Wilhelm Bodes Hand; Burckhardt hatte diesem die Vollmacht erteilt, seinen Text sowohl als die seitherigen Zusätze nach Ermessen wegzulassen und umzugestalten, damit das Buch wieder eine einheitliche Gestalt gewinne; diese war dem „Cicerone" dadurch empfindlich abhanden gekommen, daß Zahn neben den Text Burckhardts seine Nachträge und Zusätze in Klammern beigefügt hatte; freilich war dadurch Eines erreicht worden, was seither fast unmöglich geworden ist: der Leser weiß auf Schritt und Tritt genau, wo Burckhardt aufhört und der neue Herausgeber anfängt. Bode, namentlich für Renaissanceskulptur und -Malerei ein berufener, obwohl auch nicht unfehlbarer Kenner — man denke an den sog. Giovannino Michelangelos — zog für die Neuauflagen, deren sechste 1892 erschien und deren siebente zur Zeit in Vorbereitung ist, eine Anzahl Fachmänner bei; es sei namentlich Herr von Geymüller, der um die Geschichte der Peterskirche so hoch verdiente Forscher, für die Abteilung der Architektur erwähnt. Heute kann man nun wohl sagen, daß der „Cicerone" in der Hand aller Italienfahrer ist, und trotz aller Veränderungen, die das Buch erfahren hat und vielleicht um seiner praktischen Brauchbarkeit willen auch erfahren mußte, spüren wir an so manchen Stellen noch den Geist Jakob Burckhardts mächtig und bestimmend zu uns sprechen; wenn wir aber völlig sicher und authentisch wissen wollen, wie sich die italienische Kunstwelt in ihrem großen Entdecker gespiegelt hat, so werden wir zu dem Buche von 1855 greifen und von seinem Verfasser uns erzählen lassen, was ihm in stiller Zwiesprache gewaltige Künstler und unvergängliche Kunstwerke anvertraut und

geoffenbart haben. Wir genießen dann den „Cicerone," wie wir Goethes Italienische Reise genießen.*)

Der „Cicerone" brachte eine entscheidende Wendung in Burckhardts Leben. Bald nach seinem Erscheinen erging an den Verfasser der Ruf als Lehrer der Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Und Burckhardt nahm ihn an. Bis zum Ende des Sommersemesters 1855 hatte er, wie man aus einem Schreiben des Erziehungskollegiums an den Kleinen Rat vom 28. Januar 1856 erfährt, den gesamten Geschichtsunterricht am Pädagogium und zum Teil an der Universität für den kranken ordentlichen Professor erteilt. „Die Kuratel," so heißt es dann wörtlich weiter, „hegte während einiger Zeit die Hoffnung, den Herrn Professor Burckhardt, unsern gelehrten Mitbürger, für die ordentliche Professur der Geschichte gewinnen zu können, und machte auch demselben, nachdem Herrn Professor Brömmels Gesundheitsverhältnisse im vorigen Sommer die hoffnungslose Wendung genommen hatten, sehr vorteilhafte Anerbietungen. Herr Professor Burckhardt wies indessen alles von der Hand; er erachtete sich für verpflichtet, die ihm übertragene Stelle am Polytechnikum anzutreten, und ging im Beginn des laufenden Wintersemesters nach Zürich ab. Die Erziehungsbehörden bedauern schmerzlich den Verlust dieses ausgezeichneten Lehrers und angesehenen Gelehrten, doch haben sie die Beruhigung, nichts unversucht gelassen zu haben, um diesen Mann durch Anerbietungen, soweit nur immer die ökonomischen Mittel es erlaubten, dem Wirkungskreise in seiner Vaterstadt zu erhalten." Man war in Basel zu spät gekommen. Vom Herbst 1855 bis Frühjahr 1858 lehrte Burckhardt in Zürich Kunstgeschichte.

*) An Uebersetzungen des „Cicerone" sind unseres Wissens erschienen: eine vollständige französische (nach der 5. Aufl.) von Aug. Gérard mit einer Einleitung über den Verfasser und seine Werke, und eine teilweise englische: The Cicerone or Art Guide to painting in Italy for the use of travellers. Translated by Mrs. A. H. Clough. London 1873.

Im selben Jahre wie Burckhardt war auch Gottfried Semper, der große Architekt und geistvolle Verfasser des „Stil," ans Polytechnikum berufen worden als Professor der Architektur. Die beiden Männer, die sich in ihrer Neigung zur Renaissance begegneten und sich gegenseitig hochschätzten, sind doch einander nicht eigentlich näher getreten. Außer Semper waren damals noch zwei aus Dresden in den Revolutionsjahren flüchtig gewordene Männer in Zürich anwesend: Hermann Köchly, der vorzügliche Philologe, und Richard Wagner. Mit letzterm war Burckhardt nach seiner eigenen Aussage nie persönlich bekannt geworden. Von diesen drei Dresdener Revolutionären pflegte Burckhardt in spätern Jahren nicht ohne Sarkasmus zu erzählen, sympathisch sind sie ihm alle drei nicht gewesen. Herzlich dagegen gestaltete sich das Verhältnis Burckhardts zu Gottfried Keller; daß er mit diesem immer gut gestanden habe, hat er mit besonderer Genugthuung gerühmt; denn es sei nicht so sehr leicht gewesen. Neben den Vorlesungen am Polytechnikum über antike, mittelalterliche und Renaissance-Kunst sowie über Archäologie finden wir Burckhardt auch in Zürich öffentliche Vorträge halten. In der Antiquarischen Gesellschaft, der er gleich im Winter seiner Ankunft in Zürich beigetreten war, sprach er vom Januar 1856 bis zum Januar 1858 nicht weniger als sechs Mal, ohne Ausnahme über Themata, die mit der Kunst in näherer oder entfernterer Beziehung standen. Eine Zeichnung, die offenbar damals für den einen Vortrag über Bau und innere Einrichtung der Klosterkirche zu Petershausen bei Konstanz nach zeitgenössischen Quellen entstanden war — einen Altar mit Tabernakel darstellend — hat Burckhardt späterhin im Kolleg in Basel noch vorgewiesen, nicht ohne sich, unnötiger Weise, wegen seiner geringen Zeichenkunst zu entschuldigen. Aus den Vorträgen mag uns dann der über die Beschreibung des Fronleichnamsfestes zu Viterbo in den Commentarien des Pius II. interessieren: sie weist uns in

einen Studienkreis Burckhardts, der diesen Zürcher Aufenthalt ganz besonders fruchtbringend gemacht hat. In Zürich fand Burckhardt nämlich, auf der Stadtbibliothek vor allem, reiches Material zu einem genaueren und eindringenderen Studium der Renaissance und ihrer Kulturwelt. Von dem Ergebnis dieser Studien wird bald die Rede sein müssen. In der Serie von akademischen Vorträgen im Rathaussaal sprach Burckhardt zweimal: über „den Charakter der Königin Agnes von Ungarn“ (Dez. 1855) und über „den Zustand Roms unter Gregor dem Großen.“ Der Eindruck dieser beiden Vorträge muß ein überaus bedeutender gewesen sein. Der Verstorbene pflegte übrigens zu erzählen, daß er damals zuerst vollständig frei gesprochen habe, und er hat selber dieses Experiment als wohl gelungen bezeichnet. Namentlich der zweite Vortrag scheint sich in das Gedächtnis mancher Hörer eingeprägt zu haben, und einer derselben hat nach dem Tode Burckhardts in begeisterten Worten die formale und inhaltliche Vollendung dieser Schilderung als etwas Unvergeßliches gepriesen. Sie ist uns zum Glück erhalten geblieben in zwei Feuilleton-Beilagen der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 5. und 8. Dezember 1857. Aus dem Eingang: „Der Gegenstand, den ich gewählt habe,“ darf man schließen, daß wir, wenn nicht den ganz genauen Wortlaut, so doch ein höchst exaktes und umfassendes Resumé vor uns haben, das ohne Burckhardts Manuskript gar nicht denkbar wäre. Der Schluß wenigstens mag hier der Vergessenheit entrissen werden. Burckhardt spricht von den Pilgern, die schon in früher Zeit zu den heiligen Reliquien in Rom in Scharen zogen, und fährt dann fort: „Diese Pilger sind es, welche als erste Boten des neuen Weltalters besonderes Interesse für uns haben. Ihre Andacht ist dumpf, weicht himmelweit von der unsrigen ab; aber es sind eben die ersten kenntlichen Symbole derjenigen Weltepoche, welche wir Mittelalter nennen, und welche wiederum Rom zu Füßen liegt, auf Rom sich

bezieht, ihr Denken und Fühlen von dorther holend. Sie eröffnen den Reigen der Hierarchen, welche die Herrschaft Roms überall verbreiteten und aufrecht hielten, der zinsbringenden Völker, der gedemütigten Könige, welche hier um Lösung vom Banne knien und ihre Kronen zu Lehen nehmen mußten. Oft, wenn du die Hügel des jetzigen Roms durchirrst, zwischen den einsamen Weinbergen und Klostergärten hindurch, überfällt dich mit Macht der Gedanke an die ungeheuren Weltschicksale, welche sich hieran geknüpft haben, — ein Eindruck, dem du dich nicht zu entziehen vermagst, gegen welchen alles andere klein und nichtig erscheint. Eine Frage drängt sich dir auf. Soll noch ein drittes Mal und wieder in anderer Weise das Schicksal der Welt diese sieben Hügel auserwählen, hier allein sich spiegeln, auf diesen Ort sich alles zurückbeziehen? Einer der größten Denker unseres Jahrhunderts verneint diese Frage; er sieht in Rom nur die Stätte der Vergangenheit:

> Stadt der Trümmer, Zufluchtsort der Frommen!
> Bild nur bist du der Vergangenheit;
> Pilger deine Bürger, nur gekommen,
> Anzustaunen deine Herrlichkeit;
> Denn von allen Städten hat genommen
> Dich zum Thron die allgewalt'ge Zeit;
> Daß du seist des Weltenbuches Spiegel,
> Krönte Zeus mit Herrschaft deine Hügel."

Als Anmerkung zu dem Citat findet sich der Verweis auf Wilh. v. Humboldts Gedicht „Rom."

Nicht ohne Genugthuung erzählte Burckhardt, daß nach dem Vortrag über den Charakter der Königin Agnes Georg v. Wyß auf ihn zugekommen sei und ihm persönlich gedankt habe; eine Quelle, die v. Wyß damals noch nicht kannte, war von Burckhardt für seine Darstellung benutzt worden, wie denn auch der oben genannte Vortrag seine Quellengrundlage hatte in der eben erschienenen

Briefsammlung Gregors des Großen. Man ersieht daraus deutlich, wie Burckhardt, obschon seiner Stellung nach in Zürich völlig Kunsthistoriker, der geschichtlichen Quellenlektüre selbst für Perioden treu blieb, die in keiner Weise mit den damals ihn hauptsächlich bewegenden Problemen der italienischen Renaissance zusammenhingen.

Den schweizerischen Kunstaltertümern blieb Burckhardt auch in Zürich nicht fremd. Wie er in der Antiquarischen Gesellschaft über das Fenster der hl. Clara in Königsfelden sprach, so gab er — anonym — in den Mitteilungen dieser Gesellschaft (11. Bd. Heft 7 1857) die Beschreibung der Domkirche von Chur. Es ist eine Abhandlung von 14 Seiten, geschmückt mit 14 Tafeln, die neben dem rein Architektonischen des Baues Skulpturen, einzelne Gegenstände der Kirche, einige Stücke des Kirchenschatzes in sorgfältigen Lithographien wiedergeben. Die Mehrzahl der Tafeln wurde gezeichnet und lithographiert von dem damals in Zürich weilenden Herrn Graeter, seit Jahren Lehrer des Englischen in Basel. Die Arbeit will bescheiden nichts als „vorläufig ein allgemeines Bild des Gebäudes und eine Uebersicht seiner einzelnen Merkwürdigkeiten" geben; in einfacher, klarer Schilderung durchgeht der Verfasser den Bau, den Schmuck des Innern, die zum Teil so wichtigen Stücke des Kirchenschatzes. Eine eingehende Beschreibung wird dem bekannten polychromen Hochaltar des Jakob Rösch gewidmet; da findet sich auch etwa ein ächt Burckhardt'scher Satz wie der folgende, wo von den Skulpturen des Altarinnern die Rede ist: „es sind keine hohen und energischen, aber doch sehr lebendige Bildungen, welchen ihre oberdeutsche Beleibtheit wohl ansteht ... Das beste aber sind die Gruppen im Tabernakel, deren Köpfe gewiß zum Süßesten und Schönsten gehören, was das 15. Jahrhundert im Norden hervorgebracht hat." In dieser Monographie ist zum ersten Mal nachdrücklich auf den grau in grau gemalten Totentanz

in der bischöflichen Residenz hingewiesen worden: „Derselbe wiederholt im Großen einen Teil der weltberühmten kleinen Holzschnitte Hans Holbeins, und zwar so vortrefflich, daß man den originalen Strich des Meisters beim ersten Anblick kaum vermißt, so unwahrscheinlich auch die eigenhändige Ausführung bleibt." Für Hans Holbein selbst als Entwerfer und wenigstens teilweise auch als Maler dieser Fresken ist bekanntlich später Prof. Sal. Vögelin in Zürich eingetreten. (B. 20 der Mitteilungen der Antiq. Gesellschaft.)

Trotz aller Anregungen und allen Erfolges fühlte sich Burckhardt in Zürich doch nie völlig wohl. Manches mißfiel dem Basler; so soll u. a. die üble Gewohnheit im damaligen Zürich, die Rosendüfte der Sommernächte durch überreichliche Düngung der Gärten zu paralysieren, Burckhardt als ein utilitarischer Zug unangenehm, ja beleidigend berührt haben.*) Da erschloß sich ihm Anfang 1858 die Perspektive, nach Basel zurückkehren zu können. Professor Floto, der nach Burckhardts Weggang als Geschichtslehrer berufen worden war, lag schwer erkrankt darnieder, ohne Hoffnung auf endgiltige Besserung. Ende Januar 1858 beschloß die freiwillige akademische Gesellschaft, zum Zwecke der Hierherberufung Jakob Burckhardts einen beträchtlichen Beitrag an dessen Gehalt zu leisten; dies teilte im Namen des Erziehungskollegiums Peter Merian dem Rate mit, zugleich mit der Meldung, daß sich Burckhardt konfidentiell geäußert habe, er würde einem Rufe als ordentlicher Professor der Geschichte nach Basel Folge leisten; daraufhin hatte ihm die Kuratel ein bestimmtes Jahresgehalt, das das Fixum in Zürich überstieg, zugesichert, unter der Bedingung, daß er regelmäßig Vorlesungen an der Universität und gelegentlich öffentliche Vorträge halte, sowie den Geschichtsunterricht in der 2. und 3. Klasse des Pädagogiums erteile. Diese Bedingungen

*) Widmann über Jakob Burckhardt in der „Nation" vom 21. Aug. 1897.

hatte Burckhardt mit Vergnügen angenommen. „Wir dürfen wohl hoffen," heißt es im genannten Schreiben weiter, „daß derselbe bleibend hier seinen Wohnsitz nehmen werde, wie wir denn auch bei der vielseitigen Begabung dieses Mannes es nur für einen Gewinn unseres geistigen Lebens und des Mittelpunktes desselben, der Universität, ansehen würden, wenn auf den Fall der gänzlichen Wiederherstellung Professor Flotos zwei ordentliche Lehrer die Fächer der allgemeinen Geschichte vertreten würden." Am 7. Februar ging von Zürich aus das folgende Schreiben Burckhardts an Ratsherrn Peter Merian ab.

„Ich nehme die mir angebotene Stellung mit Freude an und gedenke Mitte April nach Basel überzusiedeln. Was mich zu ganz besonderem Dank verpflichtet und mich mit besonders erfreulicher Aussicht auf die Zukunft erfüllt, ist die zutrauensvolle Weise, in welcher die h. Behörde diese Berufung hat ergehen lassen. Es wird nun mein aufrichtigstes Bestreben sein, dieses Zutrauen zu rechtfertigen, und darin den Zweck meines Lebens zu erkennen, daß ich mit Aufwand aller Kräfte für dieses mir so schön dargebotene Amt thätig bin, hoffentlich so lange es Tag ist." In seinen Lebensnotizen hat Burckhardt seinen Ruf nach Basel mit den bezeichnenden Worten begleitet: „Der sel. Vater hat noch die vollständige Rehabilitation des Sohnes erleben dürfen." Im selben Jahre 1858 am 17. Dezember starb Antistes Burckhardt: „Das Gedächnis des Gerechten bleibt in Segen" steht auf seiner einfachen Grabplatte im Kreuzgange zu lesen.

Mit einer dreistündigen Vorlesung über Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte des Mittelalters und einer einstündigen Erklärung der Gipsabgüsse im Museum eröffnete Burckhardt seine Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität im Sommersemester 1858. Noch deutlicher als in dem damaligen Hauptkolleg giebt sich in dem des Wintersemesters 1858/59 der Studienkreis zu

erkennen, in dem Burckhardt zu jener Zeit sich bewegte; es lautete: „Kulturgeschichte Italiens vom 13. bis ins 16. Jahrhundert.“ Im selben Winter trat er mit einem Cyklus von Vorträgen über die Kunst der Renaissance vor ein gemischtes Auditorium im amphitheatralischen Hörsaal des Museums. Ueber diese Vorträge ist uns ein überaus rühmendes Referat in der „Basler Zeitung“ vor Augen gekommen. Die Kunst Burckhardts, auch ohne Abbildungen den Hörern den Stoff klar zu machen, wird besonders hervorgehoben. Zuerst hatte die Architektur ihre Behandlung gefunden, wobei dem Centralbau und der Kuppel ihre wichtige Stellung angewiesen worden waren. Der kurze Bericht hebt noch mit berechtigtem Lokalpatriotismus einen Passus des Redners über das Basler Museum hervor: „er machte darauf aufmerksam, daß unter den neuern Bauten das Museum gerade deshalb einen so großartigen Eindruck hervorbringe, weil hier die Einheit der Fassade, zu welcher sich die meisten Architekten so schwer entschließen, festgehalten sei.“ Ebenfalls in diesen Winter fällt ein Vortrag über landschaftliche Schönheit, der, nach einem Referat in der genannten Zeitung, die Entdeckung des Gefühls für landschaftliche Schönheit bei den modernen Völkern darlegte; Burckhardt sprach von der Vordergrundspoesie der Minnesänger, von Petrarca und Aeneas Sylvius, von Jan van Eyck, d. h. mit andern Worten: Der Vortrag war wohl nichts wesentlich anderes als das wundervolle Kapitel über „die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit,“ das 1860 das Werk über „die Kultur der Renaissance“ schmückte. Noch zwei andere Vorträge — einer in der Historischen Gesellschaft — gruppieren sich um dieses Buch herum: im Januar 1860 sprach Burckhardt über „Säkularisationsversuche im Kirchenstaat,“ wobei wohl der in der „Kultur“ (1. Auflage S. 115 ff.) besprochene Versuch des Cesare Borgia einen Hauptplatz einnahm, und im Februar des genannten Jahres über Venedig und Florenz im 15. Jahrhundert — man

kennt diese beiden Kapitel aus dem Buche als zwei Glanzstücke großen historischen Stils. Schließlich könnte man noch wie einen Ableger der Renaissance-Studien den öffentlichen Aula-Vortrag im Dezember 1860 über „Rabelais und seine Zeit" nennen; es ist bekannt, wie Burckhardt da, wo er vom modernen Ehrgefühl in seinem Werke spricht, Rabelais, den Schilderer des Thelemitenklosters, als entscheidenden Zeugen anruft.

So sind wir allmählich in den Bannkreis des dritten Burckhardtschen Meisterwerkes getreten. Bevor aber von diesem gesprochen wird, mag noch einer Gedächtnisrede gedacht werden, die Burckhardt am 9. November 1859, Abends 7 Uhr, in der Aula gehalten hat, am Vorabend von Friedrich Schillers hundertstem Geburtstage. Nicht ein Vertreter der germanistischen oder litteraturgeschichtlichen Zunft, ein großer Historiker von feinster ästhetischer Bildung schilderte damals in dem schon eine halbe Stunde vor Beginn gedrängt vollen Saale die Bedeutung Schillers für die Nation. Burckhardt führte den Dichter vor, „wie er ebensowohl durch seine hohe sittliche Kraft, als durch seine poetische Begabung sich aus den Anfängen seiner ersten Periode heraus arbeitete, und indem er seinen Geist immer auf die höchsten idealen Güter der Menschheit gerichtet hielt, dem deutschen Vaterland, ja der ganzen Menschheit jene glänzend reiche Fülle idealer Charaktere und Anschauungen schenkte." (Referat in der „Basler Zeitung.") Schillers Wilhelm Tell bezeichnete der Redner als das größte Geschenk der deutschen Nation an die Schweiz.

Burckhardt ist seiner Bewunderung für Schiller treu geblieben; niemals, wo sich ein Anlaß bot, vergaß er im Kolleg auf ihn hinzuweisen, und wenn er von Fiesco, Don Carlos, Wallenstein sprach, so mahnte er etwa seine Zuhörer, sie möchten sich Schillers Charakterbild nicht durch die Geschichte verderben lassen, sondern die beiden Welten, die der Dichtung und die der historischen Forschung, völlig von einander getrennt halten.

Einem Italiener, der an der realistischen Abteilung des Gymnasiums den italienischen Unterricht erteilt und als Professor dem Lehrkörper der Universität angehört hat, Luigi Picchioni, war „Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jakob Burckhardt“ zum 77. Geburtstage gewidmet, ein Beweis, wie hoch der Verfasser von diesem originellen Manne dachte, der auf die italienischen Studien seines einstigen Schülers und nachherigen Freundes gewiß nicht ohne spürbaren Einfluß geblieben ist.

„Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt. Der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte, es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive; der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.“ „Die bisher geschilderten Zustände würden die Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Altertum, und auch von den nachher aufzuzählenden neuen geistigen Richtungen wäre wohl das meiste ohne dasselbe denkbar; allein wie das Bisherige so ist auch das Folgende von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt, und wo das Wesen der Dinge ohne dieselbe verständlich und vorhanden sein würde, da ist es doch die Aeußerungsweise im Leben nur mit ihr und durch sie. Die ‚Renaissance‘ wäre nicht die hohe weltgeschichtliche Notwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahieren könnte. Darauf aber müssen wir beharren, als auf einem Hauptsatz dieses Buches, daß nicht sie

allein, sondern ihr enges Bündnis mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat."

In diesen beiden Hauptstellen, die erstere am Eingang des zweiten, die letztere an dem des dritten Abschnittes der „Kultur der Renaissance," treten die großen leitenden Gedanken des Werkes leuchtend heraus: die Renaissance ist ein völlig Neues gegenüber dem Mittelalter, neu in der Wertung der Welt wie in der Wertung des Menschen; dieser große geistige Umschwung ist nun aber nicht etwa bloß ein Produkt des durch die Neuentdeckung antiken Denkens und Dichtens mächtig erweiterten Gesichtskreises, er hat seine Vorbedingung im damaligen italienischen Volksgeist, der sich auf staatlichem wie auf gesellschaftlichem Gebiete seine neuen Formen und Ideale geschaffen hatte. In diesem Volksgeist aber wirkte als mächtigstes Agens die zu frischer Kraft erblühte Ueberzeugung vom Wert des Individuums: schon im 14. Jahrhundert scheut sich in Italien kein Mensch davor, „anders zu sein und zu scheinen als die andern." Was sich nun hier zunächst in voller Individualität entwickelt, sind der Tyrann und der Condottiere. Neben diesen, die in ihren Staatengründungen wie in ihrer Politik recht eigentlich zu „politischen Künstlern" geworden waren, wie sie Burckhardt schon im „Andreas von Krain" charakterisiert hat, finden wir die beiden freien Städte-Republiken: Florenz, „die Stadt der beständigen Bewegung," „bei weitem die wichtigste Werkstätte des italienischen, ja des modernen europäischen Geistes überhaupt," und Venedig, „die Stadt des scheinbaren Stillstandes und des politischen Schweigens." Und neben diesen dann wieder eine so merkwürdige Schöpfung wie der Kirchenstaat. In diesen so verschiedenartigen Staatengebilden gelangte das oft ruchlose, immer aber kraftvolle und hochbegabte Individuum zu seiner vollsten, freiesten Entfaltung, hier bildete sich mitten unter schweren Wirren und furchtbaren Gefahren die feinste geistige Bildung und

Geselligkeit aus, hier wagte sich wieder die ganze Subjektivität und Leidenschaft menschlichen Empfindens und Fühlens ans volle Tageslicht und wußte sich in der Dichtung eine strenge Kunstform wie das Sonett zu schaffen, hier wandte sich das aller Binden ledig gewordene Auge der Betrachtung und Erforschung der Natur zu, hier erhielt die Geschichtschreibung wieder einen neuen Geist und einen neuen Inhalt, und wurde die Statistik in ihrer staatsökonomischen Bedeutung erkannt; hier reifte dann auch eine neue Anschauung der Welt als eines „großen moralischen und physischen Kosmos“ und eine neue Fassung des religiösen Verhaltens.

Wir haben mit diesen dürftigen Andeutungen von dem ungeheuren Umkreis der von Burckhardt in seiner Kultur der Renaissance behandelten Probleme und Erscheinungen einen schwachen Begriff zu geben versucht. In sechs großen Abschnitten: Der Staat als Kunstwerk, Entwicklung des Individuums, Wiedererweckung des Altertums, Entdeckung der Welt und des Menschen,*) die Geselligkeit und die Feste, Sitte und Religion, wird der Stoff vorgelegt in geistvollstem Räsonnement, mit erstaunlicher Tiefe der Analyse, in künstlerisch vollkommener Form. Ueber der Fülle von Geist und der souveränen Beherrschung des Materials vergißt man fast völlig die Unsumme von Arbeit, die dieses wunderbare Buch voraussetzt. Der Leser genießt dasselbe wie ein vollendetes Kunstwerk, dessen Zauber bei jeder Betrachtung ein stets neuer und mächtiger ist. Wenige wissenschaftliche Bücher halten wie dieses die Probe aus, daß man immer wieder zu ihnen zurückkehren kann,

*) Diese beiden Ausdrücke stammten aus Michelets Histoire de France, v. 7: Renaissance (1855), wo auf p. II der Introduction der Renaissance zwei Dinge vorzugsweise zugesprochen werden: la découverte du monde, la découverte de l'homme. Burckhardt hat in der 2. Auflage seines Buches ausdrücklich auf diese Entlehnung hingewiesen (S. 241); ihm allein aber gebührt das Verdienst, den Inhalt zu diesen Begriffen geschaffen zu haben.

ohne daß sich das Interesse abschwächte, der Genuß verringerte. Burckhardt hat einmal von den Memoiren Commines' gesagt, sie seien eines der seltenen Bücher, die man doppelt so lang wünschte; von der „Kultur der Renaissance“ möchte man das Gleiche sagen.

Ein wahrer Schatz von Weltweisheit und Seelenkenntnis ruht in diesem Buche; leicht ließe sich aus ihm eine ganze Reihe der glänzendsten Aphorismen über die wichtigsten Dinge zusammenstellen. Das durchgehende Gefühl, einem freien Geiste gegenüberzustehen, wirkt auf den Leser wahrhaft befreiend. Es ist, als habe Burckhardt in den Seelen der damaligen Menschen gelesen; einen homogenen Geist hat einmal Gottfried Keller in Bezug auf die Schilderung der Renaissance Jakob Burckhardt genannt, und das ist völlig richtig: er fühlt sich wohl in dieser Welt von Eigenart, Kraft, Selbständigkeit, Schönheit. Wohl sieht er die tiefen Schatten in diesem Lichtbilde auch: wie verhaßt ist ihm etwa als schlimmster Repräsentant des zügellosen modernen Spottes und Witzes ein Pietro Aretino, den er sogar nur mit einem „leider“ als denjenigen nennt, „welcher vielleicht zuerst einen prachtvollen abendlichen Licht- und Wolkeneffekt umständlich in Worte gefaßt hat.“ Und die schlimme Kehrseite einer geistig so freien Zeit, der traurigste Aberglaube hat seine eingehende Schilderung erhalten. Burckhardt verschmäht aber zu sehr die absoluten Maßstäbe bei der Beurteilung, als daß er nicht auch gegebenenfalls die Gegenrechnung siegreich zu ihrem Rechte kommen ließe. Wenn er gerade den entwickelten Individualismus des damaligen Italieners als den Grundmangel von dessen Charakter bezeichnet, so vergißt er nicht hinzuzufügen, daß dieser Individualismus zugleich auch seine Größe bedingt hat. Dem Urteil, an einer Gesellschaft, welche so unmoralische Erzählungen wie die der damaligen Novellisten anzuhören im Stande war, sei nichts zu verlieren noch zu gewinnen, setzt er das Räsonnement entgegen: auf welchen sichern Grundlagen mußte eine Geselligkeit ruhen, die trotz

jenen Historien nicht aus Rand und Band ging und zwischen hinein wieder der ernsten Diskussion und Beratung fähig war. Er warnt vor allen absprechenden Urteilen über die Sittlichkeit, da die Mängel eines Volkes eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Er giebt zu, daß die Ehe vielleicht nirgends mehr und bewußter mit Füßen getreten wurde als im Italien der Renaissance, er giebt daneben aber auch zu erwägen, daß das Familienleben dabei nicht diejenige Zerstörung erlitt, welche es im Norden unter ähnlichen Umständen erleiden würde; daß ferner trotz aller Ausschweifung die Race weder geistig noch leiblich sank. Dem Vorwurf des modernen Heidentums, den man gegen die Renaissance geschleudert hat, stellt Burckhardt u. a. folgende Erwägung gegenüber: die Träger der Renaissance zeigen in religiöser Beziehung eine häufige Eigenschaft jugendlicher Naturen: sie unterscheiden recht scharf zwischen gut und böse, aber sie kennen keine Sünde; jede Störung der innern Harmonie getrauen sie sich vermöge ihrer plastischen Kraft wiederherzustellen und kennen deshalb keine Reue; da verblaßt denn auch das Bedürfnis der Erlösung, während zugleich vor dem Ehrgeiz und der Geistesanstrengung des Tages der Gedanke an das Jenseits entweder völlig verschwindet oder eine poetische Gestalt annimmt statt der dogmatischen. Was aber die „Weltlichkeit" der Renaissance betrifft gegenüber dem Mittelalter, so macht er aufmerksam, daß diese Weltlichkeit eine ernste, überdies durch Kunst und Poesie geadelte war; und er fährt fort: Es ist eine erhabene Notwendigkeit des modernen Geistes, daß er dieselbe gar nicht mehr abschütteln kann, daß er zur Erforschung der Menschen und der Dinge unwiderstehlich getrieben wird und dies für seine Bestimmung hält. Wie bald ihn dies Forschen zu Gott zurückführen, wie es sich mit der sonstigen Religiosität des Einzelnen in Verbindung setzen wird, das sind Fragen, welche sich nicht nach allgemeinen Vorschriften

erledigen lassen. Das Mittelalter, welches sich im Ganzen die Empirie und das freie Forschen erspart hatte, kann in dieser großen Angelegenheit mit irgend einem dogmatischen Entscheid nicht aufkommen.

So frei und groß spiegelt sich in Burckhardts Geist diese Bewegung, „die Führerin unseres Weltalles;“ er weiß nur zu gut, was mit ihr uns verloren gegangen ist. Der glänzende Abschnitt über Geselligkeit und Feste tönt aus in jenen Refrain aus dem Ariadne und Bacchus-Trionfo des Lorenzo Medici, der „aus dem 15. Jahrhundert zu uns herübertönt wie eine wehmütige Ahnung der kurzen Herrlichkeit der Renaissance selbst“:

Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza.

Einen „Versuch“ hat Burckhardt sein Buch genannt; er weiß, daß wo namentlich in diesem Fall, da es sich um eine Civilisation handelt, „welche als nächste Mutter der unsrigen noch jetzt fortwirkt,“ „das subjektive Urteilen und Empfinden jeden Augenblick beim Darsteller wie beim Leser sich einmischen;“ er ist auch davon überzeugt, daß dieselben Studien unter den Händen eines Andern leicht nicht nur eine ganz andere Benützung und Behandlung erfahren, sondern auch zu wesentlich verschiedenen Schlüssen Anlaß geben können, und er hält es daher auch für wünschbar, daß der Gegenstand Forscher der verschiedensten Standpunkte zum Reden auffordere. Er ist sich auch bewußt, daß er da und dort das Gebiet der Ahnung betreten hat, er tröstet sich aber damit: „Die Zeit wird sichten und richten.“ Wie sehr er sich in seinen Gedanken beim Schreiben jenes Buches völlig allein fühlte, hat Burckhardt selbst in einem Briefe von 1889 an Ludwig Pastor, den Verfasser der „Geschichte der Päpste,“ ausgesprochen; er ist im Nachwort des

3. Bandes des genannten Werkes vom Verfasser zum Ausdrucke gebracht worden. Und doch kann man heute getrost sagen: Burckhardts Buch hat den Begriff der Renaissancekultur, ihr innerstes Wesen und ihren unvergänglichen Gehalt in den wesentlichsten Punkten endgiltig festgestellt. Forscher der verschiedensten Richtungen und Interessenkreise haben dies willig anerkannt: der Katholik Pastor nennt Burckhardt die erste Autorität auf dem Gebiete der Renaissance, Philosophen wie Kuno Fischer und Wilhelm Dilthey sind in seinem Preise einig: letzterer spricht in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften" (1883) von dem „klassischen Gemälde," welches Burckhardt von dem ersten Auftreten des modernen Menschen in dem Italien des Renaissance entworfen hat. Und ein Historiker wie Eberhard Gothein*) schreibt in der Vorrede zu seinem schönen Buche „Die Kulturentwicklung Süditaliens in Einzeldarstellungen" (1886): „Was meine Auffassung der Renaissancekultur überhaupt anlangt, so bekenne ich mit Stolz, daß alle eigenen Studien mich immer nur noch mehr zum verehrenden Jünger Burckhardts gemacht haben." Auch Frankreich blieb nicht aus, und hier ist es einer der ganz Großen, der Burckhardts Werk gegrüßt hat, H. Taine; eine Anmerkung seiner Philosophie de l'Art, die das Buch mit seinem deutschen Titel citiert, lautet: Livre admirable, le plus complet et le plus philosophique qu'on ait écrit sur la Renaissance italienne. Taine hat damit zwei der Haupteindrücke, die man von dem Buche Burckhardts empfängt, treffend gekennzeichnet: „Die Kultur der Renaissance" wirkt bei aller Knappheit im Einzelnen doch durch die Fülle des Lichtes, das sie auf jene Zeit wirft, als ein völlig geschlossenes Ganzes, dem kein wesentlicher Zug fehlt; sogar die Lücke, die Burckhardt selbst als die größte

*) Gothein hat in den „Preußischen Jahrbüchern" (Oktoberheft 1897) Jakob Burckhardt einen geistvollen Nachruf gewidmet, der für unsere schon im Druck befindliche Skizze leider nur noch spärlich berücksichtigt werden konnte.

namhaft gemacht hat, das Fehlen der Renaissance-Kunst, wird kaum bemerklich, weil uns hier das gewaltige soziale und psychologische Phänomen noch mehr interessiert als das künstlerische, weil der damalige Mensch als solcher uns noch stärker in seinen Bann zieht als der einzelne Künstler, mag er an sich auch noch so groß sein. Sodann war ein wahrhaft philosophischer Geist erforderlich, um aus all dem unendlichen Material das Bezeichnende, das Ausschlaggebende herauszuholen, die gewonnenen Resultate unter leitende Gesichtspunkte zu bringen und sie zu einem großen Gedankenkomplex zusammenzuschließen. Nicht mit Unrecht hat darum auch ein anderer Franzose, der Sorbonne-Professor Emil Gebhart, ein trefflicher Kenner der italienischen Geschichte und Kultur, sein umfangreiches Essay über „die Kultur der Renaissance" (Revue des Deux Mondes von 15. November 1885, wieder abgedruckt in den Etudes méridionales: La Renaissance italienne et la philosophie de l'histoire) betitelt: La théorie de Jacob Burckhardt. Seine Arbeit fußt auf der 1885 in Paris erschienenen französischen Uebersetzung von M. Schmitt. Es ist wohl das feinste Exposé, das jemals von Burckhardts Buch gegeben worden. Gebhart, der ein genauer Kenner des mittelalterlichen Italiens ist, betrachtet den Uebergang vom Mittelalter zur Renaissance in Italien als einen fast unmerklichen, und er belegt das mit treffenden Beispielen. Bei Burckhardt erscheint der Uebergang als ein weit unvermittelterer, was, wie auch von anderer Seite schon hervorgehoben wurde, mit seiner weniger eindringenden Kenntnis des Mittelalters und dessen Litteratur zusammenhängen mag. Auch der mittelalterliche Norden kommt bei Burckhardt fast durchgehend schlecht weg; immerhin darf wohl hervorgehoben werden, daß z. B. in Bezug auf die hohe Blüte der Kultur in Südfrankreich, wie sie u. a. in der provençalischen Lyrik uns entgegentritt, sogar Gebhart betont, auch hier verstehe noch Niemand, „die tiefsten Tiefen der Natur oder des

Menschenherzen zu erschauen und zu ermessen.“ Hingegen soll nicht geleugnet werden, daß Burckhardt gerne da, wo der von ihm durchgehends angenommenen Superiorität der Italiener der Renaissance eine Widerrede erwachsen könnte, italienische Einflüsse als Erklärung anzunehmen bereit ist: so ist es bei den Carmina Burana, so auch bei Commines, von dem es heißt: „Wenn Commines bei diesem und hundert andern Anlässen so objektiv beobachtet und urteilt als irgend ein Italiener, so ist dabei sein italienischer Umgang gewiß sehr in Betracht zu ziehen.“ Hier hat Burckhardt seiner Theorie entschieden eine Konzession machen müssen. Und doch hat er noch später an einer entscheidenden Stelle, wo vom modernen Ehrgefühl die Rede ist, einem Franzosen, Rabelais, das Verdienst lassen müssen, daß er diese Sache schärfer als alle Italiener betont hat.

Auf einen Mangel in Burckhardts Buch hat Moritz Carriere in seiner Recension aufmerksam machen zu sollen geglaubt: auf die Vernachlässigung der eigentlichen Renaissancephilosophie; daß Burckhardt Carriere's Buch über „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit“ nicht gekannt oder vornehm ignoriert habe, hat diesen ohnehin gekränkt. Die Meisten werden aber diese fehlende Darstellung an sich ja gewiß interessanter und teilweise auch folgewichtiger philosophischer Systeme nicht allzusehr vermissen; Burckhardt war es in erster Linie um die Philosophie des damaligen Lebens zu thun; wie sich philosophische und religiöse Anschauungen in begabten Menschen der Renaissance, wie dem Kreise um Lorenzo Medici, zu einem merkwürdigen Ganzen verbanden, das war für ihn das kulturhistorisch wichtige Phänomen. Nicht in Abrede soll aber gestellt werden, daß gerade auf diesen letzten Seiten seines Buches Burckhardt nicht völlig befriedigend und klärend wirkt. Schon seine sonderbare, recht ungewöhnliche Anwendung der Begriffe Theismus und Deismus hat hier etwas Verwirrendes.

So viel von diesem herrlichen Buch, das ja zum Inventar jedes Gebildeten gehört oder doch gehören sollte. Auch der „Kultur der Renaissance“ ist kein rascher blendender Ersatz zu Teil geworden. 1869 erst ist — diesmal im Verlag von Seemann in Leipzig — die „zweite durchgesehene Auflage“ erschienen, wiederum Luigi Picchioni, „dem greisen Lehrer, Kollegen und Freund“ gewidmet. Eine kurze Vorbemerkung teilt mit, daß sich die Veränderungen in der neuen Auflage auf lauter einzelne Zeilen im Text und Zusätze in den Anmerkungen beziehen. Zu einer völligen Neubearbeitung fehle dem Verfasser die nötige Muße und die Möglichkeit eines nochmaligen längeren Aufenthaltes in Italien: statt nun bloß einzelne Partien zu ändern und neue einzuschieben, wage er es eher, das Werk in derselben Gestalt, in der es einst Anklang gefunden, wieder erscheinen zu lassen: „Vielleicht würden auch manche Ansichten und Urteile, welche jetzt dem Verfasser bereits etwas jugendlich erscheinen, in derjenigen Schattierung, die sie nunmehr erhalten würden, geringere Zustimmung finden.“ Möge, so schließt Burckhardt, möge die Arbeit den Freunden der gegenwärtig in so schwunghaftem Fortschritt begriffenen Kulturgeschichte von Neuem empfohlen sein. Man weiß nicht recht, ob man diese Vorbemerkung völlig ernst nehmen oder mehr nur als eine höfliche Ausflucht betrachten soll, die ihn von der ihm lästigen Aufgabe befreite, an einem einheitlich konzipierten und in sich geschlossenen Werke tiefer greifende Aenderungen vorzunehmen. Vollends beim letzten Wunsch-Satze glaubt man Burckhardt etwas spöttisch lächeln zu sehen. Vielleicht hat gerade dieser schwunghafte Fortschritt der Kulturgeschichte ihm seinen eigenen einstigen „Versuch“ etwas entleidet. Denn über die zweite Auflage hinaus nahm er sich seines Werkes nicht mehr an. Er hat einmal launig erzählt, wie ihm Freund Lübke immer wieder zugesetzt habe, er solle seiner „Kultur der Renaissance“ noch eine Erweiterung gönnen in Gestalt einer

Perspektive auf die deutsche Reformation; dafür sei er aber nicht zu haben gewesen; Lübke habe ihn dann auf Professor Bernhard Kugler in Tübingen, den Sohn Franz Kuglers, hingewiesen als auf den geeigneten Mann für eine Neuauflage; als dieser dann ablehnte, sei das Buch an Ludwig Geiger in Berlin gekommen. Man wird es immer bedauern, daß Burckhardt in dieser Weise sein Werk auf Gnade und Ungnade einer fremden Hand ausgeliefert hat. Ein Verhältnis, wie es einst zwischen Kugler und Burckhardt bei den Neuauflagen der Kugler'schen Bücher bestanden, hat zwischen Burckhardt und dem Berliner Professor, dessen eigenes Werk in der Oncken-Sammlung über Renaissance und Humanismus auf seinen Geist wie auf seinen Stil ein so helles Licht wirft, niemals existiert. So hat denn „die Kultur der Renaissance" in den folgenden Auflagen (dritte 1877/78; vierte 1885; fünfte, bloßer Abdruck der vierten, 1896) sich die mannigfachsten Aenderungen und Zusätze müssen gefallen lassen: das Buch wurde in zwei Bände auseinandergerissen, die Noten bald so, bald anders angeordnet, hinter die Abschnitte langfädige Zusätze über berühmte Renaissancejuden und andere interessante Dinge eingeschoben, schließlich aus dem Text Stellen ausgeschaltet, weil sie nicht mehr „auf der Höhe" waren. Freilich standen auch die neuesten Forschungen nicht immer sehr lange auf der Höhe; so passierte es Professor Scheffer-Boichhorst mit seiner Dino Compagni-Hypothese, die sich bald die stärksten Korrekturen mußte gefallen lassen. Herr Geiger aber hat sich trotzdem nicht entblödet, auch aus der neuesten Auflage den ganzes Passus Burckhardts über Dino Compagni wegzulassen, obschon er in den Zusätzen zugeben muß, „im wesentlichen" sei jetzt die Ansicht die herrschende geworden, daß die Chronik einen bedeutenden ächten Kern enthält, der, vielleicht schon im 14. Jahrhundert, eine Umarbeitung mit Zugrundelegung von Villanis Chronik erfuhr. Und trotz dieses Eingeständnisses wird die Stelle bei Burckhardt ein-

fach beseitigt! Solchen Willkürlichkeiten gegenüber — um nicht mehr zu sagen — wird sich der Wunsch nach einem Neudrucke der ersten oder zweiten Auflage stets wieder melden.*) Nicht nur die Wissenschaft zum Glück, die deutsche Litteratur hat ein Anrecht auf Burckhardts „Kultur der Renaissance." **)

Das Resultat einer zehnjährigen Arbeit stellt „die Kultur der Renaissance" dar: mit dem „Andreas von Krain" hatte sie begonnen, die Ausarbeitung des „Cicerone" hatte dieses Studium mächtig vertieft, der Zürcher Aufenthalt dasselbe dann völlig gereift. Nachdem einmal das Buch vorlag, kam Burckhardt in seinen Vorlesungen nie mehr im Zusammenhange auf diese Kulturperiode zu sprechen; in dem Kolleg über neuere Geschichte von 1450—1598 wurden die Erscheinung der Renaissance und die Hauptträger derselben nur so weit in den Rahmen der Erzählung hineinbezogen, als dies Burckhardt unumgänglich notwendig erschien. Citiert hat er sein Werk nie. Im Jahre, da die Renaissance-Kultur an die Oeffentlichkeit trat, hatte sich das Interesse Burckhardts auf eine andere Kulturwelt geworfen, auf die des Mittelalters. Bis zum Ende der sechziger Jahre findet sich diese Vorlesung mehrmals, dann

*) Gothein in seinem Burckhardt-Artikel ruft sogar einem Neudruck des ersten „Cicerone."

**) Außer der schon erwähnten französischen Uebersetzung der Kultur der Renaissance erschien 1876 in Florenz bei Sansoni eine italienische: La civiltà del Rinascimento in Italia. Saggio di Jac. B., tradotto sulla seconda edizione tedesca dal professore D. Valdusa, cona junte e correzioni inedite, fornite dall' autore. Die Vorrede ist vom 1. Dezember 1875 datiert; eine Kollationierung dieser von Burckhardt selbst vermehrten und verbesserten Auflage mit der zweiten deutschen Auflage war uns leider aus Zeitmangel nicht mehr möglich. — Es erschien dann 1878 eine englische unter dem Titel: The civilisation of the period of the Renaissance in Italy von S. G. C. Middlemore (2 Bände, London). 1895 folgte eine ungarische (Budapest) und 1897 eine polnische (Krakau), von einer Dame herrührend, welcher der schon schwerkranke Burckhardt noch seinen Dank übermittelt hat.

verschwindet sie bis zum Sommersemester 1882, um von da an regelmäßig wiederzukehren. Eine neue Kulturwelt hatte sich inzwischen in Burckhardts Geist zu einem Kolleg verdichtet: die griechische; von 1872 an fehlt sie nie mehr im Turnus der Vorlesungen. Auch die Kunstgeschichte tritt nun fast regelmäßig neben die historischen Kollegien; meistens beschränkt sie sich freilich auf bloß eine Wochenstunde und hält sich in der Form von Uebersichten über Kirchenbau, über Malerei, über Renaissance-Architektur, über antike Kunst. Die eigentlichen historischen Vorlesungen beschlugen die ganze Weltgeschichte, vom Altertum an bis auf die Revolution und das napoleonische Kaiserreich. Mit einem drastischen Ausdruck konnte daher Burckhardt von sich sagen, er habe die Weltgeschichte von Adam bis auf Napoleon vorgetragen. Mit Ende der sechziger Jahre verschwindet dann freilich die alte Geschichte, deren Vorbereitung ihm besonders viele Mühe gekostet hat, aus dem Kreis seiner Vorlesungen; der griechischen Kulturgeschichte blieb es vorbehalten, das ewig Wertvolle der antiken Welt in herrlicher Weise den Universitätshörern zu vermitteln.

Im Jahre 1864 sind zwei kleinere Arbeiten Burckhardts zur Publikation gelangt. Bei der Eröffnung des Sommerkurses 1864 am Pädagogium hatte Burckhardt „über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit“ gesprochen. Dieser Vortrag erschien dann im vierten Jahrgang des „Neuen schweizerischen Museums“ (Bern 1864); er nimmt daselbst nicht ganz 25 Seiten ein. Gleich die Anmerkung zum Titel ist für den Verfasser bezeichnend: „Der Verfasser, nicht Philologe, bittet die Männer des Faches um Nachsicht.“ Der Aufsatz hebt mit dem bedeutungsvollen Satze an: „Die Geschichte als Betrachtung und Darstellung nicht bloß vergangener Thatsachen, sondern auch des vergangenen Daseins sieht sich unaufhörlich neben den eigentlichen Historikern hingewiesen auf die ganze Litteratur der betreffenden Zeiten, ja auf die Schriftwelt und die Denkmäler im weitesten

Sinne des Wortes." Burckhardt definiert hier gleichsam seine Auffassung der Geschichtschreibung und zugleich seine Anforderungen an die Quellenkenntnisse des Geschichtsforschers; seine eigenen Werke sind die lebendige Illustration dieses überaus hohen und strengen Programms. An Hand der Reden des Dio Chrysostomus entwirft Burckhardt dann in einfach-schöner Diktion ein lebendiges Bild der Zeit Kaisers Trajans: „Wenn die trajanische Zeit auf uns wirkt wie der letzte helle und klare Tag der alten Welt kurz vor der mit Hadrian beginnenden Herrschaft der Magier und Theurgen, so ist Dio's Redesammlung für diese unsere Taxierung jener Zeit nicht ohne bestimmenden Wert." Auf Einzelheiten einzugehen dürfen wir uns ersparen; in der Litteratur über diesen bedeutenden Rhetor wird Burckhardts Rede immer eine vornehme Stelle einnehmen; sie hat den kulturhistorisch wertvollen Inhalt seiner litterarischen Thätigkeit von großen Gesichtspunkten aus, wie dies beim Verfasser der „Zeit Constantins des Großen" sich von selbst versteht, zu einem klaren Bild gestaltet.

Eine hübsche kunsthistorische Arbeit Burckhardts brachte sodann das Basler Taschenbuch auf das Jahr 1864: „Ueber die Goldschmiedrisse der öffentlichen Kunstsammlung in Basel." Mit einer wahren Lust hat sich Burckhardt hier in die phantasievolle Welt der Dekoration der letzten zwei Jahrzehnte des 15. und des Anfangs des 16. Jahrhunderts versenkt; er freut sich der „genialen Kraft der Dekoratoren jener Zeit." Neben den eigentlich gotischen Entwürfen meldet sich das erste Eindringen der italienischen Renaissance-Formenwelt, und schließlich sind es ausgesprochene Schöpfungen der deutschen Renaissance mit den reizvollsten Einzelheiten: „gewiß kein Strich von Holbein und doch durchgängig von seinem Geiste irgendwie angeweht." In die Schilderung des Hans Holbein'schen Becherentwurfes, dessen Reproduktion das Titelbild des Taschenbuches abgegeben hat, geht dieser

flott geschriebene Aufsatz aus, der von dem feinen Sinne Burckhardts für die Schöpfungen des Kunstgewerbes wieder so laute Kunde giebt.

Ein litterarisches Versprechen Burckhardts harrte inzwischen noch immer seiner Erfüllung. Die kurze Einleitung in „die Kultur der Renaissance“ hatte mit dem Satz geschlossen: „Der größten Lücke dieses Buches gedenken wir in einiger Zeit durch ein besonderes Werk über ‚Die Kunst der Renaissance‘ abzuhelfen.“ Man sieht aus den Vortragsthemata der nächsten Jahre, daß er seinen Blick von dieser Aufgabe nicht völlig abgewandt hatte: so sprach Burckhardt einmal in der Antiquarischen Gesellschaft über die Studien der römischen Künstler in den Ruinen von Rom am Anfang des 15. Jahrhunderts, ein andermal über den Gebrauch von Modellen in der Architektur. Allein das Werk, das dann 1867 erschienen ist, füllte die Lücke doch nur teilweise aus und in einer Form, die einen weitern kunstfreundlichen Leserkreis in sehr beschränktem Maße anzuziehen im Stande war. Burckhardt hat das selbst gefühlt, als er in der 2. Auflage der Renaissance-Kultur schrieb: „Der größten Lücke des Buches gedachten wir einst durch ein besonderes Werk über ‚Die Kunst der Renaissance‘ abzuhelfen; ein Vorsatz, welcher nur geringerenteils hat ausgeführt werden können.“ Die Anmerkung verweist dann auf das Buch, von dem nunmehr die Rede sein soll.

Als der 4. Band erste Hälfte von Franz Kuglers Geschichte der Baukunst erschien im Verlag von Ebner und Seubert (Paul Neff) in Stuttgart*) „Die Geschichte der Renaissance in Italien.“ Es ist wieder ein durch und durch originelles Buch, das Burckhardt damit der Wissenschaft geschenkt hat; er glaubte, wie es im Vorwort zur zweiten Auflage (von 1878) heißt, es sei

*) Von demselben Verlag ist später Burckhardts Büchlein über die Kunstwerke der belgischen Städte erworben worden; wenn wir recht berichtet sind, denkt der Verleger an eine Neuauflage dieser Jugendschrift.

wünschbar, daß neben die erzählende Kunstgeschichte auch eine Darstellung nach Sachen und Gattungen trete, gleichsam ein zweiter systematischer Teil, wie dies seit Winckelmann mit der Kunst des klassischen Altertums geschehen." Als Resultate einer solchen parallelen Behandlung des Zusammengehörenden, gegenüber der nach Künstlern erzählenden Geschichte, nennt er das in den Vordergrundtreten der Triebkräfte, welche das Ganze der Kunst beherrschten, die Präcedentien, von welchen der einzelne Meister bei seinem Schaffen bedingt war. Sodann meint Burckhardt, die vorliegende Arbeit lasse sich vielleicht auch durch ihre Kürze rechtfertigen, „indem sie den wesentlichen Kunstgehalt einer Periode in einen kleinern Umfang zusammendrängt, als dies die Künstlergeschichte vermag." Es muß Burckhardt förmlich gereizt haben, seine Meisterschaft in der Breviloquenz einmal in ihrer ganzen Kraft zu beweisen. In 195 Paragraphen — wir schreiben auf Grund der dritten Auflage von 1891, die unter Burckhardts Mitwirkung Professor Holtzinger herausgegeben hat — wird der ganze ungeheure Stoff vorgetragen, der in die zwei Bücher Architektur und Dekoration und in 24 Kapitel innerhalb derselben zerfällt. Mit großem Druck wird jeweilen auf einigen Zeilen der Inhalt des einzelnen Paragraphen auf die denkbar knappste und dabei doch lichtvollste Formel zusammengedrängt; in kleinem Drucke werden die Ausführungen: Denkmäler- und Litteraturnachweis beigefügt. Die Einteilung verrät überall die Meisterhand und zugleich den scharfsichtigen Kulturhistoriker, dem auch die Kunst nur als ein ganz bestimmter Ausdruck einer Kulturepoche sich darstellt. Burckhardt geht aus von dem monumentalen Sinn der italienischen Architektur, der den Ruhmsinn jener Zeit zur Voraussetzung und Erklärung hat; er bespricht dann die Bauherrn, Dilettanten und Baumeister und geht hierauf über zu der sogen. Protorenaissance, wie sie etwa in San Miniato und dem Baptisterium von Florenz zu Tage tritt, und zur Gotik. Bevor

er sich dann seinem eigentlichen Thema zuwendet, erhalten das Studium der antiken Bauten und des Vitruv sowie die Bautheoretiker, ein Alberti, dessen Nachfolger bis auf Serlio u. s. w., ihre Darstellung. Und nun erst folgen die Frührenaissance und das 16. Jahrhundert in ihrer Formenbehandlung, in der Kirchenkomposition, in den Palastbauten, Spitälern, Stadtanlagen, Villen und Gärten — von welch letztern schon der „Cicerone“ herrlich gesprochen hatte —, auch ein Abschnitt über das Baumodell fügt sich organisch in diese Stoffgliederung ein. Bei der Dekoration giebt zunächst das Material den Einteilungsgrund ab, worauf die Fassadenmalerei, die Innenmalerei und Stukkatur, die Goldschmiedearbeit und die Gefäße, sowie die Dekorationen des Augenblickes folgen.

Ein Objekt des Studiums, nicht der genußvollen Lektüre, ist dieses in seiner Art ganz einzig dastehende Buch. Auf dieses Werk vor allem gründet sich Burckhardts autoritäre Bedeutung für alles, was die Renaissance-Architektur betrifft. Kein Wort ist hier überflüssig, jeder Ausdruck aufs sorgfältigste erwogen und endgiltig geprägt. Eine Feinheit des architektonischen Verständnisses waltet in dem Ganzen, die mit immer neuem Erstaunen erfüllt: es ist, als ob Burckhardt zeitlebens nur mit der Formenwelt und der Formensprache der Baukunst sich abgegeben hätte; ja man kann vielleicht behaupten, daß selbst ein Architekt und Gelehrter wie Gottfried Semper diese Aufgabe nicht vollkommener hätte lösen können. Freilich das Bedauern wird man nie unterdrücken können, daß Burckhardt nicht doch noch neben dieser rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Geschichte der Renaissance-Baukunst und -Dekoration eine eigentliche Darstellung der gesamten Kunstwelt dieser Epoche uns geboten hat; es hätte ein herrliches Buch werden müssen. Jetzt haben wir uns eben mit dem „Cicerone“ zu begnügen und wollen uns freuen, daß wenigstens in diesem Buche Burckhardt

das Wort über diese ganze Kunstepoche ergriffen hat, die von ihm erst ihr volles Licht und ihre verdiente Würdigung empfangen.

Daß Burckhardt an seiner Geschichte der Renaissance viel gelegen war, zeigt am besten der schon berührte Umstand, daß er auch der dritten Auflage seine Mitarbeit nicht versagt hat. Ein reicher Bilderschmuck ziert diese Auflage, eine um so erwünschtere Beigabe, als die kurze Fassung des Textes die Unterstützung der Illustration fast gebieterisch verlangt; den reichsten Genuß wird freilich das Buch allen denen bieten, die aus eigener Autopsie Italiens Bauwerke kennen; ihnen leistet es zum eindringenden Verständnis der Renaissance-Architektur unschätzbare Dienste.

Mit diesem Buche war der Kreis von Burckhardts Publikationen abgeschlossen, zum Glück aber nur zu Lebzeiten des großen Gelehrten; noch einmal wird er nach seinem Tode zu uns sprechen, und man kann es nicht hoch genug anschlagen, daß zwei dieser nachgelassenen Arbeiten — das Altarbild und das Porträt der Renaissance — uns nochmals hineinschauen lassen in die Werkstätte seines Geistes und uns aufs neue offenbaren werden, wie er in jener italienischen Kunstwelt zu Hause war, zu welcher er den Zauberschlüssel besaß wie kaum ein Zweiter. Und daß diese beiden genannten Arbeiten wiederum den Stoff nach Gattungen behandeln, zeigt uns, wie hoch Burckhardt diese für die angewandte Aesthetik so überaus fruchtbare Betrachtung geschätzt hat.

Von den Jahrzehnten, die Burckhardt als ordentlicher Professor in Basel verlebte, hat er selbst bekannt, daß sie die glücklichsten seines Lebens geworden seien. „Eine feste Gesundheit erlaubte ihm, sich ungestört seinen Aufgaben zu widmen, ohne eine einzige Stunde aussetzen zu müssen bis zu einem Unfall im Mai 1891. . . Nachdem in den ersten Jahren die Ausarbeitung unternommener Schriftwerke beendigt war, lebte er ausschließlich seinem Lehramt, in welchem die beharrliche Mühe durch ein wahres Gefühl

des Glückes aufgewogen wurde. Die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls glaubte er, den Bedürfnissen einer kleinern Universität gemäß, weniger in der Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen, als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt." Schöner als mit diesen Worten aus den autobiographischen Aufzeichnungen des Verstorbenen könnten wir die Betrachtung Burckhardts als Lehrers nicht einleiten. In diesem tiefinnerlichen Befriedigtsein von seinem Amt liegt nicht nur die Erklärung, daß ein Mann wie Burckhardt hinfort mit keiner Arbeit mehr vor die Oeffentlichkeit trat — auf litterarische Erfolge habe er von Herzen gern verzichtet, bekennt er selber — man versteht auch aus ihr heraus erst recht, warum er seiner Vaterstadt, die ihm endlich die volle, ungehinderte Entfaltung der Lehrthätigkeit gegönnt hatte, zeitlebens treu geblieben ist. Und doch ist wohl nicht an allzu viele Professoren zu so wiederholten Malen die Versuchung getreten, ihre Gaben auf einem weit ausgebreiteteren Felde zur Geltung zu bringen. Vom 10. April 1867 liegt ein Brief Burckhardts an Ratsherrn Karl Vischer, Präsidenten des Erziehungs-Kollegiums vor, der um seines für Burckhardt so unendlich charakteristischen Inhaltes willen eine Wiedergabe an dieser Stelle verdient. Er lautet:

„Nachdem mir schon seit einer Reihe von Jahren von Seiten verschiedener hoher Lehranstalten entferntere, bisweilen auch sehr nahe Aussichten auf Berufung eröffnet, auch unmittelbar Anträge gemacht worden, und nachdem ich alle diese Gelegenheiten zurückgewiesen, wurde mir vorgestern durch einen Vertrauensmann des württembergischen Unterrichtsministeriums der Lehrstuhl der Geschichte in Tübingen unter den günstigsten Bedingungen direkt angetragen. Ich wies auch dieses Anerbieten ab. Daß ich gerade bei diesem Anlaß mich schriftlich an die hohe Behörde wende, statt wie bisher nur mit einzelnen Mitgliedern derselben über solche Dinge

zu sprechen, hängt an zwei Beweggründen: weder ein öffentliches Bekanntwerden der Thatsache, noch eine Erhöhung meiner Besoldung ist für mich irgendwie wünschbar, und letztere würde ich sogar unbedingt ausschlagen; wohl aber darf es mir erwünscht sein, daß die Behörde als solche, und zwar auch in ihrem Protokoll, Notiz nehmen mag von dem redlichen Willen für unsere Anstalt, welcher mich zu meiner Handlungsweise bewogen hat. Das zweite ist der Wunsch, einmal im Jahr oder doch alle zwei Jahre am Pädagogium von dem Examen, es sei des Frühlings oder des Herbstes, dispensiert zu werden, und zwar zum Behuf wissenschaftlicher Reisen, ohne welche mir namentlich die Kenntnis der Kunstdenkmäler allmählich verloren geht. In der Zeit der Sommerferien sind nämlich die größeren Städte, um die es sich handelt, äußerst ungesund und das Studium daselbst beschwerlich. Gerne bin ich erbötig, so oft ich anwesend bin, die beiden Klassen, wo ich Unterricht gebe, zu examinieren, statt bloß eine. Auch die Woche Pädagogiumsunterricht, welche in den April oder den Oktober verlegt zu werden pflegt, wäre kein Hindernis, da ich die mich betreffenden Stunden in den beiden Fällen, da ich auf Reisen abwesend war (Okt. 1860 und April 1865), mit befreundeten Kollegen abtauschen konnte und es auch ferner können würde, so daß Niemand um meinetwillen zu leiden hätte. Ich weiß nun wohl, daß mir zur Not auch ohne eine besondere Vollmacht von Ihrer hohen Behörde hie und da eine solche Dispensation zu Teil würde, allein ich wünsche gegenüber von allfallsigen Unzufriedenheiten mich auf ein Recht und nicht bloß auf eine Gunst berufen zu können." So bescheiden pflegen sonst Professoren ihre Rufe an andere Universitäten nicht zu fruktifizieren.

Fast genau fünf Jahre später, im Mai 1872, trat dann der ganz besonders ehrenvolle Ruf nach Berlin an Burckhardt heran. Ernst Curtius war nach Basel gekommen, um ihm nach dem Rück-

tritt Rankes den Lehrstuhl der Geschichte anzubieten, und zwar wäre die Stelle Rankes zwischen Waitz und Burckhardt geteilt worden. Und auch diesmal hat Burckhardt mit einer ablehnenden Antwort nicht gezaudert; er hat es aber stets als einen hohen Beweis der Objektivität der preußischen Regierung in wissenschaftlichen Fragen angesehen, daß diese Stelle an ihn wäre gegeben worden, wenn er sie gewollt hätte. Man kann nun freilich sagen, Burckhardt würde sich in Berlin wohl noch weniger wohl gefühlt haben als einst in Zürich; allein es giebt so Viele, denen weit über die Frage des Wohlbefindens die Befriedigung des Ehrgeizes geht, daß man diesen Verzicht auf eine auch abgesehen von allem Ruhm glänzend dotierte Stelle an der Universität der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches Burckhardt ganz besonders hoch anrechnen muß.

Aus dem mitgeteilten Briefe ersehen wir, daß Burckhardt auch zu jener Zeit noch den Geschichtsunterricht in den beiden obern Klassen des Pädagogiums erteilt hat. Das blieb so bis Frühling 1874. Von da an sah er sich von dem Unterricht in der zweiten Klasse dispensiert, freilich nur, um seinerseits sofort eine neue vermehrte Verpflichtung der Universität gegenüber einzugehen. Burckhardt legte in einem Briefe vom 26. Dezember 1873 an die Kuratel der Universität dar, daß die Errichtung eines Lehrstuhls für die gesamte Kunstgeschichte dringend notwendig geworden sei; er weist auf die deutschen Universitäten und auf Zürich hin, wo an Polytechnikum und Hochschule das Fach besetzt sei. Und nun erbietet sich Burckhardt, „nicht ohne schweres Bedenken,“ zu einer einstweiligen Versehung dieses Faches in einem viersemestrigen Kurse von drei Stunden wöchentlich. „Die Besoldung bleibt die bisherige,“ fügt er kurz bei. Er hält daran, daß die Behörde in diesem Anerbieten „ein Opfer“ von seiner Seite erblicke; nicht nur bringe dieser kunstgeschichtliche Unterricht weit mehr Arbeit als die Schulstunden in der zweiten Klasse, er nötige auch zu „unum-

gänglich neuen Studienreisen in vorgerückten Jahren" und zu „kostspieligen Anschaffungen (Abbildungen und Photographien);" das Schwerste aber liege darin, daß er ein Amt übernehme, dem er unmöglich so genügen könne, „wie es der jetzige Stand der betreffenden Wissenschaft verlangt;" er betrachte daher sein Amt als ein provisorisches und lege es jederzeit „mit Vergnügen" nieder, sobald die Behörde „einen geeigneten Mann für die gesamte Kunstgeschichte" gewinnen könne. Für diesen Fall will Burckhardt statt der kunsthistorischen Kollegien zwei Stunden geschichtliche Nebenvorlesungen anbieten: Ausführungen und Ergänzungen zu den großen Geschichtskursen, auch wohl Repetitorien. Daß Burckhardt in diesem Schreiben dann noch für Schaffung eines zweiten Geschichtsordinariats plädiert, namentlich für Geschichte des Mittelalters, und hiezu den seit Jahren verstorbenen Professor Wilhelm Vischer-Heusler vorschlägt, sei nur im Vorbeigehen noch erwähnt.

So las denn Burckhardt vom Sommersemester 1874 ab dreistündig Kunstgeschichte im vollen Umfange vom Altertum bis herab aufs 18. Jahrhundert; ja, auf Frühjahr 1883 gab er auch die oberste Klasse des Pädagogiums auf, nur ungerne zwar, um „neben der Geschichte noch ein möglichst vollständiges Pensum der Kunstgeschichte zu übernehmen." So stiegen von Sommersemester 1883 Burckhardts Universitätsvorlesungen auf zehn Stunden wöchentlich, und dies dauerte bis Ende Sommersemester 1886, wo er auf die Geschichtsprofessur verzichtete, um nur noch fünfstündig Kunstgeschichte zu lesen. Das Alter mit seinen Beschwerden hatte bei dem Gelehrten angeklopft. Bis Frühjahr 1893 hat er dann seinen kunstgeschichtlichen Unterricht, meist in zwei Vorlesungen von drei und zwei Stunden, beibehalten, immer im ganzen Umfang von der Antike bis ins 18. Jahrhundert hinein. Noch hatte Burckhardt auf das Sommersemester 1893 den Schluß der Geschichte der neuern Kunst seit 1600, diesmal als ein fünfstündiges Kolleg, angekündigt,

da mahnten ihn zunehmende asthmatische Beschwerden, im Frühjahr seinen gänzlichen Rücktritt zu nehmen. In uneigennützigster Weise hat Burckhardt von 1886 an für die Hälfte seiner bisherigen Besoldung sein fünfstündiges Wochenpensum getreu absolviert.

So verlor vier Jahre vor Burckhardts Tod die Basler Universität ihren erlauchtesten Lehrer. Burckhardt hat sich einmal geäußert, ein Wunsch sei ihm leider nicht in Erfüllung gegangen: der, bis zu seinem Tode dozieren zu können. So sehr hing er an diesem schönen Amte. Durch das Wort auf empfängliche Hörer einzuwirken, schien ihm etwas ganz Unvergleichliches. Er gestand, daß er dieses Glücksgefühl am stärksten in der Schule gehabt habe, das sei im Grunde sein liebster Unterricht gewesen. Und man muß ihn in der Schulstube gesehen haben: die Disziplin war bei ihm sozusagen selbstverständlich; wir erinnern uns aus diesen Stunden auch nicht einer Störung. Dabei war er von der wohlthuendsten Leutseligkeit; er konnte, wenn viel in der Klasse gehustet wurde zur Winterszeit, die Schüler ermahnen, doch ja zu warmen Füßen Sorge zu tragen, er, der nur bei der strengsten Kälte sich zu einem Ueberzieher entschloß und von Flanell und dergleichen Wärmespendern wohl zeitlebens nur vom Hörensagen etwas wußte. Auch zu Scherz war er gerne aufgelegt, und die Schüler etwa einmal auf Kommando sich schnäuzen zu lassen, damit nachher die Ruhe nicht mehr gestört werde, durfte er ohne irgend welche Befürchtung vor Schabernack sich getrauen. Bei der wunderbaren Erzählungskunst Burckhardts war die Aufmerksamkeit der Schüler etwas selbstverständliches; unvergeßlich ist uns vor allem jene Stunde geblieben, da er, ohne daß wir Notizen zu machen brauchten, — denn diktiert hat er in spätern Jahren nicht mehr — die Geschichte der Entdeckungen in großen Zügen vor uns entrollte; hier blickte man in ein ganz erstaunliches geographisches Wissen hinein, über dessen Fehlen bei den Schülern er sich hie und da stark verwunderte,

weshalb denn auch vor den Ferien sein Rat für uns darin bestand: „Studieren Sie hie und da den Atlas und lesen Sie ein paar Bücher Herodot." Von kulturgeschichtlichen oder gar kunsthistorischen Dingen war in Burckhardts Geschichtsunterricht in der Schule wenig die Rede; das Politische stand durchaus im Vordergrund; vielleicht haben sich um so eindringlicher gewisse kurze Einschaltungen litterarischen Inhaltes dem Gedächtnis eingeprägt; noch heute ist uns, als ob wir Burckhardt die Geschichte Serbiens im 14. Jahrhundert, die Schlacht auf dem Amselfelde erzählen und in diesem Zusammenhange von den serbischen Volksliedern, dem Königssohn Marko mit seinem wunderbaren Pferde, sprechen hörten. Und von den Hauptschriften eines Dante und Erasmus hörten wohl die meisten Schüler damals zum ersten Male.

Pathetisch war Burckhardt in der Schule so wenig als nachher im Kolleg; wer das verlangte oder erhoffte, hat nie seine Rechnung gefunden. Die freie Rede floß in breitem Fluß dahin, Schwierigkeiten des Ausdruckes existierten für ihn nicht, er strömte ihm wie auf einen geheimen Zauberspruch in reicher Fülle zu. Im Stile der geistvollen Causerie erzählte Burckhardt, da und dort mit untrüglicher Wirkungssicherheit durch eine bestimmte Tonnüance, durch einen stärkern und schärfern Accent, durch die gehobene, manchmal bis zum Feierlichen und Geheimnisvollen sich steigernde Stimme Lichter in das Gemälde hineinsetzend. Geistreiche Portraits der geschichtlichen Personen, charakteristische Anekdoten und Aussprüche belebten die mit herodoteischer Erzählerfreudigkeit vorgetragenen historischen Begebenheiten; und das alles sprudelte so frisch, als ob ihm selber der Stoff jedesmal eine neue und erhöhte Freude machte. Dabei scheute er unter Umständen auch das starke, derbe Wort durchaus nicht: Heinrich VIII. (dieses Stück Speck in Goldstoff mit den schrecklich falschen Schweins-Augen) war ein Lümmel und ein Teufel zugleich. — Aus Erwecktheit und Flegelei

kommt man bei Cromwell nicht mehr hinaus. — Jakob I. ist eine der widerwärtigsten Gestalten in der Weltgeschichte. — Beim Sacco di Roma heißt es von den Truppen, namentlich den deutschen: mit einer solchen Bande von Süffeln war absolut nicht zu unterhandeln. — Francis Bacon, Minister, Begründer der induktiven Wissenschaften, aber ein Schurke; 1626 ist er gestorben: sit ei terra levis! — Dies nur einige aus einer stattlichen Schar herausgegriffene Beispiele. Ueber solch deutliche Meinungskundgebungen würde sich ein Treitschke von Herzen gefreut haben, während sie für Ranke ein unnennbares Aergernis gewesen wären. Sie waren ein Ausfluß jener starken Subjektivität, aus welcher der größte Zauber Burckhardtscher Lehrthätigkeit floß. Burckhardt stand dem, was er behandelte, niemals oder doch nur höchst selten gleichgiltig gegenüber: aus Abneigung oder Zuneigung, aus Sympathie oder Antipathie machte er kein Hehl. Für diese Sorte von Objektivität, die man ebenso gut Charakterlosigkeit oder höflicher Indifferenz nennen könnte, war er nicht zu haben. Er trug nicht Gelehrsamkeit vor, sondern seine Auffassung von den Geschehnissen, den Persönlichkeiten, den großen Kulturfaktoren. Wie sich in seinem Geiste die Dinge spiegelten, das erfuhr man bei ihm, oft nur aus einer gewissen Betonung, einer kurzen Andeutung, manchmal freilich auch aus unmißverständlichen deutlichen Worten. Damit hängt auch sein Bestreben zusammen, möglichst die Quellen abzuhorchen, von ihnen sich direkt belehren zu lassen, denn erst aus diesen unmittelbaren Zeugnissen erwuchs ihm das Bild der Vergangenheit so klar und plastisch, daß es sein geistiges Eigentum wurde; nur hier fand er gerade diejenigen Züge und diejenigen Nüancen, welche seinen Schilderungen die Plastik und die Farben schufen. Der Umfang von Burckhardts Quellenlektüre war denn auch ein ganz immenser. Je mehr er sich bewußt wurde, daß bei dem gewaltigen Umkreise seiner Vorlesungen ein Verfolgen der fachwissenschaftlichen Litteratur

ein Ding der Unmöglichkeit sei, um so mehr suchte er durch Kenntnisnahme der Quellen selbst diesen Mangel — wenn man es so nennen will — zu ersetzen und vergessen zu machen. Neben den Historikern und Chronisten wußte er sich die Dichter und Denker in möglichster Ausdehnung nutzbar zu machen. Mochte auch diese Quellenkenntnis in erster Linie für Altertum und Mittelalter eine fast lückenlose sein, so war sie doch auch für die neuere Zeit eine höchst respektable. Selbst einem gewiß nicht gerade amüsanten Chronisten wie Khevenhiller wußte er Leben und Farbe abzugewinnen, ihm hat er u. a. einen seiner reizvollsten Vorträge entnommen „Die Reise einer Kaiserbraut (1630).“ In der Zimmerschen Chronik wußte er so gut Bescheid als in der ausgedehnten französischen Memoirenlitteratur des 17. Jahrhunderts. Die Lebenserinnerungen der Elisabeth von Valois waren ihm so genau bekannt als die Briefe der Madame de Sevigné; und wie dann wieder für die Vorlesung über das Revolutionszeitalter die Quellencitate förmlich strömten, davon wissen alle zu erzählen, die dieses Kolleg noch gehört haben. Gerne wies Burckhardt in seinen Vorlesungen auch auf neuere Litteraturerzeugnisse hin: wie er schon in der „Kultur der Renaissance“ bei Anlaß der Psychologie der Rachsucht ein Raisonnement Stendhals in seiner Chartreuse de Parme angeführt hat, so verwies er etwa im Kolleg auf Ludwig Tiecks Vittoria Accorombona; Grillparzers Bruderzwist im Hause Habsburg wurde erwähnt bei der Charakterschilderung Rudolfs II.; neben Schillers Dramen fand auch Victor Hugos Marie Tudor Gnade, freilich nur als ein Zerrbild der Geschichte. Dichtercitate kamen selten, aber dann mit um so tieferer Wirkung. Wir erinnern uns vor allem noch jener Stunde, da Burckhardt die Darstellung der Rosenkriege mit der Strophe des Parzenliedes schloß: „Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern u. s. w.“ — eine wahrhaft feierliche Wirkung.

Burckhardt, der als Künstler seinen Stoff gestaltete, verstand sehr wohl, solche Höhepunkte einer Stunde wirksam herauszuarbeiten; auch auf glückliche Abschlüsse verwandte er soweit dies anging seine Sorgfalt; ein Beispiel mag dies illustrieren: Burckhardt hatte in der griechischen Kulturgeschichte von den Theophanien gesprochen und von ihrem Eindringen auch in sprichwörtliche Redensart: „Wie wir zu sagen pflegen, wenn eine Stille eintritt: ein Engel geht durchs Zimmer, so sagten die Griechen: Hermes geht durchs Gemach.“ Mit diesen Worten verließ er das lautlose Auditorium. Man wird wegen solcher Dinge gewiß gegen Burckhardt nicht den Vorwurf der Effekthascherei erheben wollen; ihm war eben die möglichste Abrundung jeder Stunde ein ästhetisches Bedürfnis; und die Befriedigung dieses Wunsches wirkt doch sicherlich auf die Hörer um ein gutes Teil angenehmer, als das Zuklappen des Vorlesungsheftes beim Stundenschlag.

Vom Umfang der historischen Vorlesungen ist schon früher in Kürze gesprochen worden. Von Anfang der siebziger Jahre an hatte sich ein Turnus herausgebildet, der die griechische Kulturgeschichte, die neuere Geschichte seit 1450, das 17. und 18. Jahrhundert, sowie das Revolutionszeitalter in vier Semestern brachte. Anfang der achtziger Jahre dann trat Burckhardt das Revolutionszeitalter — nach allen Aussagen eine der glanzvollsten und ergreifendsten Vorlesungen — an den leider viel zu früh verstorbenen, von Burckhardt hochgeschätzten Geschichtsdozenten Dr. Benjamin Buser ab, damit diesem ein Hauptkolleg gesichert sei. Von da an gliederte sich wieder die mittelalterliche Kulturgeschichte ein, so daß neben zwei rein historischen Vorlesungen (1450 bis 1598 und 1598 bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts) die beiden kulturhistorischen Kollegien (Griechenland und Frühmittelalter, bis ins 9. Jahrhundert) figurierten. So blieb es dann bis Ende Sommersemester 1886.

So vieles sich auch von geistreichen Aussprüchen und feinen,

charakteristischen Zügen aus den Geschichtsvorlesungen beibringen ließe, ziehen wir es doch vor, von den kulturhistorischen Kollegien noch einige kurze Worte zu sagen, gab doch hier Burckhardt naturgemäß von seinem Eigenartigsten und Eigensten; hier war er vor aller Konkurrenz sicher. Von der griechischen Kulturgeschichte steht uns zum Glück die Publikation großer Partien in Burckhardts eigener Ausarbeitung bevor. Man wird dann wohl in den weiten Kreisen derer, die diese Vorlesung nie gehört haben, und denen der Geist eines Jakob Burckhardt mehr gilt als der neueste Stand des philologischen und archäologischen Wissens, den Ausspruch Friedrich Nietzsches besser verstehen, der seiner Zeit Burckhardt als den ersten der jetzt lebenden Kenner der Griechen bezeichnet hat. In dieser Vorlesung stand man einer Gesamtansicht des griechischen Geistes in allen seinen Aeußerungen gegenüber, wie sie geistvoller und überzeugender kaum gedacht werden kann. Von Griechenschwärmerei, von jenem durchgehenden Enthusiasmus eines Otfried Müller oder Ernst Curtius war bei Burckhardt keine Rede: die Hellenen waren ihm das geniale Volk, aber mit allen Leiden und Fehlern eines solchen. Das unter Umständen so furchtbare Wesen der Polis, der Stadtgemeinde, hat er ergreifend geschildert; er hob hervor, wie das Ideal des Bürgertums zu hoch geschraubt worden war, um von Menschen noch ertragen zu werden; er schilderte, wie die Polis geradezu die Religion der Griechen wurde, so daß ihr auch in dieser Beziehung nicht zu entrinnen war, und wie sich schließlich die Fähigen, namentlich die Philosophen, diesem odiös gewordenen Staate zu entziehen suchten. Sparte hier Burckhardt die Schatten in seinem Bilde durchaus nicht, so fiel dann andererseits das volle herrliche Licht auf all die großen Geistesthaten der Griechen in Geschichtschreibung und Poesie und Kunst. Bei alledem aber verschloß sich doch Burckhardt der Erkenntnis nicht, daß die Gesamtauffassung der Welt bei Historikern, Denkern und Dichtern eine

wesentlich pessimistisch gestimmte war, neben der sich dann freilich in der Praxis ein optimistisches Temperament des Griechen geltend macht, ohne daß er deswegen einem ordinären Optimismus verfallen wäre. Prachtvoll war die Verwertung des Mythus, dieses Geisterokeanos, als des Deuters und Begleiters der griechischen Denkweise, dem dann in Philosophie, Redekunst, Geschichtschreibung und Geographie Gegenmächte erwachsen, der aber doch immer wieder die Geister beherrscht. Diese dürftigen Andeutungen müssen hier genügen. Nur aus der einleitenden Stunde mögen noch einige Gedankengänge aufgeführt werden. Burckhardt betonte, daß als Kulturgeschichte die Darstellung den ersten Grad der Gewißheit besitze: die Quelle sagt, wie man die Dinge gewünscht und geschaut hat, nicht wie sie wirklich geschehen sind; gerade das macht sie uns für die Kenntnis des Griechen so unendlich wertvoll. Nur die eigene tägliche Quellenlektüre lehrt uns diese Dinge kennen, nichts kann sie ersetzen, und diese Quellen wollen ganz und einzelne von ihnen immer aufs neue gelesen werden. Nur so eignen wir uns ihre Gedankenwelt an, und das ist nötig, denn der Geist des Hellenentums begehrt mit jeder neuen Zeit eine neue chemische Verbindung einzugehen. Wo es sich aber um große Schwierigkeiten bei der Lektüre der Quellen handelt, da soll man Kommentare und Uebersetzungen nicht verschmähen, damit die Wirkung des Inhaltes nicht über dem philologischen Suchen verloren gehe. — So trat Burckhardt an seine Aufgabe heran: aus seinen unermeßlichen Excerpten, die der täglichen regelmäßigen Lektüre irgend eines Autors folgten, erwuchs diese Vorlesung von einer geistvollen Durchdringung und souveränen Beherrschung des Stoffes, die im Verein mit der formalen Schönheit des Vortrags geradezu bezaubernd wirkten.

Die Vorlesung über die Kulturgeschichte des Mittelalters begann mit der Darstellung des Niedergangs der römischen Welt, der sich auch in den Gemütern der Menschen in dem Gefühl des

Altwerdens, des raschern Vergehens der Zeit offenbarte. Es ist ein Thema, das Burckhardt schon im Constantin herrlich geschildert hat: die antike Welt hatte den Umkreis ihrer Aufgaben durchschritten. Scheint die Sonne noch so rein, einmal muß es Abend sein: dieses Sprüchlein pflegte er im Kolleg zu citieren, wenn er von diesem Prozeß der Zersetzung und des Verfalls sprach. Dann folgte die Erzählung von den Barbaren-Invasionen im römischen Reich. In diesen entsetzlichen Zeiten des Kampfes, der Vernichtung, der allgemeinen Verzweiflung tauchen dann etwa einzelne mächtige Menschen als Tröster auf: von zweien derselben pflegte Burckhardt besonders eingehend und ergreifend zu sprechen: von Salvianus von Massilia und vom hl. Severin. Da hieß es etwa von dem erstern: Solche Leute bringt man nicht durch Majorität hervor, die müssen eben da sein. Zu einem solchen Manne aufschauen zu können, hatte einen Trost, auch wenn man nun unterging. Das waren dann die Leute, die auch auf die Barbaren Eindruck gemacht haben. Besonders feierlich aber lautete es dann, wenn vom hl. Severin die Rede war; die Legende dieses Heiligen zu lesen, bildet eine von den erhebendsten, aber auch aufregendsten Lektüren, die es aus dem ganzen Mittelalter giebt. Man sieht da die wahre lebendige Kraft, welche die Jahrhunderte und Jahrtausende überbrückt; man sieht, wie das hingebende Christentum das Volk irgendwie versöhnt hat mit den allerschlimmsten Zeiten oder sie ihm wenigstens erträglich gemacht hat. — Wir wissen, wie frühe schon Burckhardt diese Legende kennen gelernt, wie sie später das Thema eines seiner Vorträge gebildet hat; im Kolleg erhielt sie dann nochmals ihren Ehrenplatz; man könnte sagen, der Gedanke an diesen für sich völlig bedürfnislosen, nur den Andern lebenden, ihnen sein Bestes gebenden Mann hat Burckhardt sein ganzes Leben hindurch begleitet. Um diese Verehrung Burckhardts völlig zu begreifen, brauchen wir uns nur an die liebevolle Schilderung des Asketentums im „Constantin“

zu erinnern: in diesen auf allen Weltruhm und alle Weltlust verzichtenden Menschen sah er ein hohes Ideal verwirklicht, sie waren ihm die wahren Repräsentanten des Christentums.

Einen großen Platz nahm in der Vorlesung das byzantinische Reich ein, vor dessen Verachtung Burckhardt immer aufs nachdrücklichste gewarnt hat. Schon daß dieser Staat, in dem manche nur Fäulnis und Verlotterung sehen wollen, keine Staatsschulden hinterlassen hat, schien ihm recht sehr der Beherzigung wert. Viel Sympathie brachte Burckhardt der Gestalt Karls des Großen entgegen: er war ihm einer der großen Realpolitiker, die die Wahrheit zugeben, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel dazu wollen muß; freilich reines Herzens dabei zu bleiben, sei immer ungeheuer schwer. Ueberaus fesselnd und geistvoll war dann die breite Schilderung des Islam, „dieser weltgeschichtlichen Erscheinung allerersten Ranges:“ wohl sage man, dieses ganze Wesen sei im Verfall, und das möge wahr sein, seine Staatenbildungen taugen nicht viel; aber wie man über dieses Volk mit seinem enormen Hochgefühl Meister werden solle, wisse doch auch niemand recht zu sagen. Mohammed wurde geschildert als der größte, tyrannischeste doktrinäre Vereinfacher, den es je gegeben hat; er verstand, den Gott und seine eigene Person so zusammenzunesteln, daß man sie kaum von einander loslösen kann. Es müsse etwas relativ Wahres und Richtiges in dieser Religion gelegen haben, sonst hätte ihre Macht keinen Bestand haben können: für ein entbehrungsfreudiges vorwärtsstürmendes Volk war der Fatalismus eine sehr wertvolle Predigt, er treibt ein solches Volk zu völliger Hingabe. Hier waren mit der Askese keine Geschäfte zu machen, denn alle Welt war hier asketisch, wenn es sein mußte. — So wußte Burckhardt auch dem Islam, für dessen schwere Mängel er natürlich nicht blind war, seinen eigentümlichen Wert abzugewinnen. Nach Möglichkeit hatte er sich in Uebersetzungen der arabischen Quellenschriftsteller bemächtigt. Sein

eigenes Studium des Arabischen, das er eine Zeitlang in Berlin betrieben hatte, war später völlig liegen geblieben.

Mit diesen dürftigen Andeutungen müssen wir uns leider begnügen, um unsere Darstellung nicht ungebührlich auszudehnen. Alle diese Vorlesungen mit ihrer Fülle von Citaten, Namen und Zahlen setzten natürlich die gewissenhafteste Präparation voraus; denn völlig freier Vortrag war bei ihnen allen für Burckhardt gleichsam etwas Selbstverständliches: nicht das kleinste Zeddelchen mit den Stellenangaben gönnte er sich zur Erleichterung; nach Buch und Kapitel und Vers wurde genau citiert. Nur ein einziges Mal zog Burckhardt ein Blatt Papier heraus; es waren Hexameter aus der spätern byzantinischen Zeit: diese Verse könne man mit dem besten Willen nicht auswendig lernen. Man glaubte es ihm daher sehr gerne, wenn er erzählte, daß jede dieser Stunden des Hauptkollegs — jeweilen Nachmittags 4—5 Uhr — eine dreimalige Präparation voraussetzte; und zwar hatte Burckhardt an sich die Erfahrung gemacht, daß der Stoff schon am Abend vorher fest im Gedächtnis sitzen müsse, nur dann sei er dessen ganz Herr; am nächsten Morgen und dann nochmals am Nachmittag wurde das Material zum zweiten und dritten Male vorgenommen. Ein Stocken oder Suchen des Wortes oder der Thatsachen kam niemals vor; der Hörer hatte stets das angenehme Gefühl, sich einem völlig sichern Redner gegenüber zu wissen. Der Zudrang zu diesen Vorträgen war denn auch ein ganz gewaltiger und erreichte oft einen Umfang, daß die Hörer keine Sitzplätze mehr fanden. Störungen irgendwelcher Art waren das Einzige, was Burckhardt für den Moment aus der Fassung zu bringen vermochte, und es konnten dann unter Umständen peinliche Minuten eintreten; zum Glück kam das nur selten vor, aber es zeigte, wie bei der enormen geistigen Koncentration der freien Rede Burckhardt von Seiten des Auditoriums der absoluten Ruhe und Aufmerksamkeit bedurfte.

Neben den Studenten sah man auch Bürger der Stadt, denen Burckhardt den Besuch mit größter Liberalität gestattete, in diesen Vorlesungen, ja auch Kollegen des Professors waren gar nicht selten, und ein Privatgelehrter wie der hochgebildete verstorbene Professor Heinrich Thiersch, der Burckhardt überaus verehrte, schrieb oft eifrig im Kolleg nach. Wohl der Interessanteste dieser Hörer war Friedrich Nietzsche, der Frühjahr 1869 als Lehrer der klassischen Philologie an die Universität berufen worden war; er trat bald Burckhardt näher und hörte dessen einstündige Vorlesung über das Studium der Geschichte, von der an einer spätern Stelle noch die Rede sein soll; wohl nicht mit Unrecht durfte der geistvolle Gelehrte und Denker von sich rühmen, er glaube der einzige von Burckhardts sechzig Hörern zu sein, „der die tiefen Gedankengänge mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift," begreife. Auch das Kolleg über die griechische Kulturgeschichte durfte Nietzsche genießen; auf dieser Vorlesung beruht das oben erwähnte Urteil Nietzsches über Burckhardt als Kenner der Griechen. Nietzsche hat, wie seine Schwester, Frau Förster, in der schönen Biographie ihres Bruders erzählt, „dem Verkehr mit diesem ausgezeichneten Gelehrten und dessen überaus feinem und künstlerischem Geist immer den höchsten Wert beigelegt." Wie nahe sich die beiden Männer traten, zeigt die so ganz und gar nicht nach Professorenfeierlichkeit riechende Scene der „Dämonenweihe," die Frau Förster uns erzählt: wie Nietzsche und Burckhardt in des letztern Zimmer ans Fenster treten und zwei große Gläser Rotwein auf die Straße gießen als Spende für die Dämonen der Freundschaft. Burckhardt schätzte Nietzsches Lehrkraft aufs höchste; den öfters kranken Kollegen besuchte er, feinsinnig versenkte er sich in Nietzsches Schriften und hielt mit seiner Anerkennung, ja Bewunderung nicht hinter dem Berge. „Die Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt" schrieb Burckhardt der Schrift „Mensch-

liches, Allzumenschliches" als Wirkung zu; und in einem Dankbrief für den Anhang zu dem genannten Buche, „Vermischte Meinungen und Sprüche," vom 5. April 1879 (in der Biographie 2. Band, 1. Halbband. S. 321), heißt es u. a.: „In den Tempel des eigentlichen Denkens bin ich bekanntlich nie eingedrungen, sondern habe mich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne des Wortes regiert. Und nun ist in Ihrem Buche gerade auch für so nachlässige Pilger, wie ich bin, nach allen Seiten hin auf das reichlichste gesorgt. Wo ich aber nicht mitkommen kann, sehe ich mit einer Mischung von Furcht und Vergnügen zu, wie sicher Sie auf den schwindelnden Felsgräten herumwandeln, und suche mir ein Bild von dem zu machen, was Sie in der Tiefe und Weite sehen müssen. Wie käme es auch Larochefoucauld, Labruyere und Vauvenargues vor, wenn sie im Hades Ihr Buch zu lesen bekämen? und was würde der alte Montaigne sagen? Einstweilen weiß ich eine Anzahl von Sprüchen, um welche zum Beispiel Larochefoucauld Sie ernstlich beneiden würde." — Von einem andern Briefe Burckhardts an Nietzsche wird noch weiterhin die Rede sein müssen.

Doch kehren wir zu den Vorlesungen zurück. Neben den historischen und kulturhistorischen gingen, wie schon mehrmals erwähnt, die kunstgeschichtlichen in treuer Bruderschaft einher. Auch ihnen hat Burckhardt seinen vollen herrlichen Geist gegönnt, und hier trat an der und jener Stelle das Empfindungsleben des Gelehrten in einer ganz besondern Stärke zu Tage. Wer Burckhardt über Rafael hat sprechen hören, weiß, was wir meinen: man muß ihn gesehen haben, wenn er das Portrait eines Julius II. oder die Sixtinische Madonna vorwies; da übernahm ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes die Bewegung, und der seltene Fall trat ein, daß der Ausdruck für die tiefe Empfindung versagte. Und wie stark ihn das Weiterleben der Kunstwerke, wäre es auch

nur in Reproduktionen, beschäftigte, mag die folgende Episode beweisen: Eines Tages begann Burckhardt seine Stunde damit, daß er eine Zeitung aus der Tasche zog: es sei sonst nicht seine Gewohnheit Neuigkeiten im Hörsaal vorzubringen, aber die Nachricht sei dieser Erwähnung wert: bei Anlaß eines Brotaufschlags — wenn wir uns nicht täuschen — war in London im Pall Mall eine Straßenrevolte ausgebrochen. Nun liegt, so ungefähr fuhr Burckhardt fort, in der Nähe des Thatortes die Royal Academy, und dort hängt der berühmte Karton Leonardos (Maria und Elisabeth mit den beiden Kindern); wie nun, wenn dieses Meisterwerk, von dem keine Reproduktion existiert, bei einer solchen Gelegenheit unterginge? Es wäre für die Menschheit auf alle Zeiten verloren. Darum ist es eine hohe Pflicht, soviel als möglich zu photographieren und in dieser Hinsicht nirgends Verbote oder Einschränkungen zu gestatten.

Burckhardt sprach von diesen kunsthistorischen Vorträgen, die mit einer immer größer werdenden Fülle von Abbildungen den Hörer überschütteten, in höchst bescheidener Weise: sein Zweck sei nicht gewesen, Kunsthistoriker heranzubilden — welcher Gedanke ihm ein wahrer Abscheu war —, sondern seinen Hörern eine Anleitung und Orientierung zu geben für Reisen oder Galeriebesuche; nur zum Kunstgenuß anzuregen, war sein Ziel, nicht ein spezielles Kunstwissen mitzuteilen. Und diesem Zweck, neben dem der andere der methodischen, durch Uebungen unterstützten Einführung in die wissenschaftliche Kunstforschung durchaus nicht in seinem Rechte angefochten werden soll, hat Burckhardt in ganz unnachahmlicher, unvergeßlicher Weise gedient. Er hat bei den meisten seiner Hörer die Achtung vor der Welt des Kunstschaffens und die Liebe zu ihr geweckt; hierin beruht sein Verdienst als Lehrer der Kunstgeschichte.

Was die Quellenlektüre für die Geschichtskollegien, das bedeuteten die Reisen für die kunstgeschichtlichen Vorlesungen. So lange

die Gesundheit es Burckhardt erlaubte, benutzte er seine Ferien zu Studienreisen. Neben Italien, das er sowohl mit dem Vetturin als mit der Eisenbahn ungezählte Male besucht hat, wo er sich so wohl fühlte, daß ihm sogar eine Zeitlang als Ideal vorschwebte, im Süden auszuleben, neben Italien waren Frankreich, Belgien und Holland, Deutschland und England seine Reiseziele. Eine einseitige Bevorzugung des Südens hielt er für gefährlich, und er konnte allzu heftige Italien-Enthusiasten ganz energisch an die Pflicht erinnern, sich auch in andern Ländern tüchtig umzusehen. Von diesen Reisen erzählte Burckhardt gerne, und meist gingen seine Worte, namentlich in Bezug auf Italien, in einen Preis der vergangenen Zeit aus. Das päpstliche Rom wie das bourbonische Neapel waren ihm so teure und angenehme Erinnerungen, daß ihnen gegenüber der spätere Zustand unter dem Regno stark zurücktreten mußte. Daß es im damaligen Neapel immer deliciöses Eis gab, führte Burckhardt nicht als letzten Faktor für die bessern Einrichtungen der bourbonischen Zeit an; übrigens sei es auch sicherer gewesen: so ging man 1853 noch völlig unbehelligt und gefahrlos nach Pästum, während aus Erzählungen von Reisenden der sechziger Jahre bekannt ist, daß ein Besuch zu jener Zeit nur unter starker Bedeckung denkbar war. Mit Vergnügen sprach Burckhardt davon, wie er noch auf dem alten Geißenweg von Salerno nach Amalfi gewandert sei, während ein Esel sein Gepäck trug; auch hier sei von irgendwelcher Gefahr keine Rede gewesen; nur die Sila-Gegend in Calabrien habe in den fünfziger Jahren für unsicher gegolten. Und wie oft und gerne erzählte er von Gregor XVI. und Pio Nono, die er im vollen Pomp die Volksscharen der Campagna von S. Giovanni in Laterano aus hatte segnen sehen. Nicht ohne tiefe Bewegung stand er später am Sarkophage Pius' IX. in der Krypta der ehrwürdigen Basilika St. Lorenzo vor den Thoren: ihn hatte er gekannt als Kardinal und dann als Papst in seiner

vollen Macht und seinem tiefen Niedergang. Es war bei seinem letzten Besuche in Rom, August 1883, als Burckhardt an diesem Grabe stand; er wußte, daß er die Stadt seines nie sterbenden Heimwehs nicht mehr sehen würde, er nahm Abschied von ihr: tiefbewegt blickte er vom Monte Pincio hinunter auf das ewige Rom; glänzend und goldig lag die Sonne in dem Riesenbau von St. Paul vor den Thoren, als Burckhardt auch ihm seinen letzten Besuch abstattete, und noch riesiger als sonst erschien ihm die festliche Basilika; es kam die Scheidestunde von Rafael im Vatikan: jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich habe Rafael noch einmal gesehen, so hat sich Burckhardt damals geäußert. Fast vierzig Jahre waren seit dem ersten Rom=Besuch von 1846 vergangen: wie viel Glück hatte Italien in dieser Zeit seinem großen Verehrer geboten, und wie viel von diesem Glück ist wieder auf uns zurückgestrahlt in Form geistvollster Kunst= und Kulturdeutung aus Burckhardts Lehre und Büchern, die recht eigentlich, wie er es einst gehofft, von der südlichen Sonne gereift worden waren. Auch von 1883 an ist Burckhardt Italien nicht ganz untreu geworden, aber er hielt sich hinfort an die nördlichen Teile; Mailand hat er — den Dom stets ausgenommen — recht eigentlich geliebt, und es war ihm ein schwerer Entschluß, als er auch auf diese Stadt verzichten mußte. Im Tessin sprach dann der Süden zum letzten Male zu dem vor allem Erholung suchenden Gelehrten: Locarno war sein bevorzugtes Ziel. Ob der greise Burckhardt, wenn er am herrlichen Lago Maggiore wandelte, hie und da zurückdachte an jene erste Wanderung an den Gestaden dieses Sees, die trotz all ihrer Abenteuer doch von dem Schimmer erster jugendlicher Begeisterung für das Land der Sehnsucht übergossen war?

Die Reise war für Burckhardt stets ein fast ununterbrochenes Studium; er hat es selbst bezeugt, daß er sich in Italien nur äußerst selten Zeit zu bloßen Vergnügungstouren habe nehmen

können. Das Notizbuch war sein steter Begleiter; er ermahnte auch seine Hörer eifrig, sie möchten sich nur niemals auf das Gedächtnis verlassen, denn das sei ein Verräter, sondern Notizen machen, und wären es auch nur wenige, oder, wenn man auch nur notdürftig zeichnen könne, Gesehenes skizzieren. Als reichste Beute brachte Burckhardt neben diesen zahllosen Notizen und den aufs neue verstärkten Erinnerungsbildern, die seine kunsthistorischen Vorlesungen immer frisch und lebendig erhielten, das bildliche Material nach Haus, das alle Darlegungen erläuternd, belegend und bestätigend begleitete. In seiner großen blauen Mappe trug Burckhardt Stunde für Stunde dieses Bildmaterial aus seiner Wohnung ins Kolleg, und selber trug er es wieder nach Hause; es war ein wahrer Kummer für ihn, als er sich 73-jährig entschließen mußte, diesen Trägerdienst in fremde Hände zu legen: ein Sturz auf der halsbrecherischen Treppe, die zu seiner Wohnung emporführte, hatte ihm einen Armbruch oder doch eine schwere Verstauchung zugezogen; die für ihn widerlichste Folge davon war, daß er sich hinfort nicht mehr auf seine eigene Armkraft verlassen konnte. Auch sein Verzicht auf weitere Reisen hing damit zusammen, daß er sich nicht mehr elastisch genug fühlte, um sein Handköfferchen selber zu transportieren. Fremde Hilfe war Burckhardt peinlich; er gab damit gleichsam ein Stück seiner Selbständigkeit preis. Seine Photographienschätze hatte Burckhardt musterhaft geordnet, so daß sie ihm jederzeit zur Verfügung standen; es bedurfte im Gespräche nur eines Wortes über irgend ein Kunstwerk, so stand er auf, holte die betreffende Mappe mit größter Raschheit von dem Schaft des hölzernen Gestells herunter, und nun konnte auf Grund der Abbildung das Gespräch weitergeführt werden. Daß Burckhardt dieses ganze riesige Anschauungsmaterial aus eigenen Mitteln beschafft und bis an sein Lebensende, sich zur stets neuen Freude, gemehrt hat, bedarf kaum noch einer besondern Hervorhebung. Die Technik und Kunst der

Photographie hat vielleicht wenig treuere Freunde besessen als Jakob Burckhardt.

Neben dieser gewaltigen Thätigkeit als Universitätslehrer geht nun einher der mächtige, nie versiegende Strom der Vorträge: in der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft, in der Aula, im Casino, zu Safran, im Bernoullianum, im Verein Junger Kaufleute treffen wir Burckhardt als Redner. Politische Geschichte und Kulturgeschichte, Kunst und Litteratur stellten sich diesem Geist in einem Umfang und einer Vielseitigkeit zur Verfügung, wie dies vielleicht überhaupt noch nie dagewesen ist und gewiß nicht so bald wieder kommen wird. Wir fügen unserer biographischen Skizze eine Uebersicht der Vorträge Burckhardts bei, die, wenn auch kaum vollständig, so doch die Mehrzahl derselben wiedergiebt; das Staunen können wir ruhig dem Leser der Liste überlassen. Hier soll nur auf einige allgemeinere Dinge aufmerksam gemacht werden. Mit seinen öffentlichen Vorträgen hat sich Burckhardt im buchstäblichen Sinne des Wortes in die Herzen des ganzen für geistige Dinge sich interessierenden Basler Publikums hineingesprochen; der Zudrang zu ihnen war stets ein ganz enormer, und es ward deshalb nicht selten wünschbar, daß die Vorträge wiederholt wurden; ja es kam vor, daß schon die erste Anzeige des Vortrags zugleich den Tag der Wiederholung nannte. Bei keinem andern wissenschaftlichen Redner Basels ist das jemals nötig gewesen. Es ging von diesem Munde ein Zauber ohne gleichen aus; schon das Zuhören, von allem Geist des Inhaltes und aller Kunst des Erzählens abgesehen, war ein Genuß. Burckhardt sprach ein sehr reines Deutsch, das dialektische Anklänge nach Kräften mied; ein Wortreichtum, der unerschöpflich schien, stand ihm zu Gebote, und immer stellte sich der treffendste Ausdruck ein. Auch hier war stets eine sehr sorgfältige Vorbereitung vorangegangen; mehr als einmal sprach sich Burckhardt zu Hause den Vortrag vor; wie die ganze Disposition, so waren auch

große Stellen in ihrem Wortlaut schriftlich fixiert worden. Vor allem sorgte Burckhardt immer für die Einleitungen und die Schlüsse; man muß, so pflegte er gesprächsweise zu mahnen, immer einen passenden Schluß zur Hand haben, den man sofort anschrauben kann, wenn man sich je in der Berechnung der Zeitdauer sollte getäuscht haben. Dazu kamen die Citate, die Burckhardt nicht nur nach ihrem genauen Wortlaut memoriert, sondern nach ihrem ganz bestimmten Tone, in dem sie auf den Hörer wirken sollten, studiert hat. Er meinte, wenn man sich an diese Fingerzeige der praktischen Rhetorik halte, so könne jeder, vorausgesetzt natürlich, daß er seinen Stoff völlig inne habe, frei sprechen. Bei Burckhardt kam nun freilich zu seinem nie rastenden Fleiß, den er auf diese Vorträge verwandt hat, eine angeborene Begabung hinzu. Er war von Natur zu einem wahren Künstler des Wortes geschaffen; die nie rastende Ausdauer aber, mit der er an der Ausbildung und Vervollkommnung dieser Gabe gearbeitet hat, war der Ausfluß seiner hohen Gewissenhaftigkeit. Burckhardt dachte bescheiden von seinen Vorträgen: „sie haben nur jedesmal ihre Stunde ausfüllen sollen." Wovon er aber sehr hoch dachte, das war die Sympathie weiter Kreise der Bevölkerung, die er durch diese Vorträge sich erworben hatte; es war ihm ein tröstliches Gefühl, daß ihm viele Leute um dieser Abendstunden in Aula oder Bernoullianum willen gut seien. Diese Art der Publizität war ihm nicht unangenehm. Und mit Recht durfte er auf diese Seite seiner Wirksamkeit stolz sein: er hat seinem geliebten Basel geistig ungeheuer viel gegeben; das Interesse für Kunst und Geschichte ist durch Burckhardt aufs stärkste angeregt und geweckt worden; und wenn er gar hie und da von der vornehmen Höhe seines freien Geistes aus Themata behandelte wie „die historische Größe" oder „Glück und Unglück in der Weltgeschichte," so dürften dem oder jenem Hörer, auch wenn er nicht Nietzsche hieß, Horizonte mächtigster Art erschlossen worden sein.

Von der Sicherheit seines Wissens, von der Art, wie es ihm zu jeder Zeit zur Verfügung stand, gab, abgesehen von der Konversation mit dem Verstorbenen, den glänzendsten Begriff die Beteiligung Burckhardts an der Diskussion nach den Vorträgen in der Historischen Gesellschaft: aus dem Stegreif gab er da oft längere Auseinandersetzungen, die in geistvollster Weise den oder jenen Punkt des eben gehörten Vortrags aufgriffen, das Thema weiterspannen, unter Umständen auch Richtigstellungen brachten und etwa auch in Fragen ausliefen, die dem Vortragenden gar nicht immer besonders gelegen kamen. Burckhardt war ein fleißiges Mitglied der genannten Gesellschaft und hat selbst durch Vorträge oder Mitteilungen der mannigfaltigsten und interessantesten Art die Abende belebt; stand sein Name auf dem Programm, so füllte sich der Saal stets bis auf den letzten Platz; man wußte, daß man sich bei ihm niemals langweilen würde.

Diese Bemerkungen über diejenige Seite in Burckhardts Thätigkeit, welche seine fast beispiellose Popularität bewirkt hat, — den „Köbi" kannte sozusagen jedes Kind — müssen genügen. Fast von selbst leiten sie uns zu der Frage, wie sich sonst die öffentliche Wirksamkeit Burckhardts gestaltete. Wir meinen damit neben der direkten Stellungnahme zu Fragen, welche die Allgemeinheit bewegten, die Bekleidung von Aemtern neben seinem Ordinariat. Da ist nun gleich zu Anfang zu bemerken, daß Burckhardt im gewöhnlichen Sinne des Wortes kein Mann der Oeffentlichkeit gewesen ist. Er hielt sich im Allgemeinen alles vom Leibe, was ihn irgendwie in seiner Arbeit und in seiner Unabhängigkeit hätte hindern oder beeinträchtigen können; er saß nicht, wie einige seiner Kollegen, im Großen Rat oder in der Synode, ja selbst der Universität stellte er nur seine Lehrgabe und sein Wissen zur Verfügung, niemals aber, unseres Wissens wenigstens, seine Zeit zur Führung geschäftlicher Angelegenheiten, wie sie das Dekanat oder das Rek-

torat mit sich bringen. Nur einmal hat Burckhardt die Rektoratsrede bei der jährlichen Universitätsfeier gehalten, aber unter ganz besondern Umständen: der amtierende Rektor ward durch seine Berufung nach auswärts am Halten seiner Rede verhindert, und da wurde Burckhardt ersucht, in die Lücke zu treten: mit einer seiner herrlichsten Vortrags-Leistungen, einem Ueberblick über die Bedeutung der griechischen Kultur für die moderne Welt, hat er sich dieser Aufgabe entledigt.

Im Gegensatz zu den meisten seiner Mitbürger saß Burckhardt nur in sehr wenigen Kommissionen, präsidiert dürfte er kaum je eine haben. So gehörte er eine Zeitlang der Kommission der Historischen Gesellschaft an, von 1861—1882 saß er in der Kommission für die Kunstsammlung in unserem Museum, von 1862—1892 in derjenigen für die antiquarische Sammlung, von 1887 bis ca. 1893 in der Skulpturhallekommission. Burckhardts Charakter eignete sich wenig für diese ganze Art von Thätigkeit: eine gewisse Aengstlichkeit, mit seiner Meinung stark hervorzutreten, sich für gewisse Beschlüsse fest zu engagieren, auf seinen Aeußerungen und Entscheiden gleichsam offiziell behaftet zu werden, war ihm wohl zeitlebens eigen. Ein Künstler wie Arnold Böcklin, dessen geniale Begabung Burckhardt frühe schon erkannt, mit dem er persönlich sehr gut stand und intim verkehrte, den er auch an Geibel in München empfohlen hat, soll bei Anlaß seiner Museumsfresken über diesen Mangel Burckhardts, seine Meinung kräftig geltend zu machen, sich beklagt haben. Auch später etwa ist dieses Manko an Mut zu Tage getreten; es lag in Burckhardts Natur: Ungelegenheiten oder Verantwortlichkeiten irgend welcher Art hat er sich nach Kräften ferne gehalten; sie hätten sein stilles Arbeiten, seine geistige Ruhe stören können. Man mag diese Schranke in Burckhardts Wesen bedauern, durch Verschweigen wird sie nicht hinweggeräumt.

In künstlerischen Dingen hat sich Burckhardt einige Male öffentlich hervorgelassen. 1861 saß er zusammen mit dem bekannten Architekten Stehlin und Kupferstecher Weber im Preisgericht für die Oekolampadstatue, und so viel wir wissen, hat er das Gutachten redigiert. Das Jahr darauf im Februar plaidierte Burckhardt in einem öffentlichen Vortrag über einen „Kirchhof für Basel" für ein monumentales Projekt zu einem solchen, das Architekt Maring entworfen und Dekorationsmaler Samuel Baur für den Vortrag ausgeführt hatte. Es ist so reizvoll, Burckhardt hier in einem Ideal sich ergehen zu sehen, das eher in die Renaissance und in deren mächtigen Bauwillen als in die nordische Welt von heute hineinpassen würde, daß wir ein Referat über diesen Vortrag aus den „Basler Nachrichten" (vom 11. Februar 1862) hier im wesentlichen wiedergeben: „Jede Zeit und ihr Kulturstand werden von den kommenden Geschlechtern beurteilt nach der Art, wie sie die Toten geehrt haben; das einzige Mittel, das Gedächtnis der Toten zu bewahren, ist die Kunst, die ewige, aller Zukunft verständliche Sprache: das waren die zwei Hauptsätze, aus welchen die Notwendigkeit hergeleitet wurde, den künftigen Camposanto in großem edlem Stil anzulegen, von vornherein das Kleinliche auszuschließen, den künftigen Zeiten gar keine andere Wahl zu lassen, als in dem jetzt begonnenen großen Stil fortzufahren. In nächster Zeit wäre vorderhand nichts zu bauen als eine 160' lange Halle mit 28' Bogenhöhe (Kostenvoranschlag 150,000 Fr.). Diese Halle würde Wandfläche genug bieten für eine Menge von Skulptur und Freskomalereien, welche zum Gedächtnis der Toten je von einer Familie oder von mehrern im Verein zu setzen wären. Die Folgezeit würde an der vordern Halle zwei Seitenhallen hinzufügen. Unbarmherzig würden ausgeschlossen die Wandinschriften, und ebenso würden auf dem Kirchhof selbst weder Urnen noch Obelisken geduldet, sondern nur liegende Grabstätten und einfache Holzkreuze. Dagegen wären

schöne Bäume zu pflanzen. Der Vortragende verhehlt sich nicht, daß er eine große Entsagung fordert, aber er wagt zu hoffen, daß die Größe des Zweckes zur Darbringung des Opfers zu begeistern im Stande sei. An dem Tage, wo auch dieser Kirchhof wieder von der Stadt überwachsen wäre, könnte der Küster den Schlüssel nur abgeben an die städtische Verschönerungskommission: der Gottesacker wäre mit der Zeit das herrlichste Museum geworden." — „Möge," so schließt das Referat, „das ausgestreute Saatkorn nicht auf das Steinichte gefallen sein!" Der Referent, der diese Hoffnung niederschrieb, muß Basel nicht zum Besten gekannt haben.

1873 war Burckhardt Mitglied eines Komites für Verschönerung des Münsterkreuzgangs; man wollte im großen Hofe einen gotischen Brunnen errichten, das Utenheimdenkmal restaurieren und anderes mehr; eine Sammlung privater Beiträge blieb erfolglos. Dieser erste Ansatz zum Münsterbauverein fand keinen Anklang. Neun Jahre später hat Burckhardt gegen die Barbarei, die Barfüßerkirche niederzureißen oder doch zu verstümmeln, seine Stimme erhoben; die Professoren Rahn und Vögelin in Zürich hatten bereits lauten Protest im Namen der Kunst eingelegt; nun ließ sich unter den Initialen J. B. Jakob Burckhardt in einem Artikelchen in den „Basler Nachrichten" vernehmen: als Erinnerung „an einen mächtigen Willen, der im 13. Jahrhundert die hiesige Einwohnerschaft beseelte, an einen Atemzug der Größe, welcher in Basels Bauwesen zweimal eingekehrt ist, als im 12. Jahrhundert der Neubau des Münsters sein machtvolles breites Mittelschiff erhielt, und dann wieder beim Bau der Barfüßerkirche," spreche das gewaltige Denkmal im Grunde für sich selbst. Eins jedenfalls möchte Burckhardt vermieden sehen: einen Beschluß der Eile, wo keine solche von Nöten sei: „möge man den in seinen Hauptbestandteilen kerngesunden Bau wenigstens unberührt einer künftigen Generation überliefern und es nicht darauf ankommen lassen, daß eine solche mit schmerzlicher

Verwunderung frage: wie wir es haben übers Herz bringen können, ein solches Denkmal zu zerstören?" Als das Historische Museum dann in der Barfüßerkirche seine schöne Stätte erhielt, war Burckhardt nicht mehr im Stande, es zu besuchen; aber herzlich gefreut hat es ihn, daß Basel eine Schande sondergleichen erspart geblieben ist.

Von neuerer Kunst — um hievon im Vorbeigehen ein Wort zu sagen — hat Burckhardt in seinen Vorlesungen und seinen Vorträgen wenig gesprochen: so wurde etwa bei Anlaß einer Ausführung über erzählende Malerei Makarts Name genannt, freilich mit kritischen Vorbehalten; auch Cornelius und Kaulbach wurden damals erwähnt. Das waren aber Ausnahmen; Burckhardt ließ sich nicht gerne über diese Dinge vernehmen: wie er sich glücklich geschätzt hat, niemals genötigt gewesen zu sein, über neueste Geschichte vorzutragen, so war er herzlich froh, nicht über moderne Kunst zustimmend oder ablehnend das Wort ergreifen zu müssen; um so verdienstlicher erschien es ihm, wenn Andere sich dieser dornenvollen Aufgabe, die meist nur Widerwärtigkeiten mit sich bringe, widmeten. Im Privatgespräch sah man dann freilich, daß er gewissen Künstlern unserer Zeit seine Aufmerksamkeit nicht versagte: von Arnold Böcklins Schaffen hat er auch später, als sich die Beziehungen zwischen beiden gelöst hatten, mit größter Achtung und persönlichem Interesse gesprochen; einen Andreas Achenbach hat er geschätzt, wohl vor allem, weil er auf den Bahnen der von Burckhardt verehrten holländischen Marinemaler wandelt. Der englischen Malerei trat er noch in den letzten Jahren näher, als er schöne Reproduktionen von Werken des Burne-Jones und Anderer kennen lernte; er empfand die Auffassung des Nackten bei ihnen gegenüber der der Franzosen als etwas Edleres. In den Vorlesungen über Architektur wurden häufiger moderne Schöpfungen gestreift, freilich selten in anerkennender Weise: geradezu verhaßt war ihm ein Bau wie die Fassade der

Pariser Großen Oper: hier sehe man, wie man mit Unsummen und kostbarstem Material etwas verpfuschen könne, während italienische Architekten der Renaissance mit ein paar tausend Backsteinen edle Bauten hergestellt haben. Mit welchem Anathem er diesen Prunkbau belegt hatte, bewies am deutlichsten, daß er selbst den Namen des Architekten immer unrichtig — und zwar gewiß mit Bewußtsein — citierte: aus Garnier wurde Grenier. Der Witz ist verständlich.

Spielte Burckhardt im öffentlichen Leben — in Staat, Gesellschaften, Vereinen — keine Rolle, so war er doch von aller Indifferenz öffentlichen Fragen gegenüber völlig frei. Wie er stets ein eifriger Zeitungsleser war und mit Wonne politisierte, auf der Lesegesellschaft, wo er die Zeitungen genau Revue passieren ließ, wie zu Hause, so hatte er auch ein offenes Auge für das politische Leben seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes, und er bezeugte sein Interesse durch überaus fleißige Teilnahme an Wahlen und Abstimmungen. Seine Antipathie gegen den Radikalismus, namentlich wo er mit brutaler Einseitigkeit auftrat, machte ihn zum Freunde einer konservativ gerichteten Politik; die Tessiner Revolution von 1890 hat in ihm wohl einen ihrer schärfsten Richter gefunden. Mit dem Aelterwerden stellte sich bei Burckhardt ein immer stärkerer Pessimismus in der Beurteilung der politischen Dinge ein; für die Schweiz wie für das Ausland sah er schlimme Zeiten voraus.

Eine lichtere, sonnigere Welt fand Burckhardt auf dem ihm ganz besonders lieben Gebiete der Musik. Er war durch und durch musikalisch, spielte selbst Klavier und sang schön. Viele Abendstunden hat er am Klavier zugebracht, denn gearbeitet hat Burckhardt niemals in die Nacht hinein, — „meine Bücher sind alle am Tage entstanden." Seine musikalischen Lieblinge waren die eigentlichen Klassiker, namentlich Mozart, und die Italiener, die er aufs genaueste kannte. Von Stücken wie vom Don Juan und

Glucks taurischer Iphigenie erzählte er, er habe sie in seiner Berliner Studienzeit so oft im Theater gehört, daß er jeden Einsatz auswendig gewußt habe. Burckhardt ist ein recht fleißiger Theaterbesucher geblieben; bei italienischen Opern oder Mozartstücken konnte man fast sicher sein, ihn zu treffen; auch die Konzerte vernachlässigte er nicht, im Musiksaal wie im Münster. Selbst der musikalischen Theorie war Burckhardt in hohem Grade mächtig, und er konnte etwa seine kunsthistorischen Vorträge mit prachtvollen Vergleichen aus der Welt des musikalischen Schaffens schmücken. Wagner fand bei ihm wenig Gnade; er verlangte von der Musik vorzugsweise das Melodische, das Süße und Innige. Schuberts Lieder hat er in dem baseldeutschen Gedichtbändchen gepriesen; seine Neigung zu den Italienern stammt von dieser Richtung seines Geistes. Beethoven war ihm schon fast zu herb, Mozart war sein musikalischer Rafael. Wie sehr er als sangesfroher und musikkundiger Mann bekannt war, geht schon daraus hervor, daß er, obschon nicht aktives Mitglied des Vereins, am Cäcilienabend der Basler Liedertafel von 1854 die Festrede über die hl. Cäcilia hielt, die reichsten Beifall fand.

Dem Schauspiel versagte Burckhardt seine Gunst ebenfalls nicht; die Meininger hatten einen eifrigen Bewunderer an ihm, und bei einem Ernesto Rossi hat er nicht gefehlt. Auch hier waren seine ersten Berliner Theatereindrücke noch äußerst lebhaft, und er konnte z. B. noch die sämtlichen Darsteller einer Emilia Galotti-Aufführung mit Namen nennen. Mit Lessing freilich, den Burckhardt nicht liebte, hat ihn auch jene treffliche Besetzung nicht versöhnen können.

Neben dem unendlichen Studium und der Musik blieb der Unterhaltungslektüre selbstverständlich kein allzugroßer Raum. Burckhardt hielt sich an seine Lieblinge; Goethe kannte er genau, und er erinnerte gerne an seine Jugendzeit, wo man den „Faust“ aus-

wendig gewußt habe; von seiner Verehrung Schillers sprachen wir schon; Hebels Gedichte und das Schatzkästlein blieben ihm treue Freunde; „die Vergänglichkeit“ galt ihm als eine große ergreifende Schöpfung. Von Gottfried Kellers Werken kannte er sehr vieles, von C. F. Meyer, ein rasches Durchblättern der „Gedichte“ abgerechnet, gar nichts. Letzteres hing damit zusammen, daß Burckhardt sich überhaupt vor dem historischen Roman in Acht nahm, weil er dessen Einfluß auf sein geschichtliches Urteil an der Lektüre Walter Scott'scher Werke unangenehm erprobt hatte. Für glücklicher als Keller in seinem ganzen Leben hielt Burckhardt den großen Jeremias Gotthelf, an dessen Schriften der Schwerkranke noch in seinen letzten Wochen sich erfreute. Er gedachte dann auch Keller wieder vorzunehmen. Der Tod beschloß es anders. Von außerdeutschen Dichtern hat wohl Einer Burckhardt fast ohne Unterbrechung begleitet: Homer. Wunderbar, man möchte sagen mit einem besondern Klang sprach er im Kolleg von ihm; „die Odyssee“ und „das Phäakenland Homers“ bildeten besondere Vortragsthemata.*) Halten Sie stets einen Zipfel von Homer fest, so pflegte Burckhardt zu mahnen.

Burckhardt liebte das Spazierengehen; jeder Sonntag Nachmittag traf den rüstigen Fußgänger unterwegs. Ein Lieblingsziel bildete das benachbarte Grenzach: der Weg dem Rheine nach war ihm stets eine neue Augenweide. Nicht ungern schloß er sich dann in Grenzach im Wirtshaus Bekannten, die er traf, an, vor allem wenn es etwa Studenten waren, mit denen er wacker zu trinken verstand. Auch in Basel liebte er am Abend die Geselligkeit bei einem Trunke Weines; er sah dabei weniger auf geistig besonders hervorragende Männer als auf ihm sympathische Personen, mit denen sich ohne Zwang und Rücksichten gemütlich plaudern ließ.

*) Von dem letztgenannten herrlichen Vortrag (gehalten im November 1876) findet sich ein ausführliches Referat in Rob. Webers Helvetia.

Das Beste an die Unterhaltung liebte Burckhardt selber beizusteuern. Sympathie und Antipathie haben in Burckhardts Verkehr mit Menschen stets eine große Rolle gespielt; er war von der Möglichkeit des „bösen Blickes“ überzeugt: der erste Blick schien ihm der entscheidende, von ihm machte er sein Verhalten abhängig. Daß damit manchmal recht harmlosen und gutherzigen Menschen schweres Unrecht geschah, kam für Burckhardt wenig in Betracht, seine Antipathie war stärker als alle Vernunftgründe. Daß daneben freilich auch Fälle vorkamen, wo ehemals Begünstigte in Ungnade auf alle Zeiten fielen, soll nicht verschwiegen sein; hier mag Burckhardt immer seine guten Gründe gehabt haben. Wer aber bei ihm gut angeschrieben war und sich dieses Vorzuges taktvoll bewußt blieb, der fand bei Burckhardt ein Wohlwollen und eine Liebenswürdigkeit, die jedes Zusammensein mit ihm, jeden auch nur flüchtigen Besuch zu einer innern Beglückung machten. Bei allen denen, die mit ihm in dieser persönlichen Weise verkehren durften, wird das Andenken an den teuren Toten von einem ganz besonderen Schimmer umgeben sein.

In frühern Jahren lud Burckhardt hie und da etwa den oder jenen seiner fleißigen Hörer Abends zu sich ein; von einem solchen Begünstigten ist uns die folgende hübsche Schilderung, die sich auf die Zeit von 1868/9 bezieht, übermittelt worden.

„In höhern Semestern begegnete es einem wohl, daß der verehrte Professor den Studenten zu einem Abendsitz in seine Wohnung einlud. Durch den dunkeln Gang des Hauses in der St. Albanvorstadt, den meist noch die staubigen Mehlsäcke des Bäckers, der hier sein Geschäft betrieb, verengten, und über zwei steile Holztreppen hinauf gelangte man zu einer Zimmerthür, auf der ein angeklebtes Stück Papier von Quartformat den mit Bleistift in Antiqua aufgemalten Namen J. Burckhardt trug. Ein kräftiges breites „Herein“ begrüßte den Anklopfenden. Von dem einfachen Schreibtisch am Fenster, wo zwei Wachskerzen ihm zur

Lektüre leuchteten, erhob sich die mittelgroße, gedrungene Gestalt mit dem kurzgeschorenen weißhaarigen Charakterkopf, mit dem breit geknoteten schwarzen Halstuch und dem grauen Malerhemd, und bot dem Eintretenden freundlich die Hand. Die ersten Fragen Burckhardts gingen immer mit einer rührenden Teilnahme nach des Besuchers äußerm Befinden, wovon sich auch eine sorgfältige Musterung von Gesicht und Aussehen zu überzeugen suchte; dann ward man zum Sitzen auf dem kurzen Sofa hinter dem runden Tisch genötigt, während der Gastgeber auf dem hölzernen Stuhle zur Seite Platz nahm. In der mäßig großen, aber niedrigen Stube herrschte gute Ordnung, obwohl kein dienstbarer Geist je zu erblicken war. An der Rückwand stand ein Piano. An den Wänden sah man außer den Gestellen mit Büchern, Mappen und Schriften hauptsächlich noch, über und neben dem Schreibtisch, zwei schöne große Stiche, das Pantheon und Alt-St. Paul in Rom vorstellend.

„Nun teilte man mit dem gastlichen Junggesellen, der den Wirt und den Kellner selbst in freundlichster Weise machte, das einfache Abendbrot, das im wesentlichen aus einem langen Abschnitte einer großen kalten Fleischpastete bestand; man mußte erzählen und wieder erzählen und sehr viel roten Wein dazu trinken. Für allerlei wissenschaftliche und künstlerische Pläne, für Reiseerlebnisse, für persönliche Bekanntschaften zeigte er das liebevollste Interesse und wußte durch seine Zwischenbemerkungen und die Art des Zuhörens Beifall und Uebereinstimmung, Bedenken und Tadel in derselben feinen bald aufmunternden, bald abmahnenden Weise kundzugeben. Man wagte es, auf seine freundliche Aufforderung hin, ihm die Skizzenbücher der letzten Reise vorzulegen, ihm die Gedichte vom vergangenen auswärts zugebrachten Semester, auf die man ja damals sehr viel hielt, vorzulesen. Er sah und hörte alles mit einer Geduld an, die ich jetzt noch mehr als damals bewundere, lobte und tadelte die Verse mit dem gleichen Wohl-

wollen; wenn es ihm damit zu bunt ward, so eilte er ans Klavier und griff frei phantasierend auf ein vorgelesenes Stück zurück, das ihm gefallen hatte, und das er nun, den Text vor sich auf dem Notenbrett, vorweg komponierte und mit seiner angenehmen Tenorstimme durchsang. Dann fiel er in eines seiner lieben Schubert-Lieder ein, von denen er die bekannteren auswendig sang und begleitete, obgleich er es sich hierin nicht immer zu Dank machen konnte und auch als Aesthetiker das Klavier schalt, an dem man aussehe wie ein Affe, was bei den Streichinstrumenten so ganz anders sei. War er besonders wohlgelaunt, so erwiderte er die naiven Mitteilungen der eigenen Produkte des Jüngern durch Vorweisungen der Skizzenbücher aus seinen jungen Jahren und stand auch lächelnd zu der eigenen dichterischen Thätigkeit, die er sonst der Oeffentlichkeit gegenüber verleugnete. Am rührendsten war diese seine Bescheidenheit, wenn er von seinen wissenschaftlichen Leistungen sprach, unter denen er die unmittelbare Einwirkung auf Zuhörer bei weitem höher stellte als die auf Leser durch das geschriebene Wort. Beides, meinte er, könnte niemand vereinigen, und so habe auch er nun seinen Vorlesungen zu lieb auf das Schreiben verzichtet. Wenn man ihn staunend fragte, wie er denn die glänzenden Anerbietungen des Auslandes, seine Lehrthätigkeit auf eine viel größere Zuhörerschar auszudehnen, habe ausschlagen können, so pries er das bescheidene ruhige Wirken an unsern Schweizer Hochschulen im Gegensatz zu dem oft so wenig erbaulichen Treiben an deutschen Universitäten. Er riet auch dem Schüler von jeder Art Betriebsamkeit und Streberei ab und empfahl ihm die freie und uneigennützige Beschäftigung mit allem was menschlich sei, wenn er ein wahrer Mensch bleiben wolle. Als mir einst einer seiner jüngern Kollegen wohlmeinend geraten hatte, mich zu koncentrieren und eines Tages mein Cello zu verbrennen, stärkte Burckhardt meinen gesunkenen Mut mit manchem kräftigen Spruch über

die Trostlosigkeit des bloßen Brotstudiums, dem gegenüber er die Unbefriedigtheit des vielseitiger angelegten Menschen als „embarras de richesse“ pries. Wenn man das vielleicht damals nicht gerade nötig hatte, jedenfalls verließ man getröstet und erhoben den Lehrer, der ja allerdings in der herrlichen Vielseitigkeit und Harmonie seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeit einem jungen Manne das erstrebenswerteste Vorbild schien.

„Drinke Si, Herr V., drinke Si; dä Wî duet kaim Kind nit,“ so munterte immer noch der stets gesprächiger werdende Wirt den jungen Gast auf und pries den feurigen Château-neuf du Pape an, den er sich auf seinen Zügen in die sonnige Provence als seinen Liebling auserwählt hatte. Auch die jugendlichste Naivetät empfand es endlich gegenüber diesen dringenden Einladungen des Alten doch gegen 1 oder 2 Uhr als Pflicht, ein Ende zu machen, und der gesundeste Durst des Studenten fand es am Platze, das Symposion abzubrechen, wenn auch das Gehörte und Angeregte ihn in der mondhellen Nacht herumtreiben mochte, bis über dem St. Albanthor der Morgen graute.“

Die äußere Einfachheit und Schlichtheit Burckhardts, die aus dieser Erzählung deutlich hervortritt, grenzten fast ans Unglaubliche: es schien, als ob der Verzicht auf allen Komfort des Lebens für Burckhardt geradezu eine Bedingung des Wohlbefindens wäre; sein starker Körper war an Kälte wie an Hitze gleich sehr gewöhnt, die letztere namentlich empfand er immer nur als Annehmlichkeit; seine meridionale Natur freute sich der Sonne. In seiner ganzen Lebensweise blieb er stets mäßig. Niemals machte Burckhardt den Eindruck des Ueberarbeitetseins, sein Gesicht zeigte stets eine gesunde Farbe; ein kerngesunder Körper diente diesem reichen Geist als Hülle. Von Hast und Hetze war an ihm nie etwas zu bemerken; der Begriff der Nervosität fand wohl nur sehr bedingt Anwendung auf ihn. Er stammte aus einer andern Zeit. Diesem

spartanisch einfachen Mann, der erst in den letzten Jahren sich Pflege und Bequemlichkeit gefallen ließ, dem die Unabhängigkeit von all diesen Dingen als ein Stück individueller Freiheit erschien, mußte alles, was nach eitler Ruhmsucht oder gar marktschreierischer Reklame aussah, im Innersten zuwider sein. So hat denn auch die Oeffentlichkeit niemals etwas von den vielfachen Ehrungen vernommen, denen ein Gelehrter von Burckhardts Rang natürlich nicht entging. Schon 1855 ernannte ihn das Germanische Museum in Nürnberg zum ordentlichen Mitglied des Gelehrtenausschusses; 1865 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der Göttinger kgl. Gesellschaft der Wissenschaften, 1869 diejenige zum Mitglied der Münchener Akademie — das Schreiben ist von Liebig als Vorsitzendem, von Döllinger als Sekretär unterzeichnet; in Italien haben die Akademie von San Luca und die Accademia dei Lincei, beide in Rom, 1884 und 1896 Burckhardt zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt, keine allzu frühe Ehrung für den Mann, dessen Kultur der Renaissance seit Anfang der siebziger Jahre in italienischer Uebersetzung vorlag. Auch die archäologische Gesellschaft in Moskau nahm ihn unter ihre Ehrenmitglieder auf. In Basel hat sich Burckhardt alle lauten Huldigungen vom Leibe gehalten; so ging das Jubiläum seiner 25-jährigen Professorenthätigkeit ohne Kommers und Fackelzug vorüber. Auch wenn seine Ablehnung eines Rufes bekannt wurde, wehrte er sich gegen alle Dankeskundgebungen. Nur die fünfzigste Wiederkehr des Tages seiner Doktorkreierung, 19. Mai 1893, trug einen gewissen festlichen Charakter durch die prachtvolle Glückwunschadresse, die Prof. Ferd. Dümmler, der so früh uns Entrissene, zu Burckhardts Ehren entworfen hat. Hohen Herrschaften, überhaupt allem, was irgendwelche unnütze Opfer an Zeit, Toilette und Etikette von ihm gefordert hätte, wich Burckhardt stets aus; dagegen hat er sich z. B. eines gelegentlichen, aller Formalitäten baren Zusammentreffens mit dem Kronprinzen

von Deutschland bei einem Kunsthändler in Florenz — irren wir nicht 1875 — gerne erinnert, und auch einer Begegnung mit dem Großherzog von Baden hat er sich nicht entzogen, als er sich von allem lästigen Ceremoniell losgesprochen wußte.

Wenn wir die Persönlichkeit Jakob Burckhardts in ihrer Gesamtheit betrachten, so wird als ihr charakteristisches Merkmal wohl in erster Linie das Unabhängigkeitsbedürfnis namhaft zu machen sein. Seiner Individualität in möglichster Freiheit von äußeren Einflüssen und Hemmungen zu leben, erschien ihm als das begehrenswerteste Ziel. Wie er in der Wissenschaft seine eigenen Wege ging und auf den Gebieten der Kulturgeschichte wie der Kunsthistorie Werke schuf, die deswegen vor allem klassisch genannt zu werden verdienen, weil sie aus einem enorm reichen und selbständigen Geiste herausgeboren waren, so betrachtete er auch seine Lehrthätigkeit in einem wesentlich anderen als dem gewöhnlichen Sinne. In einem Briefe an Friedrich Nietzsche vom 25. Februar 1874, worin Burckhardt diesem für die Uebersendung der bekannten geistvollen Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" dankt, schreibt er: „Als Lehrer und Dozent darf ich wohl sagen: ich habe die Geschichte nie um dessen willen gelehrt, was man pathetisch unter Weltgeschichte versteht, sondern wesentlich als propädeutisches Fach: ich mußte den Leuten dasjenige Gerüste beibringen, das sie für ihre weiteren Studien jeder Art nicht entbehren können, wenn nicht alles in der Luft hängen soll. Ich habe das mir Mögliche gethan, um sie zur eigenen Aneignung des Vergangenen — irgend einer Art — anzuleiten und ihnen dieselbe wenigstens nicht zu verleiden; ich wünschte, daß sie aus eigener Kraft möchten die Früchte pflücken können; auch dachte ich gar nie daran, Gelehrte und Schüler im engern Sinne großzuziehen, sondern wollte nur, daß jeder Zuhörer sich die Ueberzeugung und den Wunsch bilde: man könne und dürfe sich dasjenige Vergangene,

welches jedem individuell zusagt, selbständig zu eigen machen, und es könne hierin etwas Beglückendes liegen. Ich weiß auch recht wohl, daß man ein solches Streben als zum Dilettantismus führend tadeln mag, und tröste mich hierüber. In meinen vorgerückten Jahren ist dem Himmel zu danken, wenn man für diejenige Anstalt, welcher man in concreto angehört, ungefähr eine Richtschnur des Unterrichts gefunden hat."

Vor dem Vorwurf des Dilettantismus hat sich Burckhardt nicht gescheut; ein Dilettant, so definierte er einmal im Gespräch den Begriff, ist einer, der an seiner Arbeit und seinem Studium Freude hat. Und in dem Kolleg über „das Studium der Geschichte," das Burckhardt zweimal 1868/69 und 1871/72 gehalten hat, rechtfertigte er den sogen. dilettantischen Betrieb der Wissenschaft damit, daß man zwar in einem Zweige als Specialist Meister, daneben aber an möglichst vielen anderen Stellen Dilettant sein müsse zur Mehrung der eigenen Erkenntnis und Bereicherung der Gesichtspunkte.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Auffassung Burckhardts überall da nicht unbedenklich erscheinen muß, wo sein Geist und seine Arbeitskraft fehlen. Beides gehört dazu: mit der Genialität allein ist es nicht gethan, es bedarf einer Unsumme gewissenhaftester Arbeit, namentlich der umfassenden Kenntnis der originalen Aussagen, um dem Rohstoff seinen feinsten und tiefsten Gehalt abzugewinnen. Nur so werden dann die Bilder jene Klarheit und Plastik erhalten, die ihnen als Ganzes den Charakter der Treue und der innern Wahrheit verleihen. Unter der Genialität des Historikers aber werden wir wohl in vorderster Linie verstehen die Gabe der Intuition, des blitzartigen Erfassens des Wesentlichen und psychologisch Wichtigen, das Vermögen, sich in andere Verhältnisse und Personen hineinzuversetzen, sie wie in einer Vision handelnd und leidend zu erblicken. Das macht das Künstlerische

der Geschichtswissenschaft aus. Burckhardt vereinigte alle diese Seiten in seinem mächtigen Geiste. Lehrbar sind sie in den seltensten Fällen, das wußte er genau, darum auch seine Abneigung gegen Ausdrücke wie Schule und Schüler.

Und diese ihm allein angehörige Art wissenschaftlichen Schaffens und Lehrens erhielt ihre bestimmte Färbung von Burckhardts Anschauung der Welt. Er trat an die Betrachtung der geschichtlichen Dinge und Personen mit einer gehörigen Dosis von Skeptizismus heran. Er kannte die Mächte der Selbstsucht und des Ehrgeizes und nahm deshalb die Menschen sehr menschlich. Nichts war ihm verhaßter als der seichte Optimismus; Rousseau hat er wegen seiner Ansicht von der Güte des Menschengeschlechts mit dem ehrlichsten Haß bedacht. Trotz dieser klaren Einsicht in die vielfach so wenig anmutenden Motive des Handelns und in die gewaltsame Natur des Menschen „seit Nimrods Zeiten,“ wie er zu sagen pflegte, leitete er doch daraus niemals den Satz ab, daß, da das nun einmal so ist, derjenige, welcher sich am rücksichtslosesten, ja brutalsten durchsetzt, der Größte sei. Im Gegenteil, Burckhardt haßte alle Brutalität und alle Gewaltthätigkeit, er wußte, daß sie im Grunde ein Todfeind der freien Individualität ist: ein Calvin mit seinem rigorosen Regiment in Genf war ihm eben so widerwärtig als ein Cromwell oder ein Ludwig XIV. oder gar ein Napoleon I. Der letztere nahm in Burckhardts Galerie der Gehaßten einen Ehrenplatz ein; in Rousseau und ihm sah er die zwei verderblichsten Persönlichkeiten für unser ganzes 19. Jahrhundert. Wo er auf solche Naturen oder Verhältnisse stieß — im Altertum war ihm vor allem der Drillstaat Sparta ein Greuel — da überließ er sich der ganzen Stärke seiner subjektiven Abneigung. „Ein Gran Herzensgüte“ glaubte er von den wahrhaft großen Männern verlangen zu dürfen und zu müssen. Das hat ihm u. a. einen Henri IV. so angenehm gemacht. Auch der schroffe Bruch mit der

Vergangenheit war ihm zuwider. Nirgends deutlicher als in der Behandlung der Reformationsbewegung zeigt sich dies. Daß sie der Phantasie im Menschen wenig Nahrung bot, die ganze Entwicklung des künstlerischen Schaffens unterband, war ihm tief antipathisch. Als dann vollends Janssen mit seinem bekannten Geschichtswerk auf den Plan trat, erhielt diese Auffassung Burckhardts noch eine wesentlich dunklere Färbung. Die idealen Beweggründe der Reformationsbewegung traten in seiner Betrachtung immer stärker hinter den materiellen — Abschaffung der Fasten, Säkularisation der Kirchengüter — zurück. Auch hier stieß ihn das vielfach Gewaltsame in dem Vorgehen der leitenden Männer zurück. In jener Zeit lebend, hätte es Burckhardt sicher mit Erasmus gehalten.

Mit stark pessimistischer Stimmung blickte Burckhardt in den Weltlauf hinein. Von dieser Seite aus hat er auch dem Christentum seinen Wert und seine Bedeutung abgewonnen. Vom Staatskirchentum hat der Verfasser des „Constantin" nicht allzu gut gedacht; die völlige Trennung von Kirche und Staat schien ihm durchaus wünschbar; das moderne optimistisch gefärbte Christentum — so hat er sich in dem oben erwähnten Kolleg ausgesprochen — hat er dem wirklichen Christentum derer, welche diese Welt nicht lieb haben, gegenübergestellt. Denn die große, innere, ewige Wahrheit des Christentums erblickte Burckhardt in der Idee vom Leiden dieser Welt. Am kirchlichen Leben Basels beteiligte er sich nicht; doch hat er, aller Halbheit im tiefsten Herzen abgeneigt, der Reformrichtung eine gründliche Abneigung gewidmet, und wenn ihm etwas an Gottfried Keller herzliche Freude bereitet hat, so war es dessen Novelle vom verlorenen Lachen: diese Schilderung sei ewig wahr. Diese deutliche Antipathie hat Burckhardt auch auf seine Darstellung des Arianismus übertragen: man muß ihn gehört haben, wie er in der „Kulturgeschichte des Mittelalters"

mit Behagen die Ohnmacht der Arianer gegenüber den Orthodoxen geschildert hat; es war die Freude am Siege einer geschlossenen religiösen Anschauung über eine hinkende, rationalisierende. Auch im Katholizismus, der ihm wohl wesentlich von der Kunst aus immer sympathisch blieb, war ihm die Richtung des sog. Altkatholizismus durchaus nicht angenehm.

Wie sich nun in Burckhardts Innenleben das religiöse Verhalten konkret gestaltet hat, wagen wir nicht zu entscheiden, und der Verstorbene würde sich eine Einmischung in diese Dinge wohl selbst verbeten haben; denn in zusammenhängender, unmißverständlicher Weise hat er sich kaum je darüber vernehmen lassen. Es lag nicht in seiner zurückhaltenden Natur, dergleichen laut herauszusagen oder gar Propaganda für seine Anschauungen zu machen. Auch im Kolleg' über das Studium der Geschichte ist er der Religion als innerer Angelegenheit des Menschen aus dem Wege gegangen, nur als wichtiger Faktor neben Staat und Kultur fand sie ihre Behandlung, und zwar eine, wenn man so sagen darf, stark realistische. Burckhardt war überzeugt, daß jede religiöse Bewegung durch staatliche Macht unterdrückt werden kann; auch für das Christentum machte er keine Ausnahme: ohne die Kaisergesetzgebung von Constantin bis auf Theodosius II. würde die römisch-griechische Religion noch heute leben. Auch in Bezug auf die Reformation war er der Ansicht, daß nur der Rückhalt am Staat sie gerettet habe. Begriffe wie der vom Walten Gottes in der Geschichte wird man bei Burckhardt — im Gegensatz zu Ranke — nirgends finden. Sein Skeptizismus hätte ihm dies nicht gestattet.

Mit diesen Andeutungen wollen wir uns bescheiden. Der Verfasser des „Constantin“ und der „Kultur der Renaissance“ war in erster Linie ein freier Geist; er war überdies ein Psycholog, der mit den Realitäten lieber rechnete als mit den Wünschbarkeiten. In einem solch mächtigen Geiste spiegelt sich die Welt anders als

in andern Menschenköpfen, und wir wollen uns glücklich schätzen, wenn wir uns nur etwas von dieser Weite des geistigen Horizontes anzueignen vermögen. Und dies sollte das kostbarste Erbe Jakob Burckhardts sein. Nietzsche hat in einer seiner Schriften Burckhardt als einen der heute so selten gewordenen Erzieher gepriesen. Wenn wir das in dem Sinne verstehen, daß der herrliche Mann in Wort und Schrift ein Erzieher auf das Große, Wertvolle, Schöne hin gewesen ist, so ist damit vielleicht am klarsten das Unvergleichliche und Vorbildliche dieses Lebens ausgesprochen.

* * *

Das Verzeichnis der Vorträge, das hier folgt, dürfte von Vollständigkeit nicht allzu sehr entfernt sein. Für die akademischen Vorlesungen in der Aula lag mir das von Herrn Professor Overbeck ausgearbeitete, mir gütigst zur Verfügung gestellte Verzeichnis (von 1872 an) vor; die sog. populären Vorträge Burckhardts zu Safran, im Museum (Aula und amphitheatral. Hörsaal) und im Bernoullianum hat Herr Professor Alb. Riggenbach von 1865 an zusammengestellt; aus den Protokollen der Antiquarischen und der Historischen Gesellschaft (von 1874 an in Eine Gesellschaft verschmolzen) hat Herr Dr. Aug. Huber in zuvorkommendster Weise die Vorträge und Mitteilungen Jakob Burckhardts ausgezogen; dem Archivar des kaufmännischen Vereins Herrn A. Eckert verdanke ich die Vorträge Burckhardts im Verein junger Kaufleute; schließlich hat Herr Dr. Felix Stähelin, ein Großneffe des Verstorbenen, mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit den vorhandenen Vortragsmanuskripten Burckhardts die Titel und die Daten entnommen. Eigene Nachforschungen in den Tagesblättern gestatteten, verschiedene Lücken auszufüllen.

Basel:	1844	März 7. und 21.: Der Veltlinermord 1620 (Historische Gesellschaft).
	—	März 25.: Ueber die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenkrieges (Antrittsvorlesung).
	—	November 8.: Der Bauriß des Klosters St. Gallen (Antiquarische Gesellschaft).
	1844/45	Winter: Geschichte der Malerei (Vorlesungen zu Safran).
	1845/46	Winter: Fortsetzung dieser Vorlesungen.
	1846	Febr. 12.: Abt Suger und die Kirche von St. Denis (Antiquar. Gesellsch.).
	1848	Nov. 2.: Eine Episode aus der Genfer Geschichte (Histor. Gesellsch.).
	1848/49	Winter: Vorlesungen über die Zeit des dreißigjährigen Krieges (Safran und Kasino).
	1849/50	Winter: Vorlesungen über die Blütezeit des Mittelalters (Safran und Kasino).
	1850	Okt. 31., Nov. 14. und 28.: Erzbischof Andreas von Krain (Histor. Gesellsch.).
	1851	Jan. 15.: Ueber einen gewirkten Wandteppich (Museumsverein).
	—	Dez. 11.: Geschichte der Staatsgewalt im spätern römischen Reich (Hist. Gesellsch.).
	1852/53	Winter: Vorlesungen über die Zeit Friedrichs des Großen (Aula und Kasino).
	1854/55	Winter: Neun Vorlesungen litterarischen Inhaltes (Aula): Seb. Münsters Cosmographie; Calderons „Standhafter Prinz“; Legende des hl. Severin; Einige Dichter Napoleons; Maximes et pensées du duc de la Rochefoucauld; Byrons Childe Harold; Manzoni, Die Verlobten; Schiller, Die Künstler; Corneille, Polyeucte ꝛc.

Zürich: 1855 Dez. 27.: Ueber den Charakter der Königin Agnes von Ungarn (Rathausvortrag).

1856 Jan. 26.: Die ökonomischen Verhältnisse beim Bau der Benediktinerabtei St. Tron in Belgien (Antiquar. Gesellsch.).

— März 22: Der Bau und die innere Einrichtung der ersten, am Ende des zehnten Jahrhunderts errichteten Klosterkirche in Petershausen bei Konstanz nach dem Chronicon Petershusianum und der Vita S. Gebhardi (Antiquar. Gesellsch.).

— Dez. 20.: Die Pluralität der Kirchen bei den mittelalterlichen Klöstern (Ant. G.).

1857 Jan. 17.: Die Beschreibung des Fronleichnamsfestes zu Viterbo i. J. 1462 (Ant. G.).

— Dez. 3.: Rom zur Zeit Gregors des Großen (Rathaus-Vortrag).

— Dez. 5.: Das Fenster der hl. Clara in Königsfelden (Antiquar. Gesellsch.).

1858 Jan. 16.: Die Ziergebäude im Innern von Kirchen (Antiquar. Gesellsch.).

Basel: 1858 59 Winter: Vorlesungen über die Kunst der Renaissance (Aula).

1858 Dez. 9.: Ueber einige Statuetten der Schmidtschen Sammlung (Antiquar. Gesellsch.).

1859 Jan. 5.: Ueber landschaftliche Schönheit (Aula).

— Febr. 25.: Ueber das Freiburger Münster (Aula).

— Nov. 9.: Schillerrede (Aula).

— Jan. 10.: Ueber frühere Säkularisationsversuche im Kirchenstaat (Aula).

— Febr. 9.: Venedig und Florenz im 15. Jahrhundert (Histor. Gesellsch.).

Basel: 1860 Febr. 20.: Drei Bände mit Zeichnungen von Goldschmiedwerken (Antiquar. Gesellsch.).
— Dez.: Rabelais und seine Zeit (Aula).
1861 Febr. 14. Die griechischen Bildwerke des britischen Museums (Antiquar. Gesellsch.).
— März: Der Charakter des Augustus (Aula).
1861/62 Winter: 15 Vorlesungen über Kunst und Altertum (Aula und Kasino): St. Maurice im Wallis; Altbreisach; das Museum von Colmar; die Westminsterabtei; eine deutsche Kirche des 11. Jahrhunderts in vollem Schmuck; das Abendmahl des Lionardo da Vinci; Peter Paul Rubens (2); Tessin in landschaftlicher Beziehung; die Wallfahrtsberge von Oberitalien; Holbein als Fassadenmaler; über Fontainen; ein Kirchhof für Basel; das Relief; über Betrachtung von Bildern und Gallerien.
1862 Okt. 30. Kleinere Mitteilungen aus der florentinischen Geschichte (Histor. Gesellsch.).
1863/64 Winter: 15 Vorlesungen über die Zeit der Gegenreformation 1560—1600 (Aula).
— „ 2 Vorträge über den Verfall Spaniens seit Philipp II. (Verein junger Kaufleute).
1863 März 19.: Das Verhältnis des Rubens zur italienischen Architektur (Histor. Gesellsch.).
1864 Mai 3.: Der Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit (Rede bei Eröffnung des Sommerkurses am Pädagogium).
1865 Jan. 5.: Ueber Deckenverzierungen (Safran).
— „ 12.: Die Kunstformen des Schmiedeisens (Safran).
— „ 24.: Das Straßburger Münster (Aula).

Basel: 1865 Okt.: Zwei Vorträge über die Lage Europas im Jahre 1812 (Verein junger Kaufleute).
— Nov. 12., 19., 26.: Basel nach dem großen Erdbeben (Safran).
— Dez. 12.: Eine Tempelweihe unter Augustus (Aula).
1866 Jan. 25.: Besprechung von Edgar Quinets La Révolution. (Histor. Gesellsch.)
— Okt. 21., 28.: Hans Holbein d. J. (Museum).
— „ 26., Nov. 2.: Der 18. Brumaire 1799 (Verein junger Kaufleute).
— Nov. 6.: Die poetischen Grabschriften der Griechen (Aula).
— „ 13.: Ovid im Exil (Aula).
— „ 20.: Ueber die Heldenlieder der Serben.
— „ 27.: Camoëns' Lusiaden (Aula).
— Dez. 4.: Shakespeares Richard III. (Aula).
— „ 16.: Thongruppen der Renaissance (Antiquarische Gesellschaft).
1867 Dez. 12., 19.: Die Zeit um das Jahr 1000 (Aula).
1867/68 Winter: 2 Vorträge über Karthago als Handelsstaat (Verein junger Kaufleute).
1868 Jan. 16.: Reiterstatuen des Mittelalters (Antiquar. Gesellsch.).
1868 Okt. 15., 22., 29.: Karl der Große (Aula).
1868/69 Winter: 2 Vorträge über die Kolonien der Griechen (Verein junger Kaufleute).
1868 Dez. 9.: Kunsthistorische Mitteilungen in der Antiquar. Gesellschaft.
1869 März 18.: Die Altertümer von Säckingen (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 11., 18.: Gotische Kirchen (Aula).
— Dez. 4.: Schloß von Blois (Aula).

Basel: 1869 Dez. 11.: Matthäus Merian (Aula).
— „ 18.: Ueber den Münsterkreuzgang (Aula).
1869/70 Winter: Die Reisen der Araber (Verein junger Kaufleute).
1870 Jan. 13.: Autun (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 8., 15., 22.: Ueber historische Größe.
— Dez. 8., 15., 22.; Alexander der Macedonier (Aula).
1870/71 Winter: 2 Vorträge über Karl den Kühnen (Verein junger Kaufleute).
1871 Jan. 26.: Die Casa di Tiberio auf dem Palatin (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 9., 16., 23: Das Freiburger Münster (Architektur, Skulptur, Malerei) (Aula).
— „ 7.: Glück und Unglück in der Weltgeschichte (Aula).
— Dez. 19.: Die Griechen und ihr Mythus (Aula).
1872 Nov. 5.: Griechische Heroen und Gespenster (Aula).
— „ 14.: Die Odyssee (Aula).
— „ 21.: Cardinal Richelieu (Aula).
— Dez. 3.: Ueber Besichtigung altdeutscher Bilder (Aula).
1872/73 Winter: Das Englische als künftige Weltsprache (Verein junger Kaufleute).
1873 Febr. 18.: Thomas Morus und seine Utopie (Aula).
— Nov. 11.: Bei Anlaß von Vereinsphotographien (Aula).
— „ 28.: Ueber niederländische Landschaftsmalerei (Aula).
— „ 27. und Dez. 4., 11.: Ludwig XI. von Frankreich (Aula).
1873/74 Winter: Wertschätzung der Arbeit im Altertum (Verein junger Kaufleute).

Basel: 1874 Jan. 15.: Mitteilungen über antike Kunstwerke (Antiquar. Gesellsch.).
— Nov. 5., 12., 19.: Leben und Sitten des Adels um 1500 (Bernoullianum).
— „ 24. und Dez. 1., 8.: Niederländische Genremalerei (Aula).
1874 75 Winter: Augsburg im 15. Jahrhundert (Verein junger Kaufleute).
1875 Nov. 4.: Wallenstein laut der Geschichte (Bernoullianum).
— „ 11.: Schillers Wallenstein (Bernoullianum).
— „ 16.: Ein Gang durch das vatikanische Museum (Aula).
— „ 23.: Der Don Quixote des Cervantes (Aula).
— Dez. 2.: Die Wandgemälde in der Krypta des Basler Münsters (Histor. Gesellschaft).
1876 Nov. 7.: Die Kochkunst der spätern Griechen (Aula).
— „ 14.: Das Phäakenland Homers (Aula).
1876 Nov. 23., 30.: Scenen aus den Mailänder Kriegen seit 1521 (Bernoullianum).
1876 77 Winter: Aus den letzten Zeiten Philipps II. (Verein junger Kaufleute).
1877 März 15.: Der falsche Demetrius (Bernoullianum).
— Okt. 25., Nov. 1.: Spanien unter Philipp II. (Bernoullianum).
— Nov. 6.: Rembrandt (Aula).
— „ 13.: Ueber den Rokoko (Aula).
1878 Jan. 31.: Das Bild des Domherrn Angerer von Holbein in Innsbruck (Histor. Gesellschaft).
— Nov. 7., 14., 21.: Talleyrand (Bernoullianum).

Basel: 1879 Febr. 3.: Jakob Ruysdael (Aula).
— „ 10.: Claude Lorrain (Aula).
— „ 20.: Mitteilungen über das Basler Konzil (Tagebuch des Andrea Gattaro) (Histor. Gesellsch.).
1880 Nov. 10.: Vorweisung der Photographie einer etruskischen Aschenkiste (Histor. Gesellsch.).
1881 Febr. 8., 22.: Napoleon I. nach den neuesten Quellen (Aula).
1882 Febr. 7.: Rafael als Porträtmaler (Aula).
— „ 21.: Ueber die „Aechtheit" alter Bilder (Aula).
1883 Jan. 16. und 30.: Aus großen Kunstsammlungen (Aula).
— Febr. 1.: Mitteilungen über neuere kunsthistorische Schriften (Histor. Gesellsch.).
— Okt. 30.: Die Griechen und ihre Künstler (Aula).
— Nov. 13.: Reise einer Kaiserbraut (1630) (Aula).
1884 Febr. 7.: Mitteilungen über neue kunsthistor. Publikationen (Histor. Gesellsch.).
— „ 12.: Die Weihgeschenke der Alten (Aula).
— Okt. 28.: Pythagoras (Wahrheit und Dichtung) (Aula).
— Nov. 13.: Ueber erzählende Malerei (Aula).
— „ 12.: Mathias Grünewald von Aschaffenburg (Histor. Gesellsch.)
1885 März 10.: Die Anfänge der neuern Porträtmalerei (Aula).
— Okt. 27.: Die Malerei und das Neue Testament (Aula).
— Nov. 10: Prozessionen im Altertum (Aula).
1886 Febr. 2.: Format und Bild (Aula).
— Okt. 20.: Anton van Dyck (Aula).

Basel: 1886 Nov. 9.: Byzanz im 10. Jahrhundert (Aula).
1887 Febr. 15.: Die Allegorie in den bildenden Künsten (Aula).
— Okt. 25.: Demetrius der Städtebezwinger (Aula).
— Nov. 1.: Shakespeares Makbeth (Aula).
— „ 15.: Die Briefe der Madame de Sevigné (Aula).
1888 März 15.: Ein antikes Grabdenkmal zu St. Remy (Histor. Gesellsch.).
— Dez. 20.: Erläuterung von Photographien nach ägyptischen Porträts (Histor. Gesellsch.).
1889 Jan. 3.: Das Brevier Grimani in der Biblioteca Marciana (Histor. Gesellsch.).
— Febr. 29.: Erläuterung von Photographien spanischer Baudenkmäler (Hist. Gesellsch.).
— Okt. 24.: Skulpturen der christlichen Epoche (Berliner Katalog) (Histor. Gesellsch.).
1890 März 27.: Der venezianische Historiograph Marino Sanuto (Histor. Gesellsch.).
— Okt. 16.: Mitteilungen über Barockbaukunst (Histor. Gesellsch.).
1892 März 24.: Die Gemälde des Senators Giovanni Morelli in Bergamo (Histor. Gesellsch.).
— Dez. 15.: Marienkrönung in der bildenden Kunst. (Histor. Gesellschaft).

* * *

Unserer biographischen Skizze sind zwei Porträts Jakob Burckhardts beigegeben. Das eine verdanken wir der Güte des Herrn Professor Bernhard Kugler in Tübingen, es stammt von dessen Vater Franz Kugler und giebt den ca. 30=jährigen Burckhardt; das zweite hat ein Großneffe des Verstorbenen, Herr

Kunstmaler Hans Lendorff in den letzten Jahren gezeichnet; es zeigt den über 75-jährigen Burckhardt. Den beiden Herren sei für ihre liebenswürdige Ueberlassung der schönen Bildnisse an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen. Zum Schluß erübrigt mir noch, allen denen herzlich zu danken, die durch Mitteilungen oder sonstige Unterstützung diese Arbeit, der so kurze Frist zu ihrer Entstehung zu Gebote stand, gefördert haben: wir nennen vor allem die Herren Dr. J. Oeri, Dr. Felix Stähelin, Antistes v. Salis, Dr. Rudolf Wackernagel und Professor Jakob Wackernagel, Gustav Stehelin, Dr. Hans Frey, Professor F. Vetter in Bern, E. A. Seemann in Leipzig. — Die Erziehungsakten aus dem Staatsarchiv ergaben manchen interessanten Aufschluß. — Von Nekrologen über Burckhardt erwähnen wir noch den Professor Ad. Philippi's in Hannover in den „Grenzboten" vom 2. September 1897 und den Professor Breysigs, Berlin, in der „Zukunft" vom 21. August 1897, sowie den Artikel G. Keyßners in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 21. August 1897.

H. Trog.

Georg Kiefer-Bär.

Von A. Imhof.

Als das Bild eines Mannes, der durch eine Reihe von Jahren an der staatlichen und kommerziellen Entwicklung unseres Gemeinwesens regen Anteil genommen hat, mag die Darstellung von Georg Kiefers Leben auf freundliches Interesse zählen dürfen. Sie zeigt einen starken Charakter, der seine Gaben in steter Arbeit zu nutzen wußte, und so der Vaterstadt manches Werk seiner fruchtbaren Thätigkeit hinterlassen hat. Zugleich bringt sie, besonders in den ersten Abschnitten, manche Erinnerung an frühere Ereignisse und Zustände: ein gutes Stück des alten Basel.

So viel wie möglich, wurden dabei Kiefers eigene Aufzeichnungen benutzt, die er in seinen letzten Lebenstagen als ein Andenken für seine Familie niederschrieb.

I.

„Meine Eltern waren Johann Kiefer aus Hegelberg (Bad. Wiesenthal, und Maria, geb. Hodel, von Arisdorf. Von zehn Kindern war ich das vierte, geboren am 25. Februar 1823. Der Vater, ein strenger, mitunter harter Mann, war ein tüchtiger Papierer, der die schwerste Arbeit nicht scheute. Wir Kinder waren ihm lieb und wir hatten ihn gerne; nichts war ihm herrlicher, als wenn er im Kreise der Seinigen ein Lied singen konnte. Trotz seiner mangelhaften Erziehung hat er gut rechnen können; auch sein gerader,

rechtlicher Sinn machte ihn bei seinen Mitarbeitern und bei Jedermann beliebt und geachtet. Er kam als zwölfjähriger Bursche nach Basel; sein Debut war als „Wegglibueb," später wurde er Papierer und stellte überall seinen Mann. Mit seiner Frau, die er sehr lieb hatte, lebte er nach seinem Sinne recht und gut; meine Mutter hatte ihn lieb und war glücklich, wenn er mit ihr und den Kindern zufrieden war.

Meine Mutter, die einer Lohnwascherei vorstand und damit viel zu thun hatte, war eine äußerst liebevolle, herzensgute Frau. Ein Blick von ihr galt uns Kindern viel und richtete Wunder aus; wir liebten sie alle herzlich, meine größte Freude war, sie zufrieden zu wissen. Wenn sie ihre lieben Kinder um sich hatte, war sie selig und wir glücklich."

Die Familie war groß, der Verdienst schwer und die Kinder mußten früh bei allem mithelfen. Kiefer erzählt darüber:

„An Arbeit fehlte es uns daheim nicht; Wassertragen, Holzspalten war unseres Amts neben den Schulaufgaben. Morgens um fünf Uhr waren mein Bruder Hans und ich beordert, das Holz für die Wäsche zu sägen. Eine andere harte Arbeit, welche wir, und besonders Schwester Marie mitmachen mußten, bestand in dem Aufhängen des nassen Plunders in dem nahen St. Albanturm. Im Winter und bei schlechtem Wetter war das Durchziehen der Wäsche am St. Albanteich keine Kleinigkeit; aber noch schwieriger war das Heraustragen derselben durch einen Teil des St. Albanthales (wo wir wohnten), die Stiege gegen das Thor und nachher die vielen Treppen herauf. Da mußte man gesund sein, um das mitmachen zu können. Nach vollbrachter Arbeit fand ein munterer Tanz auf jener Höhe statt, zum Beweis, wie froh und lebenslustig wir uns fühlten."

Der Vater betrieb zu Hause eine Wirtschaft und daneben eine Zeitlang eine zweite in der St. Albanvorstadt; es zeigt sich

darin ein Unternehmungsgeist, der im Sohne sich später aufs schönste entfaltete, der damals aber für ihn hart genug war: „Gar oft mußte ich da den Kellner spielen. Manchmal kam ich erst um 11 Uhr nach Hause, mußte warten, bis die paar traurigen Gäste von Trinken und Spielen genug hatten. Es waren das unheimliche Nächte für einen zwölfjährigen Jungen. Einmal mußte ich bis spät in der Nacht wirten; unglücklicherweise hatte ich den Hahn am Faß nicht gehörig zugedreht, so daß ein gutes Quantum Wein auf den Boden floß. Als man das fatale Ereignis andern Tages dem Vater mitteilte, ward er fürchterlich zornig, so daß meine liebe Mutter und die Geschwister Angst für mich hatten. Schwester Marie begab sich in die Papierfabrik, wo der Vater arbeitete und bat für mich; meine liebe Mutter fütterte meine Kleider um den ganzen Körper mit altem Papier aus, damit die Schläge weniger schrecklich treffen sollten und so ausgerüstet erwartete ich mein Schicksal. Der Vater kam heim, alle drängten sich mit Bitten an ihn; das half und ich kam für diesmal mit der ausgestandenen Angst davon." Aber selten ging es so glatt ab; einmal bemerkt er: „Da bekam ich das Seil zur Genüge zu spüren, am Buckel und sonst konnten Abends die blauen Merkmale gesalbt werden."

Es war also ein hartes und rauhes Leben im Elternhaus. Und rauh, gewaltthätig und gefährlich war auch Spiel und Erholung. Der Rhein und der St. Albanteich gab Gelegenheit zum waghalsigsten Schwimmen, es wurde eifrig geturnt und während der Schulzeit waren besonders beliebt die Kämpfe, die die Jugend verschiedener Quartiere ausfocht.

„Wenn es hieß: „Die Dalbelochlemer kommen," so nahm Alles Reißaus. Unsere Waffen waren die Holzschuhe; mit diesen zogen wir aus und nahmen es mit einer ziemlichen Anzahl Aeschlemer oder Steinlemer auf. Nicht daß wir nicht auch aufs Dach

kriegten: so einmal in der Malzgasse, wo ein Trupp Steinlemer uns gegenüberstand; dort erhielt ich von einem großen Gegner einen schweren Schlag mit einem Baumstämmchen auf den Kopf, so daß ich die Besinnung verlor. Herr Oberst Stehlin mußte die Parteien dazumal von einander trennen; mich trug man blutend nach Hause."

Die Beschäftigungen der freien Zeit kamen aber auch zum Teil der Haushaltung zu Gute; so wenn im Rhein oder in der Birs gefischt wurde; „auch war uns," sagt Kiefer, „das Stauchen nicht unbekannt; im Gegenteil machte es uns viel Freude und versorgte unsern Tisch oftmals mit Leckerbissen. Die Lehenmatten und weiter waren unser Gebiet; wir brachten Kartoffeln, Aepfel Birnen und hauptsächlich Nüsse mit nach Hause, wo wir sie aufspeicherten. Oft genug ist uns der Bannwart nachgezogen: wir schwammen über die Birs und den Rhein hinunter und ließen dem guten Mann das Nachsehen. —

Sonderbar bedünkt es mich heute, daß unsere Eltern solche Räubereien zuließen. Dieses Stauchen sah man eben damals als nicht verbrecherisch an."

In solchen Verhältnissen konnte der Schule nur wenig Raum gewährt werden; Kiefers Schulzeit dauerte bis zum vierzehnten Jahre und nachher hat er nie mehr Gelegenheit gehabt, einen systematischen Unterricht zu genießen. Seinen Lehrgang erzählt er folgendermaßen:

„Mit Beginn des fünften Jahres besuchte ich die sogenannte Häfelischule und nachher die Schule der Herren Magister Weiß und Oser. Beide Lehrer waren mir lieb, besonders Herr Oser. Mit dem neunten Jahre kam ich in die Realschule (der heutigen Sekundarschule entsprechend), welche ich bis zum zwölften Jahre besuchte. Die Lehrer Wagner, Doudié, Eckert sind mir immer noch in guter Erinnerung. Der erstere, welcher uns Rechnen, Deutsch und Gesang lehrte, war ein guter Schulmeister, etwas streng, aber



Photogravure Meisenbach Riffarth & Co Berlin

er unterrichtete gut. Doudié im Französischen dozierte mit Nachdruck den Spruch: Wenn Dich Dein Vater lieb hat, so giebt er Dir die Rute. An Herrn Dr. Eckert hatte ich einen guten Befürworter, oft mahnte er mich und sagte: „Kiefer, was Du in Deinen Kopf kriegen kannst, behalte fest, das wird Dir Niemand mehr nehmen." Ich danke es ihm sehr, es war ein guter Rat. Nach Verfluß von drei Jahren wurde mir das Vergnügen zu teil, in die vierte Klasse des Gymnasiums versetzt zu werden, in welcher Klasse uns namentlich Herr Girard gut vorwärts brachte. Herr Rektor La Roche war mir ebenfalls sehr gewogen, ich danke heute noch für seine Freundlichkeit."

Der hier erwähnte Uebertritt aus der damaligen Realschule in das Gymnasium war dadurch ermöglicht, daß Rektor La Roche den beiden Anstalten vorstand, und daß im Gymnasium das Lateinische in jener Zeit freigegeben war. Die Versetzung geschah offenbar als Anerkennung des Fleißes und der Tüchtigkeit, die Kiefer in der Schule bewies, und die Art wie er sie erwähnt, zeigt deutlich die Genugthuung, die er noch später darüber empfand.

In die Schulzeit fällt auch der Konfirmationsunterricht, den Kiefer bei dem Seelsorger der St. Albangemeinde genoß. In reifen Jahren war es ihm oft leid, daß es diesem, damals schon alten Manne nicht gelungen sei, in ihm eine feste religiöse Ueberzeugung zu wecken. Er gestand sich das Bedürfnis eines beruhigenden Glaubens wohl ein, und das immer deutlicher, je mehr ihn schwere Lebenserfahrungen trafen: aber den Formen des kirchlichen Lebens blieb er fremd: einmal weil er nie recht gelehrt worden, sich darin zu bewegen und dann nicht zum Mindesten, weil er sich, eben infolge seiner Unsicherheit, nie an einer bestimmten Richtung anschließen wollte.

Auch die kurze Dauer seiner Schulzeit hat Kiefer später oft beklagt, wenn er sich auch bewußt war, während derselben so viel

als ihm geboten wurde, sich angeeignet zu haben und wenn er auch nie vergaß, daß es für seine Eltern schon ein Opfer gewesen war, ihn so lange am Unterricht teilnehmen zu lassen. Er anerkannte aber stets gerne die Ueberlegenheit von Leuten, die mehr gelernt hatten, als er selbst, wenn sie ihm nur sonst achtbar erschienen, und besonders zu manchen Gelehrten unserer Stadt hatte er ein ganz unerschütterliches Zutrauen.

II.

Im Jahre 1837 trat Kiefer als Lehrling in die Quincailleriehandlung der Herren Ronus' & Holzach an der Eisengasse, und damit gleich in den Geschäftszweig ein, dem er sein Leben lang auch in der eigenen Handlung treu blieb. Er berichtet davon, daß er gern dort war, seinen Chef achtete und sich Mühe gab, das Geschäft kennen zu lernen. „Das größte Vergnügen empfand ich im Verkaufe," bemerkt er dabei, „was meiner spätern Lebensstellung die Richtung gab."

Seine Chefs waren wohl mit ihm zufrieden:

„Ich hatte meine Lehrzeit noch nicht ganz beendigt (im siebenzehnten Jahre), als unser Reisender aus dem Geschäft austrat und an mich die Frage kam, ob ich die Reisen übernehmen wolle, als einziger Reisender für die ganze Schweiz und Savoyen. Begreiflich waren meine Kenntnisse in der Branche noch gering, doch mein Chef hatte Zutrauen zu mir, flößte mir Mut ein und ich, „ich fühlte mich." Die Sache wurde abgemacht, in einigen Wochen sollte ich meine erste Tour beginnen.

Mein Debut gefiel mir nicht ganz, meine Herren Chefs waren weder Wagenlenker noch Pferdekenner, und es sollte mein Vater mit mir aufsteigen, um mir zu zeigen, wie die Zügel zu handhaben seien, und auf welche Seite man den Fuhrwerken auszuweichen habe. Seine Begleitung ging vom St. Albanthor bis aufs

Ruchfeld, dort nahm er Abschied und überließ mich meinem Schicksal. Meiner lieben Mutter hatte ich zu Hause mein Lebewohl gesagt, und sie entließ mich mit Angst und Thränen und doch auch mit Genugthuung. Vom Ruchfeld fuhr ich glücklich, im Gefühle ein Geschäftsmann zu sein, bis zur Hälfte Weges gegen Reinach; dort zeigten sich eine Anzahl Burgunderwagen, wie solche dazumal üblich waren. Den ersten Wagen passierte ich gut, auch den zweiten und dritten, der vierte karambolierte mir meinen Wagen so stark, daß das Fuhrwerk umstürzte; ich selbst war in der Chaise eingeklemmt, die Musterkarten im Wassergraben, der Schimmel ging mit den „Landen“ davon, den Weg nach Reinach. Ich hatte Mühe unter dem Wagen hervor zu krabbeln, die wackern Fuhrleute richteten meinen Wagen wieder auf, und halfen mir die Musterware sammeln. Was nun in diesem Falle thun? Die Leute um mich herum redeten mir zu, wieder nach Basel zurück zu kehren, was mir aber nicht besonders gefiel. „Lieber nach Neapel,“ meinte ich dazumal, als zurück nach Basel. Nach Verlauf von zwei Stunden brachten wir das Pferd zurück, mit samt den Landen; der Schimmel blutete an dem Bein, und hatte furchtbar Angst. Man flickte das Fuhrwerk und neben demselben hinlaufend erreichte ich gegen Mittag Reinach.

Dort empfing ich schon vom Geschäft aus die Kunde, daß ich sofort umkehren müsse, was mir aber nicht behagte.

Nach verbesserter Reparatur der Chaise und Waschen der Wunde des Pferdes setzte ich meinen Weg nach Laufen fort, woselbst ich wohlbehalten eintraf. Der erste Schreck war überstanden, mein Brevet als Geschäftsreisender hatte ich gelöst. Von da an ging es ganz ordentlich, später gut. Ein Kunde von Pruntrut frug mich vergnügt: Que veux-tu, mon garçon? Ganz bescheiden machte ich ihm meine Offerte: Je suis le voyageur de MM. Ronus & Holzach à Bâle! Das gab dann ein anderes Bild! — Das

erzähle ich, um zu zeigen, wie jung und klein von Gestalt ich damals war. Nach und nach hat sich die Sache gemacht; so war mein Debut.

Während zehn Jahren, ich hoffe zur Zufriedenheit meiner Herren, besorgte ich nun die Geschäftsreisen. Diese Zeit nenne ich eine interessante Zeit meines Lebens. Ich lernte Land und Leute kennen, vieles habe ich gesehen und erlebt. Das Zutrauen meiner Kunden kam mir in der Folge sehr zu statten, wir wurden mehr und mehr Freunde, und ich habe in ihren Familien manche schöne Stunde zugebracht. Die meisten meiner Kunden sind dahin geschieden, ich habe sie überlebt und blicke dankbar zu ihnen zurück. Ich kann nicht alles erzählen, was ich als Geschäftsreisender erlebt habe; viel schöne und glückliche Tage, auch mitunter trübe und harte, doch bei meiner Gesundheit und meinem Temperament mehr sorgenfreie und heitere.

Welche Freude verursachte meine Heimkehr jedesmal meiner lieben Mutter; mein Seppli, der mich Jahre lang führte, ließ beim Einfahren durchs St. Albanthor sein Posthorn erschallen, und dieses Signal wohl kennend, stieg meine liebe Mutter jedesmal auf den Estrich, mich von weitem zu bewillkommen. Meine Abwesenheit von Basel betrug für eine Reise fünf bis sechs Monate."

Aber nicht nur den Verkauf in der Schweiz hatte Kiefer zu besorgen: sein Unternehmungsgeist fing sich an zu regen und bethätigte sich im Interesse seines Chefs auch außerhalb seines eigentlichen Ressorts:

„Schon seit längerer Zeit," sagt er, „fühlte ich die Notwendigkeit, durch direkte Einkäufe in Paris unser Geschäft zu fördern. Man schickte mich eines schönen Morgens nach dieser Stadt. Drei Tage und drei Nächte brauchte man, um dahin zu gelangen. In der Rotonde mit Auswanderern eingepfercht, kamen wir endlich doch glücklich an. Im Hôtel de France, rue

St. Denis, war mein Absteigequartier. In diesem Hotel versammelten sich jeden Tag hunderte von Kleinfabrikanten und Courtiers, welche die Articles de Paris offerierten. Dieses Feilbieten von allen möglichen Waren, durch verschiedene männliche und weibliche Verkäufer, bestürmte mich Anfänger so ziemlich. Zudem unterließ ich unbegreiflicher Weise nach Hause zu schreiben. Nach Verfluß von drei Wochen glaubte ich genug gekauft zu haben, ich packte meine Siebensachen ein, beförderte Kisten und Koffer nach Basel. Mit etwas erleichtertem Beutel und etwas erschwertem Gewissen kam ich in Basel an. Vorwürfe wurden mir nicht zu Teil, nur über die ausgepackte Ware beklagte sich mein Chef. Ich dagegen war guten Mutes und erklärte alles verkaufen zu können, was ich mitgebracht habe. Das war nun auch der Fall und von da an unternahm ich jedes Jahr die Reise."

Erholung brachte dem jungen Kaufmanne in der freien Zeit das Turnen und seine Ferien waren der Militärdienst:

„Schon während meiner Schulzeit war ich ein eifriger Turner und betrieb diesen Sport noch viele Jahre. Turnerfreund bin ich heute noch und sehe ich in den richtigen Uebungen eine große Wohlthat für den Körper und den Geist. Einige Lorbeerkränze (Zürich und Basel) wurden mir zugeteilt; was mir besonders ansprach, das waren unsere Turnfahrten, welche jedem jungen Mann und zukünftigen Militär sehr zu empfehlen sind. Turner, welche Turnfahrten mitgemacht hatten, waren beim Militär diejenigen, die am meisten aushielten und die Anstrengungen beim Marsche am besten ertrugen. Ehrenmitglied des schweizerischen Turnvereins zu sein, freut mich auch heute noch. Durch das Turnen lernt man seine Kraft kennen und schätzen, was mir im Leben oft zu gute kam; ein sicherer Blick, ein richtiges Anfassen wird erzielt, nur übertreibe man die Sache nicht; überflüssig sind allzuschwierige Kunstübungen und Kraftanstrengungen. Manche meiner Jugendfreunde, als beste

Turner haben dadurch ein frühes Grab gefunden. Aber durch Schätzung seiner Kraft gewinnt der junge Mann Mut und Ausdauer, was in vielen Fällen sehr nützlich sein kann."

Gerade das durfte Kiefer damals bei einem Unglücksfall beweisen. Für seine mutige Hilfeleistung erhielt er ein Dankschreiben der Regierung (8. Januar 1844):

„Im „Dalbeloch" hauste in dem sogenannten Letziturm (ein viereckiger letzter Turm aus den Befestigungen, zur Oserschen Papierfabrik gehörend) ein altes Mannli in einer Kammer, welche an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ; nach Feierabend kamen gewöhnlich etliche Besucher zu ihm, um den Abend mit Plaudern und Singen bei ihm zu verbringen. Unter seiner Kammer war ein hohler Raum, in der Tiefe aber 10 Fuß Wasser. In einer finstern Nacht wurde an mein Fenster heftig geklopft, mir zugerufen, der Turm, d. h. der Boden von Joggelis Kammer sei eingefallen, mit mehreren Personen zur Tiefe gestürzt, ich möchte doch aufstehen und helfen.

In wenigen Minuten war ich an Ort und Stelle. Schon waren der Männer, Beamte und Papierer, viele am Platze, aber keiner wagte den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Nach Orientierung und nachdem Stricke, Stangen und Haken zur Stelle geschafft waren, fragte ich die Umstehenden, wer mit mir in die Tiefe von 20 bis 25 Fuß steigen wolle, um mit Hand zur Hilfeleistung anzulegen. Zwei Bursche fanden sich bereit, sie mußten die Stricke halten und ich stieg durch die halbgeborstenen Hausbalken in die Tiefe, eine Laterne ließ mich die armen in Todesgefahr schwebenden Opfer erkennen, und nach mühevoller Arbeit gelang es uns vier Menschen heraufzubefördern; zwei konnten nicht gerettet werden. Wie dankten wir Gott, als wir durch die querliegenden Balken wieder zur Sicherheit kamen." —

Seine Tüchtigkeit bewies Kiefer auch im Militärdienst. Als Soldat war er bei seinen Kameraden sehr beliebt und erhielt sich dieses Zutrauen auch später als Offizier bei Untergebenen und Vor-

gesetzten. Aus seinen frühesten Dienstzeiten bewahrte er eine Menge fröhlicher und ernster Erinnerungen; freilich war auch das schweizerische Soldatenleben um die Mitte des Jahrhunderts noch heiter und gemütlich genug. Nicht nur unter sich trieben die Soldaten Spaß und Mutwillen, auch den Offizieren gegenüber war manches erlaubt und wurde manches nachgesehen.

Einige dieser Erinnerungen mögen hier ihren Platz finden:

„In der Thuner Kaserne wußte ich einen Weg über das nächste Dach ins Freie und benutzte ihn am Abend nach dem Zimmerappell so oft mich die Lust dazu ankam. Eines Abends erwischte mich ein Offizier und fragte mich, was ich auf dem Dache zu thun habe. Ich antwortete ihm, ich sei Astronom und beobachte den Lauf eines Gestirnes, der Venus. Begreiflich lud er mich ein zurück ins Zimmer zu wandern, was ich als ordnungsliebender Soldat sogleich befolgte. —

Ein andermal, an einem Sonntag, wurde unsere Kompagnie konsigniert, d. h. wir hatten nachmittags alle zwei Stunden Appell. Beim Erblicken eines Vierspänners kam uns die Idee, denselben zum Entwischen zu benützen. Der Kutscher war ein mir befreundeter Mann, Leipzig aus Basel. Wir engagierten denselben, punkt zwei Uhr vor der Kaserne zu sein. Nach dem Appell bestiegen wir den Wagen, unser Solothurner Wachtmeister neben dem Kutscher auf dem Bock, Freund Herport aus Arlesheim als Jäger auf dem Hinterbrett stehend, wir vier Basler bequem in dem Kasten. So fuhren wir von dem Appellplatz vierspännig fort, um um 4 Uhr und 6 Uhr wieder das gleiche Spiel weiter zu treiben. Die Herren Offiziere zeigten ihren Aerger, konnten uns aber nicht bestrafen. Dem Schulkommandanten mißfiel unser Witz weniger, er suchte uns am Abend im Freihof auf und trank ein Glas Wein mit uns; er meinte, für diesmal wolle er die Sache dahin gehen lassen, aber ein zweitesmal sollten wir die Komödie nicht mehr aufführen.“

Dergleichen lustige Streiche hinderten doch nicht, daß daneben die ernste Arbeit auch ernst und eifrig gethan wurde. Kiefer wurde Gefreiter, dann Wachtmeister und als solcher nahm er am Sonderbundskriege teil.

„Unser damaliger Hauptmann Paravicini gab uns Allen Freudigkeit und Vertrauen, mit ihm ziehen zu dürfen.

Die hohe Regierung von Basel=Stadt und durch sie Oberst Stehlin nahm unsern Eid in Empfang und nach einigen kräftigen Worten von ihm waren wir in den eidgenössischen Dienst aufgenommen. Einen Wermutstropfen spürten wir Alle: gegen unsere Landsleute kämpfen zu müssen, that uns weh, aber die Pflicht überbot alles, wir fügten uns gerne dem Gebote, Offiziere und Soldaten.

Ich erinnere mich gerne jenes Morgens, als die Batterie abzog, wie viele Freunde und Freundinnen begleiteten uns bis zur Hardt und gar bis nach Bubendorf. Die meisten meiner intimen Freunde dienten bei der Batterie und das gab uns einen festen Halt."

Die Basler Batterie zog mit den eidgenössischen Truppen vor Freiburg und ging dann nach der Uebergabe der Stadt über Bern und Bremgarten gegen Luzern. Sie wurde aber im Kampfe bei Gislikon nicht verwendet und kehrte nach dem Einzug in die Hauptstadt des Sonderbundes über Zürich nach Hause zurück.

Bald nach dem Feldzuge wurde dann Kiefer zum Offizier befördert, erhielt später die Führung seiner Batterie, mußte aber aus Geschäftsrücksichten die Ernennung zum Major ablehnen. Im Jahre 1860 trat er aus seiner Stellung zurück. Als Dank und Abschiedsgruß übergab ihm die Mannschaft seiner Batterie einen silbernen Becher, den er allzeit hoch in Ehren hielt.

Im Soldatenrock hat Kiefer auch zum ersten Male seine politische Gesinnung bethätigt: durch seine Teilnahme am sogen.

Käppisturm, den 4. August 1845. (Seine Darstellung des Vorgangs ist in der Beilage abgedruckt.)

„Die damalige Geschlechterherrschaft in Basel aufzulösen, den demokratischen Prinzipien mehr Rechnung zu tragen," war, wie Kiefer es ausdrückt, das Bestreben der Jungmannschaft. Und wenn der Käppisturm diese Ansichten selbst den Regierenden kaum zum Bewußtsein gebracht hat, so war er doch ein Zeichen kräftigster Reaktion gegen ihr System und das Signal zum offenen Kampf auch im Ratssaal. Kiefer, der Arbeitersohn aus dem „Dalbeloch" mußte sich dieser Bewegung anschließen, und er hats, so jung er war, mit ganzem Herzen gethan. Zwar, wie der Käppisturm selbst ein Aufbrausen der empörten Leidenschaften war, bei dem der Ueberlegung wenig Raum blieb, ist auch Kiefer in jenen Jahren oft unvorsichtig und leidenschaftlich genug gewesen.

So wetterte er einmal auf der Reise in dem damals so unruhigen und erbitterten Luzern gegen die konservative Regierung des Kantons. Einige Tage vor dem Käppisturm, am 19. Juli, war Ratsherr Leu in Ebersol, der Führer der luzerner Ultramontanen ermordet worden, und die Untersuchung, die von einem erbitterten Parteigänger des Ermordeten geführt wurde, war manchem Unbeteiligten gefährlich. Am 12. Dezember kam Kiefer wiederum nach Luzern und wurde sofort verhaftet.

„Aus dem Hotel zum Rößli wurde ich auf die Polizei transportiert, von einem Polizeilieutenant mit den Worten angefahren: „Wie heißen Sie? Was treiben Sie in Luzern?" Meine Antwort erfolgte sofort, ich sei für das Haus Ronus in Basel in Geschäften hier. „Ich will es kurz mit Euch machen, Ihr seid am Leuenmord beteiligt," so schnauzte mich der Lieutenant an. „Ich glaube, Sie sind verrückt," entgegnete ich, worauf mir ein Arrestzimmer angewiesen wurde, aus dem ich nach Verfluß von einigen Stunden durch Landjäger in mein Hotel zurück transportiert wurde.

In meinem Zimmer eingeschlossen, bewachte mich die Polizei; nach Verlauf eines Tages ward mir der Befehl, schlennigst den Kanton Luzern zu verlassen, welchem Gebote ich auch Folge leistete. Etwa zehn Jahre nach diesem Ereignisse erhielt ich von Luzern einen Brief mit einer Beilage, auf welcher geschrieben war: G. Kiefer von Basel, dermalen in Luzern, ist des Leuenmordes verdächtig. sign. H.

Die hohe Regierung in Basel verwendete sich für Kiefer. Von Luzern wurde sie aber beschieden, Kiefer sei ohne Handelspatent gereist und habe im Sommer versucht, „das Volk aufzuwiegeln." Es bleibe bei der Ausweisung. So machte sich der junge Kiefer zuerst in der Oeffentlichkeit bemerklich; die Gesinnung war gut — kein Wunder, daß seine Freunde auf ihn zu zählen begannen. „Eine Folge dieser Begebenheiten war, daß man meinen Chefs zumutete, mich aus meiner Stelle zu entlassen, was mir persönlich weniger schwer gefallen wäre; meine Chefs aber wiesen diese Zumutung ab."

III.

Georg Kiefer war 26 Jahre alt und diente seit 12 Jahren dem Hause Ronus & Holzach, als ihm seine Stelle in diesem Geschäft nicht mehr seinen Leistungen zu entsprechen schien. Sein Chef hatte ihm schon vor zwei Jahren die Prokura in Aussicht gestellt, konnte aber sein Versprechen nicht erfüllen und so kündigte Kiefer mit der Absicht, ein eigenes Geschäft zu gründen:

„Wahrscheinlich glaubten meine Chefs nicht an ein solches Vorgehen," erzählt er, „besonders da ich nur wenig Mittel hatte. Während meiner Reisen legte ich 3000 Fr. zurück, wahrlich ein bescheidenes Vermögen, um gegen die Konkurrenz des bedeutendsten Hauses in dieser Branche zu kämpfen. Auf dem Fischmarkt im Hause der Witwe Munzinger richtete ich mein Magazin ein. Von meinem Bruder Jakob erhielt ich ebenfalls 3000 Fr. und mit diesen

6000 Fr. fing ich das Geschäft G. Kiefer an (14. Juli 1849). Meine Schwester Helene besorgte mit der größten Treue das Innere und den kleinen Detail; wohlwollende Leute unterstützten mich durch ihre Einkäufe, so daß der Anfang ganz ordentlich wurde. Mit dem Baren von 6000 Fr. reiste ich nach Paris, kaufte mir wohlbekannte Waren, im Koffer verpackt brachte ich solche nach Hause. Diese Waren nahm ich sofort auf meine Verkaufsreise mit, meine Abnehmer und Kunden waren so freundlich, mir Alles in kurzer Zeit abzukaufen. Sobald der Verkauf vollendet war, erneuerte ich das Experiment vier oder fünf Mal. Der Anfang war überstanden, ich fühlte aber wohl, daß nur meiner Persönlichkeit zuliebe die Kunden diese Käufe gemacht hatten. Ich mußte auf Aenderung bedacht sein; es konnte nur durch Vorweisung von Mustern, wie früher, ein regelmäßiges Geschäft erzielt werden. Eine Hilfe erhielt ich an Freund Bienz, der als Comptable und später als Associé in mein Geschäft eintrat. Nun ging es langsam vorwärts. Das erste Jahr ergab schon einen kleinen Gewinn, das zweite einen bessern. An Arbeit fehlte es uns nicht, wohl aber an Platz, da das Geschäft sich ordentlich vergrößerte. Ich war viel auf Reisen, trachtete zu verkaufen, was mir auch wohl gelang."

So stand Kiefer jetzt auf eigenen Füßen und nun dachte er auch bald daran, sich einen Hausstand zu begründen. Er berichtet ganz kurz:

„Auf den verschiedenen Reisen machte ich in Aarau im „Wilden Mann" die Bekanntschaft von Cécile Bär, welche mir als tüchtige und verständige Dame einleuchtete. Ich erhielt ihr Jawort und kurze Zeit darauf war sie meine liebe Hausfrau. Unsere erste Reise ging nach Paris, wo die Hochzeitsreise mit dem Einkauf fürs Geschäft verbunden wurde."

Die Trauung hatte am 8. September 1851 in Gelterkinden stattgefunden. Cécile Bär war am 19. Februar 1826 in Aarau geboren als älteste Tochter von J. Bär und Marie geb. Hofmann.

Sie hatte eine reiche und gründliche Bildung genossen, die ihr außergewöhnlicher Verstand ihr ganzes Leben hindurch wohl zu verwerten wußte, und die später ihrem Manne sehr zu gute kam. Von Hause aus war sie an ein arbeitsames Leben gewöhnt; sie hatte ihren Eltern, die den damals hochangesehenen, für den Fremdenverkehr wichtigen Gasthof zum „Wilden Mann" in Aarau betrieben, wacker geholfen und war so durchaus vorbereitet, auch in ihrer Ehe viel Arbeit und Mühe zu finden. Ihre sechs Kinder erzog sie mit aufopfernder Liebe, mit Festigkeit und Umsicht. Und im Geschäft ihres Mannes wurde ihre Hilfe bald unentbehrlich: „Durch sie ist der Detail auf guten Fuß gekommen. Und wie räumte sie die Neujahrsartikel ein!"

Daneben fehlte ihr auch nicht der Sinn für die übrigen geschäftlichen Unternehmungen ihres Mannes und der Ueberblick über die gesamte Lage der Handlung. Und mit Rat und That unterstützte sie ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit. Der Verstand beherrschte bei ihr das Gefühl und ihre treue Liebe für Mann und Kinder zeigte sich am meisten in unermüdlichem Arbeiten und Denken für sie. So war sie durchaus die Frau, die Kiefer brauchte, die sein stürmisches Temperament in ruhigen und nützlichen Bahnen zu halten vermochte, ohne ihn unklug zu beschränken. Er hat es ihr mit unbegrenzter Liebe und Verehrung vergolten und hat sich ans Leben und Handeln mit ihr so gewöhnt, daß ihr Verlust ihn beinahe brach zu legen schien. —

Seine Mutter hat die Selbständigkeit des Sohnes nicht mehr erlebt; sie starb schon im Jahre 1844 und der Vater folgte ihn im Jahre 1855. Auch von seinen Geschwistern und Verwandten starben mehrere; bald dann sein Schwiegervater. Seine Schwiegermutter nahm er in sein Haus auf, wo sie, eine mehr als neunzigjährige Frau, bei Enkeln und Urenkeln noch heute rüstig lebt.

* * *

Inzwischen wuchs mit den Jahren das Geschäft: vom Fischmarkt zog man auf den Marktplatz (neben den roten Turm); dort hielt die junge Frau ihren Einzug; der erste Associé verließ das Geschäft 1859 und an seine Stelle trat Herr V. Salis-Kern, der das „Departement des Innern" zu Kiefers größtem Dank besorgte und dem Geschäfte bis über Kiefers Tod hinaus treu geblieben ist.

Nach kurzer Zeit wurde durch die weitere Vergrößerung der Handlung ein neuer Umzug nötig: Kiefer erwarb das Haus Freiestraße Nr. 23, das vorher die Bank in Basel beherbergt hatte. Hier ist wenigstens ein Teil des Geschäftes bis heute geblieben. Die Räume des obersten Stockwerks, die nun auch beinahe alle von den Warenvorräten in Anspruch genommen sind, dienten der Familie zur behaglichen Wohnung.

Immer blieb die Pariserreise ein wichtiger Bestandteil des Geschäftsbetriebs. Neben den gewöhnlichen Einkäufen wurden da anfangs auch bestimmte Aufträge der Basler Kunden ausgeführt, was nach und nach immer mehr Artikel in den Geschäftsbereich zog. Aehnlich ging es mit den Erzeugnissen der deutschen Industrie, die seit Langem ebenfalls auf jährlichen Reisen aufgesucht werden.

Die Verschiedenheit der Waren machte in den achziger Jahren eine Teilung des Geschäftes nötig und damit ging ein lang gehegter Wunsch Kiefers in Erfüllung: ein Haushaltungsgeschäft zu errichten, das möglichst vollständig die Gegenstände des häuslichen Bedarfs dem Publikum darbieten könne. — Von Anfang an hatte endlich Kiefer wie seine früheren Chefs einen Engroshandel in der Schweiz betrieben, der sich der allgemeinen Entwicklung des Geschäfts entsprechend mit der Zeit vergrößerte.

Immer aber gingen neben dem eigenen Geschäfte alle möglichen andern Unternehmungen her; es wird von ihm erzählt, daß er auf Reisen nicht, wie Andere, gelesen habe, sondern immerfort mit Plänen und Projekten beschäftigt gewesen sei. So hatte

er die Eriswyler Strickwarenindustrie kennen gelernt, die vom dortigen Pfarrer, seinem Freunde, wenig schwungvoll betrieben wurde. Bald nachdem er sich etabliert hatte, trat er auch in dieses Geschäft ein, und verkaufte auf seinen ersten selbständigen Reisen neben Portemonnaies, Scheeren und Kämmen auch gestrickte Kindermäntel und Häubchen. Seine Schwester und ihr Mann übernahmen dann dies Geschäft, das heute dem ganzen Thale Hausarbeit giebt.

Später plante er einmal eine Uhrenfabrik, die ihm seinen Bedarf liefern sollte und betrieb eine Zeitlang in Basel, allerdings ohne Erfolg, eine Häftlifabrik und eine Kammfabrik im St. Albanthal. Seit der Zeit, als er für Ronus & Holzach reiste, hatte ihn der Plan eines Kommissionshauses in Paris beschäftigt. Seine Chefs wollten darauf nicht eingehen, er aber verfolgte nach seinem Austritt die Sache weiter, fand in Paris einen Associé in Herrn J. Aubert, der die dortige Geschäftsleitung übernahm, „nach Verfluß von 10 Jahren war die Firma G. Kiefer & J. Aubert eine geachtete.“ Sie betreibt hauptsächlich den überseeischen Export französischer Waren. Dieses und das Basler Geschäft nennt er seine „schönsten und besten Arbeiten.“

Seine nahen Beziehungen zu Landammann W. Vigier von Solothurn und die Vermählung seiner Schwester und einer seiner Töchter mit Solothurnern brachte ihn auch mit dortigen industriellen Unternehmungen in Verbindung. Der von seinem Schwiegersohn R. Vigier gegründeten blühenden Portlandcementfabrik in Luterbach brachte er nach dessen frühem Tode das thätigste Interesse entgegen, und „als vor einer Reihe von Jahren überall ein Suchen nach Industrie in der Schweiz am Platz war und auch in Solothurn das Bedürfnis nach industrieller Bethätigung fühlbar wurde,“ bemühte er sich mit Vigier zusammen um die Ausnützung der Thonlager in Aedermannsdorf, die lange Zeit nur noch ganz mangelhaft war betrieben worden. Es gelang ihm auch hier, einem soliden

Geschäfte den Weg zu ebnen. Das rührendste aber war seine Bemühung um die Gerberei seines zweiten Schwiegersohnes A. Im Hof in Brombach, die nach vielen schweren Jahren eben anfing aufzublühen als der Leiter starb. Kiefer glaubte nun trotz seines mangelnden technischen Verständnisses dort kräftiger denn je eingreifen zu müssen, und er hat sich in seinen letzten Jahren noch auch in das Technische der Lederbereitung mit seiner unendlichen Energie hineinzuarbeiten gewußt.

Auch dem jüngsten Schwiegersohne stand er in dessen geschäftlichen Unternehmungen mit Rat und That zur Seite, während der älteste J. Frey, und später der vierte und der einzige Sohn im eigenen Geschäfte ihn unterstützten. Frey war als Lehrling ins Geschäft getreten und brachte es in unermüdlicher Arbeit zum Associé seines von ihm unendlich verehrten Chefs. Dreiundvierzig Jahre hat er der Handlung angehört. —

So war Kiefer auch als Geschäftsmann der Mittelpunkt seiner Familie.

Eine Menge anderer Unternehmungen erfreuten sich seiner Mitwirkung; die angeführten werden genügen, um ein Bild von seiner umfassenden und verschiedenartigen Thätigkeit zu geben; es gereicht ihm aber zur höchsten Ehre, daß er trotz dieser Ueberfülle geschäftlicher Interessen, denen er sich jeweils und dauernd mit voller Kraft gewidmet hat, trotzdem Sinn und Zeit behielt, auch für seine Vaterstadt zu sorgen und zu denken.

IV.

Die politische Gesinnung Kiefers kam schon beim „Käppisturm“ energisch zum Vorschein.

Ein unbedeutender Anlaß hatte damals die Erbitterung des „namenlosen Volkes“ gegen das Geschlechterregiment gefährlich ausbrechen lassen, und den Kampf begonnen, bei dem den Angreifern Recht und Verfassung zur Seite standen.

Denn „alle Vorrechte der Geburt, Person oder Familie“ waren im Grundgesetz des Kantons ausgeschlossen und es galt nur die Gewohnheit zu brechen, nach der alle frei gewordenen Aemter wieder aus denselben Kreisen (denen, die in der Revolution an der Spitze des Staates gestanden hatten) sich ergänzten.

Diese Gewohnheit hatte durch die lange Dauer fast das Ansehen eines Rechtes erlangt, umsomehr, als eben die regierenden Familien außer der Tradition noch eine viel stärkere Macht für sich hatten — das Geld. Die Regierungsstellen waren nicht besoldet: es war also nicht jedermanns Sache, sie zu versehen, und dazu kam eine starke persönliche Abhängigkeit der Bevölkerung von den reichen Fabrikantenfamilien, die nicht nur deren Arbeitgeber, sondern oft auch ihre Banquiers waren.

Die starke demokratische Bewegung, die seit den dreißiger Jahren wieder durch Europa ging, ließ aber auch Basel nicht unberührt. Es bildete sich eine erst unorganisierte, bald geschlossene radikale Partei, die ihren Anspruch auf Teilnahme an der Regierung eben auf den Verfassungsartikel von der Gleichheit der Bürger zu stützen vermochte.

Sie war im Großen Rat von 1847 schon mit etwa 30 Mitgliedern vertreten und wuchs immer mehr an Bedeutung, besonders da sie in manchen Bestrebungen von einer vermittelnden Partei (dem sogen. Justemilieu) unterstützt wurde.

Die damaligen Ziele waren ungefähr das, was mit der jetzigen Verfassung erreicht ist:

Das Direktorialsystem in der Regierung (bezahlte Regierungsräte statt der unbesoldeten „Magistrate“); Volkswahl für möglichst viele Beamtungen; Beteiligung der Wähler auch bei der Gesetzgebung; dann Gewerbefreiheit (deren Einführung noch in der Verfassung von 1847 (§ 11) ausdrücklich verboten war; die Stadterweiterung und Stadtöffnung durch Niederreißen der Ringmauern

und Auffüllen der Gräben; enger Anschluß an die Eidgenossenschaft, das war der Zustand, der von der radikalen Partei seit langen Jahren ersehnt und in heißem Kampf errungen worden ist.

Kiefer hat in diesem Kampfe wacker mitgestritten. Schon im November 1854 in den Großen Rat gewählt, dem er bis zu seinem Tode ununterbrochen angehört hat, war er dort eine Stütze seiner Partei. Deren Führer, Klein und Brenner, waren ihm zwar persönlich wenig angenehm. Brenner schätzte er als ernsten Patrioten der es gut meinte, „aber einige ihm anhaftende Eigenschaften hielten mich etwas fern von ihm.“ Klein aber war ihm zu rücksichtslos und zu rauh.

Kiefer selbst ist nie an die erste Stelle getreten, er hätte auch nicht die Eigenschaften dazu gehabt. Vor allem fehlte ihm die unbedingte Hingabe an das Parteiinteresse, wie sie der Führer einer Richtung, die rasch zur Herrschaft gelangen will, notwendig haben muß. So ging er von jeher in Personenfragen oft seine eigenen Wege; er bedauerte hier manchmal die Kurzsichtigkeit seiner Gesinnungsgenossen. Personenfragen waren es denn auch, die ihn endgültig von jenen schied. Zur Sache aber hat er immer gestanden, und war als einer der entschiedensten seiner Richtung bekannt. „Es war ein wohlthuendes Ringen für uns jüngere Mannen“ schreibt er, und freute sich herzlich des Vielen, was sie erreicht. Es war auch wirklich ein schöner Erfolg und ein großes Verdienst der freisinnigen Partei in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren, es dazu gebracht zu haben, daß das vorher so starre Basel mit der gesunden Entwicklung anderer Stände Schritt hielt, ja sie teilweise überholte. Kiefers Anteil an dieser Arbeit kann nicht mehr genau festgestellt werden; sicher ist nur, daß er sich im Kreis der Parteigenossen und im Ratssaal häufig vernehmen ließ und dann sein Wort etwas galt. Doch war er kein gewandter Redner, und auch wenn er sich vorbereitet hatte, mangelte oft die

Klarheit des Ausdrucks und Beherrschung des Stoffes. Deshalb beschränkte er sich meistens auf „Bemerkungen“ und „Anregungen“ deren Verarbeitung er andern überlassen mußte. Das läßt sich durch seine gesamte öffentliche Thätigkeit verfolgen und es wird sich später noch Gelegenheit ergeben, darüber ausführlich zu sprechen.

Kiefer entging dem Schicksal nicht, das viele Parteimitglieder im Alter zu treffen pflegt, die Entfremdung von den bisherigen Gesinnungsgenossen. Er selbst schreibt, er habe ihren egoistischen Herbheiten und ihren einseitigen Anschauungen nicht mehr beipflichten können, es habe geschienen, „als ob eine Cliqueherrschaft, ähnlich wie das frühere Herrenregiment, nur jetzt in entgegengesetztem Sinne, Meister sein wolle.“ Die jungen Führer zürnten wegen jeder abweichenden Meinung, und auch der Ton in dem gesprochen, und die Art mit der agitiert wurde, verletzte viele der älteren Leute. Diese hingegen waren milde geworden, sie hatten auch die Ziele ihrer Jugend verwirklicht gesehen; bei Kiefer kam vielleicht unmerklich in Betracht die Verbesserung seiner sozialen Stellung, die sein großartiges Geschäft ihm gebracht hatte; so erfolgte der förmliche Austritt Kiefers und einer Anzahl seiner Freunde aus dem Verein liberaler Großräte Ende der achziger Jahre.

Die Trennung schien eine Zeitlang heilbar zu sein, aber ein Versuch der Wiederannäherung mißlang. Die Ausgetretenen, Kiefer voran, bemühten sich um die Bildung einer unabhängigen Mittelpartei, die aber auch nicht zu Stande kam und so standen sie allein. „Diesen Unabhängigen,“ schreibt Kiefer, „wurde von ihren ehemaligen Parteigenossen ein harter Stand bereitet; sie wurden in Acht und Bann gethan, von einer Wahl in den Großen Rat durfte keine Rede mehr sein. Trotzdem fand die Mehrheit der Bevölkerung für zweckmäßig, uns je und je wieder zu wählen.“

So ist denn Kiefer bis zu seinem Tode Mitglied dieser Behörde geblieben. Im Mai 1893 eröffnete er als Alterspräsident

die neue Periode der Sitzungen mit einer Rede, welche die Errungenschaften der 39 Jahre übersieht, während deren er dem Großen Rate angehörte.

In dessen Kommissionen hat er wenig gesessen: 1868 und 1873 wurde er in die Kommission zur Prüfung der Staatsrechnung gewählt, und 1893 in die Eisenbahnkommission, worüber im nächsten Abschnitt Näheres berichtet wird. Ferner gehörte Kiefer dem Großen Stadtrat (späteren Weiteren Bürgerrat) an von 1855 bis zu seinem Tode; hier hat er von jeher die furchtbare Engherzigkeit in den Bürgeraufnahmen beklagt und — freilich mit wenig Erfolg dagegen zu kämpfen versucht; von dieser Behörde wurde er 1867 in die Waisenhausinspektion gewählt und blieb darin bis zu seiner Abbitte 1884. Sodann war er von 1862—1866 Kriminalrichter, ein Amt, das ihm oft recht schwer wurde und dessen er sich so rasch wie möglich entledigte. Er erzählte später oft, als einmal ein paar Bursche wegen schweren Diebstahl verurteilt werden sollten, weil sie einen Fischkasten erbrochen und geplündert, habe er zum Präsidenten gesagt: da kann ich nicht richten, — ich habs selbst mehr als einmal gethan.

Als eidgenössischer Geschworener trat er nie in Funktion.

Endlich mag erwähnt sein, daß er im Jahre 1887 auch als Kandidat für den Nationalrat in Frage kam. Allerlei Rivalitäten verhinderten die ernstliche Aufstellung. —

In der eidgenössischen Politik hat er sich seltener öffentlich ausgesprochen. Die hauptsächlichste Ausnahme, seine Beschäftigung mit Zollfragen, soll in anderm Zusammenhange behandelt werden.

Eine Angelegenheit aber, die ihn und mehrere seiner Freunde eine Zeitlang ernstlich bewegte, darf hier nicht übergangen werden: es ist die Wiedervereinigung von Stadt und Land.

Schon im Jahre 1861 hatte alt-Ratsherr S. Minder-Merian diesen Gedanken im Großen Rat der Stadt ausgesprochen. Bevor

man aber an die Verhandlung ging, kam von Liestal ein trotziges „Niemals."

Zu Stadt und Land aber ruhte trotzdem der Gedanke nicht, und im Jahre 1873 gab die provisorische Verfassungsrevision in Basel-Stadt wiederum Anlaß zur Besprechung. Stadtschreiber Gottlieb Bischof, Oberst Adam Bieder, Dr. Heimlicher, Dr. W. Wackernagel und Kiefer setzten sich mit einer ganzen Anzahl angesehener Landschäftler in Verbindung und fanden bei ihnen Zustimmung. Es waren darunter Dr. A. Baader aus Gelterkinden, Müller Hägler von Lausen, Bieder von Langenbruck, Herport von Arlesheim und Pfarrer Breitenstein in Binningen.

Die neue Verfassung des Stadtteils sollte möglichst mit der der Landschaft in Uebereinstimmung gebracht werden, damit um so leichter eine Verständigung erreicht werden könne. Seit 1873 wurde still gearbeitet; der Plan sollte, bis feste Programmpunkte vereinbart und die Führer der Parteien verständigt seien, im Kreis der Vertrauten bewahrt bleiben. Es mag interessieren zu erfahren, wie man sich die Gestaltung der Dinge ungefähr dachte:

Der Sitz der Regierung (von wenigstens 7 Mitgliedern) ist in Basel. Die Regierungsräte sind besoldet und stehen einzelnen Departementen vor. Der Sitz des Obergerichts ist in Liestal. Die Gemeinden sind selbständig. Die Staatsschulden des Kantons Basel-Stadt übernimmt (ebenso wie dessen verzinsliches Vermögen) die Stadtgemeinde, ihr werden die öffentlichen Gebäude und Anlagen, die Gemeindezwecken dienen (wie Primarschulhäuser ꝛc.), zu Eigentum überlassen. Die Einkommensteuer wird städtisch. Die andern Steuern werden in jedem Kantonsteil nach den bisherigen Gesetzen für den Staat erhoben. Die Schulen sind staatlich. Beiträge der Gemeinden bestimmt das Gesetz; sie sind unentgeltlich. Die Universität bleibt als Korporation bestehen. Besoldungen der Professoren trägt der Staat, Unterhalt und Erstellung von Gebäuden die Stadt,

Schulgut und Kirchengut sind in beiden Kantonsteilen auszuscheiden. Das erstere kommt in staatliche Verwaltung, das zweite wird für die reformierten Konfessionsgenossenschaften unter Aufsicht des Staates verwendet. Das Birseck behält seine Sonderstellung im Kirchen- und Schulwesen, bis es Aufhebung desselben verlangt. Es sollen bei der Bundesbehörde Schritte gethan werden, daß der eidg. Waffenplatz in Liestal verbleibe.

In dieser Weise dachte man sich eine Wiedervereinigung möglich und glaubte sie auch für den Fall weiterer Centralisation der Schweiz von Vorteil.

Die Ausführung des Planes wurde aber von Grund aus dadurch vereitelt, daß er plötzlich in den Zeitungen als konservative Intrigue gegen die Verfassungsrevision verdächtigt wurde. Die Beteiligten gaben unter solchen Umständen ihre Bemühungen auf, nicht ohne die Art ihres Vorgehens noch einmal öffentlich dargelegt zu haben.

Schließlich darf auch noch eine Episode angeführt werden, bei der Kiefer sogar in auswärtige Politik einzugreifen versuchte. Er war während der Kommune in Paris 1871 nach der unglücklichen Stadt gereist und verblieb dort während sechs Wochen um seine Geschäfte abzuwickeln.

Er hat während dieser Zeit viel schreckliches gesehen, aber auch vielen Heldenmut im Elend. Er bedauerte tief das unglückliche, von gewissenlosen, ungebildeten und erbitterten Leuten geführte Volk. Mit Entrüstung sah er die Vendomesäule fallen; einen Offizier traf er in Frauenkleidung sich flüchtend. Als im Mai der Sturm durch die Versailler Truppen bevorstand, wurde er von einigen Parisern aufgefordert, sich mit ihnen zum schweizerischen Gesandten, Dr. Kern zu begeben, und ihn um seine Vermittelung bei Thiers anzugehen. Das geschah denn, aber Kern erklärte, es sei ihm jede Einmischung in die Pariser Wirren untersagt, und so entschloß man sich, einen

der Chefs der Kommune, den Vorsteher des Kriegswesens, Delescluse, aufzusuchen. Delescluse, ein Fanatiker der Revolution, soll ihnen das berühmt gewordene Wort gesagt haben: „Plutôt je ferais sauter Paris dans l'air que de me rendre aux Versaillais." Bitten und Thränen fruchteten nichts, die Deputation wurde weggeschickt, ohne etwas zu erreichen. Paris verfiel seinem schrecklichen Schicksale. —

V.

Neben der politischen Entwicklung lag Kiefer das Ergehen Basels als Handels- und Industriestadt ganz besonders am Herzen. Gelegenheit zur Thätigkeit in dieser Richtung gaben ihm die Verhandlungen des Großen Rates, die des Gewerbevereins, dem er seit dessen Gründung (1867) angehörte, und des Handels- und Industrievereins. 1884 wurde er durch Kooptation in die Handelskammer gewählt, und diese Ehre war ihm wertvoll als Anerkennung seiner Arbeit und der Handelskammer nützlich, da sie durch ihn ein tüchtiges, eifriges Mitglied und zugleich mehr Aufschluß an die Regierung gewann. — Ueberall wo Kiefer über Aussichten des Handwerks, des Handels und der Industrie sich auszusprechen hatte, legte er das Hauptgewicht auf Arbeitsamkeit, Energie, Sparsamkeit, und Geschäftskenntnis, als die wichtigsten Faktoren für das Fortkommen in jedem Berufe. Er hatte die Macht dieser Faktoren selbst kennen gelernt, vergaß aber, bescheiden wiederum seiner selbst gedenkend, nicht hinzuzufügen, man müsse auch Glück haben, und wünschte und gönnte es jedem, dem das andere nicht fehlte. Freilich, wer nur dem Glück sich vertrauen wollte, hatte nicht seine Sympathie; so waren ihm die Börsen- und Wechselgeschäfte zuwider und er hat oft davor gewarnt.

Als Grundlage für Fach- und Geschäftskenntnis erschien ihm die Schulbildung und wesentlich aus diesem Interesse bemühte er

sich um die Hebung unsrer öffentlichen Unterrichtsanstalten. „Für die Universität wird hier genug gethan," schrieb er einmal; gründlicher Elementar- und Sekundarunterricht war ihm wichtiger. Diesen allen Kindern unentgeltlich angedeihen zu lassen, hielt er für die Pflicht des Staates. Deshalb bekämpfte er die unentgeltliche Armenschule, die den Eltern als eine Wohlthat biete, was sie als ihr Recht verlangen dürften und die die Klassenunterschiede nur verschärfe. Eben diesem zu begegnen, forderte er — was hier vorgreifend schon erwähnt sein mag — bei der Beratung des Schulgesetzes im Jahre 1877 daß auch die „Humanisten" während drei Jahren die Sekundarschule zu besuchen hätten. Die Kinder aller Bevölkerungsschichten sollten so lange wie möglich beieinanderbleiben; ein Grundsatz, dem man jetzt, wo Privatschulen wieder mehr zu belieben scheinen, neue Beachtung schenken dürfte.

Kiefer hatte sein Interesse am Schulwesen auch durch eine amtliche Stellung zu bethätigen; er gehörte von 1863—1875 der Inspektion der Mädchengemeindeschulen an.

Für die weitere Ausbildung des jungen Kaufmanns und Gewerbetreibenden verlangte er als besonders wichtig, ja unumgänglich, das Reisen; dem „Schulsack," den sich der Jüngling zu Hause erworben, stellte er gerne den „Gesellensack" gegenüber, den er durch Umschau und Arbeit in der Fremde sich fülle. Er sah es besonders für das hiesige Handwerk als ein Unglück an, daß man sich oft so schnell festsetze; ja er war fest überzeugt, daß auch der angesessene Meister nur dadurch sich auf der Höhe halten könne, daß er sich von Zeit zu Zeit nach dem „was schön ist und was gefällt," in großen Centren umsehe.

Ein besonderes Verdienst hat er sich erworben durch die Anregung der Lehrlingsprüfungen im Gewerbeverein. In einem Vortrag, den er im Jahre 1869 in dessen Mitte hielt, empfahl er diese als ein besonders wichtiges und geeignetes Mittel zur Hebung

des Handwerks. Es dauerte einige Zeit bis er mit seiner Idee durchgedrungen war, allein die Einrichtung bewährte sich schon beim ersten vielbemängelten Versuche, und „steht nun in der ganzen Schweiz auf festen Füßen.“

Sie ist bemerkenswert nicht nur wegen ihres materiellen Nutzens, sondern auch besonders dadurch, daß in ihr ein eigentlich zünftischer Gedanke den Bedürfnissen der modernen Produktionsweise angepaßt wurde.

Lange und eifrig hat sich Kiefer im Gewerbeverein weiter bemüht um das Zustandekommen des Gewerbemuseums. Er wurde Präsident der dafür thätigen Kommission und freute sich sehr über das Gelingen des Werkes, obwohl ihm schließlich für seine Arbeit mit bösem Undank gelohnt wurde.

Am liebsten aber erinnerte er sich aus der Zeit seiner Arbeit im Gewerbeverein an die Basler Ausstellung von 1877, deren Präsident er war. Seit der Gründung des Vereins hatte man sich mit dem Gedanken einer Ausstellung beschäftigt, aber mannigfache Schwierigkeiten hatten die Ausführung gehindert. Es gelang dann endlich, weitere Kreise zu interessieren und eine Kommission, die nicht mehr ausschließlich aus Mitgliedern des Vereins bestand, nahm sich mit Eifer der Sache an. Kiefer war zur Leitung dieser Kommission befähigt schon durch seine ausgebreitete Warenkenntnis die sein Geschäft ihm vermittelte, und weiter kamen ihm zu gut die Erfahrungen, die er als Jurymitglied der Wiener Welt-Ausstellung von 1873 gemacht hatte: da war er bei Kollegen und Behörden hochgeschätzt, und er berichtet mit Stolz, sein Einfluß sei maßgebend gewesen.

Die Basler Ausstellung wurde in den Räumen des Stadtkasinos, des Musiksaals und auf dem Barfüßerplatz abgehalten. Sie bot ein Bild des Gewerbefleißes in Stadt und Landschaft und zeigte auch die Leistungen und Einrichtungen der hiesigen Schulen und die Höhe der Basler Kunst.

Kiefer erwuchs aus der Organisation viel Arbeit und Mühe; es wurde ihm aber auch Anerkennung in reichlichem Maße zu teil. Die Aussteller drückten ihm ihren Dank aus durch die Ueberreichung eines kostbaren und kunstvollen Bechers. Der Gewerbeverein ernannte ihn zu seinem Ehrenmitglied. Am Meisten aber fühlte er sich belohnt durch das Gelingen des Werkes selbst. Was er davon erhofft hat, war das, was seiner ganzen Thätigkeit im Gewerbeverein als Richtschnur diente: die Förderung der baslerischen Gewerbe, hier durch unbefangene Vergleichung und Würdigung ihrer Leistungen.

Später war er noch mehrere Male bei Ausstellungen thätig: so wieder als Juror bei der Weltausstellung in Paris 1878 wo ihn aber seine Thätigkeit weniger befriedigte. „Meine Kollegen," schreibt er, „fast alles Pariser, hatten wenig Verständnis für ihre Aufgabe, und zeichneten sich als Ehrenkübel aus." Bei der Landesausstellung in Zürich endlich war er Mitglied der schweizerischen Ausstellungskommission und Vorsteher einer Gruppe.

Sein Bericht über die Pariser Ausstellung an das eidgenössische Handels- und Landwirtschaftsdepartement gab ihm Gelegenheit, über die Wünschbarkeit der Einführung neuer Industrieen in der Schweiz sich auszusprechen und dies später in einem von derselben Behörde erbetenen Gutachten noch ausführlicher zu begründen. Bürstenbinderei, Korbflechterei, Fabrikation von Messerschmiedwaren und Glacéhandschuhen schienen ihm Industriezweige, die in der Schweiz gedeihen könnten. Er wußte wohl, daß alle schon bei uns bestehen; er dachte sich aber die Herstellung dieser Waren als je in einer Gegend vorherrschend, die ganze Bevölkerung ernährend (so viel wie möglich durch Hausarbeit), wie die Strickwarenfabrikation um Eriswyl und die Bandweberei im Baselland die Grundlage des Wohlstands für diese Gegenden geworden sind.

Er machte, wie schon erwähnt wurde, selber Versuche dieser Art, die ihm freilich wenig geglückt sind. Er überzeugte sich aber von

der Notwendigkeit, mit vereinten Kräften sich um die Sache zu bemühen. So sprach er im Jahre 1881 darüber im Gewerbeverein und im folgenden Jahr wendete er sich an den Handels- und Industrieverein mit der Bitte, durch eine Kommission diese Frage studieren zu lassen, denn er fürchtete, unsere Stadt und unser Land möchten im Weltverkehr an Bedeutung abnehmen, wenn nicht alle Kräfte angespannt würden, sie zu erhalten. Auch den Handel Basels sah er in dieser Gefahr, und regte deshalb in der gleichen Sitzung des Handels- und Industrievereins die Frage an, ob nicht junge Kaufleute unsrer Stadt bei dem beschränkten schweizerischen Absatzgebiet und der großen Konkurrenz auf den Exporthandel nach überseeischen Ländern hinzuweisen seien. Heute, wo in Asien und Afrika weite Gebiete sich dem Handel erschließen, ist vielleicht diesem Gedanken Kiefers neue aktuelle Bedeutung zuzumessen.

Baslerische Handelsinteressen suchte er in der Zollfrage nachdrücklich zu vertreten. Der Zolltarif von 1884, der zum ersten Male schutzzöllnerische Tendenzen zeigte, wurde von Kiefer scharf bekämpft. Denn Kiefer war ein überzeugter Anhänger des Freihandels und suchte dessen Prinzipien, freilich vergebens, volle Achtung zu verschaffen. Seine Ansicht brachte ihn in Konflikt mit dem Gewerbeverein, von dem er sich dann allmählich zurückzog.

Mit dem Zollgesetz, das trotz aller Bemühungen der Gegner in Kraft trat, steht eine andere Anregung Kiefers im Zusammenhang, die er wiederum im Handels- und Industrieverein vorbrachte. Es war die Idee der Errichtung eines sog. „Port-franc“ wie ihn Genf und Lausanne besitzen. „Der Port-franc ist eine Niederlagsstelle, bestimmt, ausländische Waren aufzunehmen, ohne den schweizerischen Eingangszoll zu bezahlen, insofern sie binnen einer gewissen Frist wieder ausgeführt werden.“ Ein besonderer Vorteil, den die Organisation des Port-francs von Genf und Lausanne gewährt, die Nettoverzollung der Waren mit Tarazuschlag, hätte für den

hiesigen auch verlangt werden sollen. Damit wäre außer den beträchtlich verminderten Zöllen durch den Freihafen auch das Umpacken solcher Sendungen ermöglicht, die teils zum Import teils zum Weiterexportieren bestimmte Waren enthalten. Dieses Privileg steht im Widerspruch zum Artikel 4 der Bundesverfassung, der alle Vorrechte des Ortes aufhebt. Kiefer bemerkte dies auch und der Verein beschloß daher, bei der Bundesversammlung lieber auf Aufhebung dieser Bevorzugung von Genf und Lausanne anzutragen, als auf Erteilung des Privilegs an Basel. Er ersuchte zugleich um Einführung der Nettoverzollung. Es blieb aber beim Alten. Kiefer versuchte 1893 noch einmal die Frage eines Port-franc in Fluß zu bringen, da denn doch das Privileg fortbestand; die Sache kam aber nicht mehr zum Abschlusse.

Persönliche Anerkennung freilich haben ihm seine Bemühungen um das Zollwesen auch bei der eidgenössischen Behörde gebracht. Sie fand unter anderm einen Ausdruck in der Ernennung zum Mitglied der Kommission für Warenstatistik (1885).

Mit Basels Verkehrsinteressen beschäftigte er sich weiter, indem er lebhaften Anteil an der Entwicklung der so wichtigen Bahnhoffragen nahm. Als man sie zum ersten Male 1873—79 erwog, hat Kiefer die Behörden veranlaßt, den bewährten Rat des seither verstorbenen Oberbaurats Thommen in Wien einzuholen. Dessen Vorschläge aber wurden nicht berücksichtigt, weil die Finanzverhältnisse der Centralbahn damals recht ungünstig lagen; und so ging die kostbarste Zeit für das verloren, was Kiefer mit Thommen als die wirksamste Abhilfe ansah: die gänzliche Verlegung des Centralbahnhofs hinter das damals noch sehr wenig angebaute Gundoldingerquartier. Inzwischen wurden die Zustände immer unleidlicher. Zwar verhandelte die Regierung fortwährend mit der Centralbahn, aber erst im Jahre 1893 kam die Angelegenheit wieder in Fluß, dadurch, daß Kiefer und Ingenieur Alph. Burckhardt, denen sich

weitere 58 Großräte anschlossen, dem Großen Rate „das Wort in dieser für die Stadt so wichtigen Angelegenheit sicherten." Eine Kommission wurde eingesetzt, in der Kiefer wiederum die Idee der Verlegung wenigstens des Rangierbahnhofs vertrat. Er mußte aber einsehen, daß diese inzwischen beinahe unmöglich geworden war. Wieder suchte er durch Gutachten einheimischer und fremder Techniker den besten Weg zur Lösung der Frage zu finden, und hat jedenfalls durch seine Bemühungen der Regierung manchen schätzenswerten Beitrag zu ihren Arbeiten verschafft. Das Endresultat, dessen wir immer noch gewärtig sind, durfte er zu seinem Bedauern nicht mehr erleben.

Um die Lösung einer andern Bahnfrage hat sich Kiefer anfangs der 70er Jahre verdient gemacht. Als die bernische Jurabahn geplant war, und Basel dabei nicht gebührend berücksichtigt wurde, hat er ein Konkurrenzunternehmen angebahnt, dessen Gefährlichkeit die bernische Gesellschaft schnell einsah. Es wurde eine Verständigung erzielt, durch die die selbständige Basler Jurabahn überflüssig ward.

Endlich mag noch Kiefers Beteiligung bei der Frage der Wasserversorgung hier Erwähnung finden. Als Ende der siebziger Jahre die neuerstellte Grellingerleitung dem Bedürfnis nicht mehr zu genügen schien, machte er verschiedene hiesige Ingenieure auf diese Thatsache aufmerksam und es wurde ein Projekt ausgearbeitet, nach welchem Grundwasserpumpwerke bei Birsfelden den Erguß jener Quellen ergänzen und später ersetzen sollten. Das Projekt fand aber heftigen Widerstand und wurde nach längerer Diskussion verworfen. Zur Ausführung kamen die Pumpwerke in Klein-Riehen, wo schon damals Versuche gemacht worden waren.

VI.

Die wichtigsten Fragen unserer Zeit, die Arbeiterfrage und der Sozialismus haben auch Kiefer oft und ernstlich beschäftigt. Sein

praktischer Sinn ging dabei hauptsächlich darauf aus, durch gemeinnützige Institutionen das Loos der untersten Klassen zu verbessern; wenn man bei ihm nach einen theoretischen Grundgedanken sucht, so kommt man auf den Satz, der ihm aus seiner Erkenntnis der christlichen Religion der eindrücklichste geblieben ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das ist der praktische Sozialismus."

Er ist zu allerlei Zeiten mit Vertretern der sozialistischen Arbeiterschaft in Berührung gekommen; ihre revolutionären Ideen hat er nicht begreifen können. Das Arbeiterelend aber kannte er aus eigener Erfahrung und hat an seinem Teile gesucht, ihm abzuhelfen. Seine Bestrebungen im Schulwesen wurden schon erwähnt; hier sind noch darzustellen seine Bemühungen um ein Kosthaus, um Arbeiterwohnungen und um die Unterstützung notleidender Seidenarbeiter.

Die Idee ein Kosthaus zu gründen, das gegen billige Entschädigung der arbeitenden Klasse eine gesunde Nahrung bieten konnte, kam ihm aus den Klagen der Arbeiterschaft über unzureichende Verpflegung und Uebervorteilung bei den privaten Kostgebern.

Zur Ausführung des Planes wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, weil Kiefer sich sagte, dadurch werde am leichtesten der Schein persönlicher Spekulation vermieden und einem weiteren Publikum die Teilnahme ermöglicht. Die Zunft zu Schmieden stellte ihr Zunfthaus in zuvorkommenster Weise der Gesellschaft zur Ver- Verfügung und so konnte am 2. Februar 1862 die Anstalt eröffnet werden.

Der Kostgänger zahlte per Woche Fr. 6.50 (ohne Morgenessen Fr. 5.70) und erhielt Morgen-, Mittag- und Nachtessen. Das letztere fiel am Sonntag weg.

„Jeden Mittag ging meine liebe Frau dorthin, um Küche und was dazu gehört zu inspizieren, ich selbst ging in den Speise-

saal. Bald wurde bekannt, daß ein derartiges Kosthaus auf Schmieden existiere, und daß das Essen gut und die Preise billig seien. Die Gäste, Arbeiter aller Art, drückten ihre Zufriedenheit aus und wir hatten Abnehmer genug. So ging es eine Zeitlang ganz ordentlich, nach und nach erfuhr ich durch einige Unzufriedene daß dort im Essen nicht alles sei, wie es sollte. Bei der Oberaufsicht in der Küche fehlte eine Person, welche beständig da sein sollte. Bei den Metzgern, Bäckern und Gemüsefrauen fehlte die nötige Aufsicht, das Dienstpersonal erlaubte sich Ungehörigkeiten, so voran die Oberköchin. Neben meinem Geschäfte wurde mir diese Arbeit mit allem Aerger zu schwer, ein kleines Nervenfieber war die Folge davon, welcher Umstand mich zwang, diese größere Kostgeberei aufzugeben. Die Einbuße war nicht zu groß und der Beweis geliefert, daß ein derartiges, gut geleitetes Institut prosperieren werde. Nach Verfluß einiger Jahre, kam man auf diese Idee wieder zurück und heute finden wir in Basel mehrere praktische Lokale, welche zu diesem Zwecke gebaut worden sind."

Noch härter als die schlechten Kostverhältnisse drückten den Arbeiterstand die Wohnungsnot, zu deren Bekämpfung die gemeinnützige Gesellschaft schon seit 1851 durch Häuserbauten in der „Breite" erfolgreich gewirkt hatte, die aber noch immer fortdauerte. Kiefer setzte sich mit dem schweizerischen Arbeiterverein in Verbindung und im März 1869 gelangten 180 Arbeiter mit einer (von Kiefer verfaßten) Zuschrift an die gemeinnützige Gesellschaft, die um Fortsetzung des Begonnenen ersuchte. Die Gesellschaft versprach möglichste Unterstützung; es wurden über Kapitalbeschaffung und Umfang des Unternehmens einläßliche Verhandlungen gepflogen, und so konnte denn, unter Kiefers kräftiger Mitarbeit, im Jahre 1870 die Baugesellschaft zur Errichtung von Arbeiterwohnungen gegründet werden.

Der Bauthätigkeit des Vereins am Bläsiringweg und im Bachlettenquartier hat Kiefer noch lange sein Interesse zugewendet. —

Die Unterstützung notleidender Seidenarbeiter seit 1865 endlich findet hier ihre Erwähnung weniger wegen ihres momentanen Nutzens als wegen ihrer Organisation, die wesentlich Kiefers Werk gewesen zu sein scheint und die er mit Recht der städtischen Armenpflege später als Vorbild hingestellt hat.

Die Basler Seidenindustrie lag in den sechziger Jahren schwer darnieder und eine ganze Anzahl von Arbeiterfamilien waren brotlos. Kiefer rief ein Komite ins Leben, das durch Sammlungen, die reichen Gewinn trugen, sich die Mittel zur wirksamen Abhilfe verschaffte. Die Verteilung geschah aber so, daß die Mitglieder des Komites — es wurden deren immer mehr, — sich in die einzelnen Quartiere teilten und dort mittels genau geführter Listen die Bedürftigen persönlich aufsuchten. Diese erhielten Gutscheine, gegen die sie bei einer Centralstelle Geld und Naturalien erheben konnten. Die Arbeit in der Centralstelle wurde von weitern Mitgliedern des Komites abwechslungsweise besorgt und so mit ganz geringen Kosten das große Unternehmen in schönster und exaktester Weise durchgeführt. Während mehrerer Jahre dauerte die Unterstützung fort, allerdings nicht sehr lange in gleich ausgedehntem Maße; ein ziemlich großes Kapital konnte dann in den siebziger Jahren noch einem gemeinnützigen Fonds überwiesen werden.

Daß Kiefer die Bestrebungen der sozialistischen Arbeiterschaft nicht begriff, lag in seiner Natur. Die ihnen zu grunde liegende Theorie von der Naturnotwendigkeit alles Geschehens, konnte diesem willenskräftigen Manne nicht einleuchten. Viel weniger noch der künftige Kommunismus, wo zugleich mit dem Besitze auch alle Verwortlichkeit dem Staate zufallen würde: Was er davon fürchtete, und warum er gegen die Anfänge solcher Centralisation sich auflehnte, hat er in einer Rede über obligatorische Krankenversicherung im Großen Rate gesagt: „Bei kleinen Kassen ist den Leuten Gelegenheit gegeben, für ihre Mitmenschen zu denken und zu arbeiten.

Will man die Menschen zu Maschinen herabwürdigen, nun so fahre man fort, dem Einzelnen alles abzunehmen, und es dem Staate zu überbinden; will man aber den Mann zum Manne bilden, so überlasse man ihm zutrauensvoll eine Verantwortlichkeit. Ich habe noch wenig gehört, daß solche Verantwortlichkeit zu Schanden ging."

Man sieht deutlich, welchen Weg Kiefer den Arbeitern weist: den, den er selbst gegangen. Deshalb suchte er das Erziehungswesen bessern zu helfen, den Unterricht allgemein zugänglich zu machen; er fühlte, was ihm gefehlt. Aus dem gleichen Gefühle heraus forderte er von den Geistlichen engere Berührung mit den untersten Schichten des Volkes: allgemeine Ausbreitung des religiösen Sinnes schien ihm wichtiger, als dessen höchste Steigerung in einem beschränkten Kreise. Ob er dabei die Anstrengungen, die in dieser Richtung schon gemacht werden, unterschätzte, ist hier nicht zu untersuchen; seine Idee dabei war die Gleichstellung des Arbeiters in allem, was von Staatswegen dem Bürger geboten wird. Die Lösung der Arbeiterfrage suchte er so auf dem Gebiete der bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung. Die Konsequenz dieser Auffassung ist die Wohlthätigkeit, dessen war er sich wohl bewußt, der früher angeführte Spruch zeigt das; aber ob sich der Arbeiterstand damit zufrieden geben wird, ist eine andere Frage.

VII.

Erst spät und nur langsam machte sich bei Kiefer ein Nachlassen der Kräfte bemerklich. Bis zum Ende der achziger Jahre blieb er der feste Leiter seines blühenden Geschäftes und der zielbewußte Förderer öffentlicher Angelegenheiten. In seiner Familie war er glücklich und sein 1875 erbautes Wohnhaus bildete das Centrum des eng verbundenen Kreises seiner Lieben.

Allein der Tod seiner Frau, am 11. Oktober 1887, brachte in sein Leben den ersten schweren Stoß. Er giebt seiner Trauer

einen rührend naiven Ausdruck, wenn er schreibt: „So wurde ich Witwer; anfangs war dieser Umstand für mich sehr schmerzlich — fast nicht zum Aushalten — — —."

Von da an begann er zu altern.

Dieser Verlust fiel mit einem Höhepunkt seiner politischen Hoffnungen zusammen: gerade in jenem Herbst wurde er als Nationalrat portiert und er wäre es gern geworden. Als aber die Sache sich zerschlug und das Verhältnis zu seinen bisherigen Gesinnungsgenossen sich löste, als dann endlich die Versuche zur Gründung einer Mittelpartei mißlangen, zog er sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurück, sich auf den regelmäßigen Besuch der Großratssitzungen beschränkend.

Verschiedene leichte Schlaganfälle erschütterten unterdessen auch seine bisher so eisenfeste Gesundheit und nötigten ihn, im Jahre 1893 sein eigenes Geschäft zu verlassen und die Arbeit jüngern Kräften anzuvertrauen. Dieses Zurücktreten war ihm schmerzlich und schwer genug; war es doch das Werk seines Lebens von dem er nun die Hand abziehen sollte. Er sah aber die Notwendigkeit ein. Die letzte große Einkaufsreise nach Deutschland hatte ihn merklich geschwächt; und so wurde gründliche Erholung nötig, die er durch einen Aufenthalt in Adelboden — die ersten Ferien seines Lebens — auch wirklich fand. Dort waren ihm einige Wochen ungesorgten Lebens vergönnt; er hat sie mit großer Freude genossen und seine angeborene Heiterkeit trat damals in manchen Scherzen fröhlich hervor. Trotz seines Austrittes war Kiefer, so lange er konnte, im Geschäft thätig. An der Ladenkasse sitzend, überwachte er den Gang der Arbeit und hatte für seine Kunden manch freundliches Wort. Allein im Winter 1894/95 wurden seine Besuche immer seltener und im Frühjahr mußte er sie ganz aufgeben, als eine lange von den Seinen gefürchtete Krankheit bei ihm ausbrach. Den ganzen Sommer verbrachte er in Luterbach bei immer ab-

nehmenden Kräften, aber in voller geistiger Klarheit. Dort schrieb er für seine Familie, aber auch im Hinblick anf weitere Kreise die Erinnerungen nieder, die in dieser Arbeit so vielfach sind benutzt worden. Eine weiche Stimmung, aus dem Gefühle seiner Hilfsbedürftigkeit heraus, bemächtigte sich seiner, und dazu kam ein beinahe kindliches Glauben und Vertrauen auf ein zukünftiges Leben, das ihm wie auf einmal die Religion und ihren Trost erschloß.

Im September kehrte er nach Basel zurück. Sein Leiden wurde heftiger, und er konnte das Bett kaum mehr verlassen. Trotzdem kümmerte er sich noch immer lebhaft um alles, was in der Stadt und im Geschäfte vorging, ließ sich die Druckbogen seiner Erinnerungen vorlesen und besprach deren Korrektur. Am Tag vor seinem Tode war das Büchlein vollendet, und wurde ihm noch vorgelegt. So war es ihm vergönnt, Alles was er begonnen, fertig und sicher verlassen zu dürfen.

Dienstag, den 12. November 1895 ist er im Alter von 72 Jahren verschieden.

VIII.

In Georg Kiefers Persönlichkeit trat eine Eigenschaft vor allem mächtig hervor, die unermüdliche Arbeitskraft.

Getrieben von einem festen Willen, und im Vertrauen auf seine starke und durch strenge Mäßigkeit stets gesund erhaltene Natur, forderte er von dieser Kraft fortwährend die höchste Anstrengung und hat sich so die Stellung geschaffen, die er in der allgemeinen Achtung einnahm. Schon allein die Begründung und Leitung eines so umfangreichen Geschäftshauses, wie das seine, setzt eine ungewöhnliche Energie voraus, und die lange Reihe anderer Bestrebungen und anderer Erfolge bestätigt sie nur.

Freilich, es kamen Kiefer dabei noch weitere Anlagen zu Hilfe, deren vorzüglichste neben seiner gesunden Intelligenz ein großes Organisationstalent gewesen ist.

Die ganze Thätigkeit Kiefers zeigt aber eine Eigentümlichkeit, die zugleich ihren Umfang mit erklärt. Seine Kraft bestand vielmehr in fruchtbarer Anregung als in der einförmigen Durchführung des Begonnenen.

Das äußerte sich in seinem eigenen Geschäfte darin, daß er hier der „Chef" im eigentlichsten Sinne war und als solcher über der Arbeit stand, die der tägliche Betrieb erfordert. Er disponierte nur und hielt die Zügel des Ganzen in fester Hand; aber wo es Not that, wußte er wohl mit Hand anzulegen.

Die gleiche Erscheinung trat auch bei seinen öffentlichen Interessen hervor. Wenn er einen Gedanken gefaßt hatte, so bemühte er sich unendlich, ihn zur Geltung zu bringen; hatte er es aber erreicht, und war die Sache in richtigem Geleise, so hielt er seine Thätigkeit dabei für beendet, und wandte sich ab um einen andern Block ins Rollen zu bringen. Schien freilich ein Unternehmen seine dauernde kräftige Beihilfe zu erfordern, so blieb er auch dabei; dann aber mußte sein Wille, dem so vieles möglich geworden, maßgebend sein.

Der Grundgedanke aller seiner Bestrebungen und Leistungen war der Fortschritt. Er machte dies Wort zur Norm seines geschäftlichen Arbeitens und seiner öffentlichen Thätigkeit; hier gerade vertrat es eigentlich alle engern Richtpunkte seines Programms. Und weil dieser Gedanke bei ihm stets mit dem des Nützlichen und Guten verbunden war, ist es Kiefer vergönnt gewesen, bei seinen Bestrebungen so viel Mithilfe und Anerkennung zu erfahren.

Zu seiner ursprünglichen Kraft gesellten sich Herzensanlagen, die wohl der gleichen Naturwüchsigkeit entsprangen und sich wie jene, durch sein ganzes Leben erhielten. Es ging durch sein Wesen ein Zug von Weichheit des Gemüts, der sich allerdings gegenüber seiner Familie am meisten geltend machte. Nach Außen wurde er nicht Jedem fühlbar; da war er mehr der kraftbewußte, in seinem

Auftreten sichere Mann, in dem allerdings offene „Wohlmeinenheit“ und Güte hervortrat.

Diese Selbstbeherrschung hat ihn das Leben gelehrt; allein sein ganzes Empfinden blieb darunter doch beinahe kindlich. Ein kleiner Zug mag gerade dies noch illustrieren: Kiefer hatte einen physischen Widerwillen gegen den Anblick von Wunden, und mochte nicht einmal davon sprechen hören. — Und doch konnte er dies Gefühl z. B. bei dem furchtbaren Münchensteinerunglück soweit überwinden, daß er bei den Rettungsarbeiten die thätigste Beihilfe zu leisten im Stande war. —

Sein fröhlicher und harmloser Humor zeugt weiter von dieser einfachen, unkomplizierten Geistesverfassung, für die bezeichnend ist, daß er nicht eigentlich witzig war. Seine frohe Laune hat ihn durchs ganze Leben begleitet; er war jederzeit der Freund eines guten Spaßes. Einer der hübschesten sei hier mit seinen eigenen Worten zum Beschluße noch angeführt.

„Vor etwa 5 Jahren sah ich an einem Samstag Abend dem Kegelspiel im Sommerkasino zu; es waren zwei Gesellschaften, die eine regelmäßige Samstagsabendgäste, die andere aus Handelsbeflissenen — Badensern und Württembergern — bestehend. Den letztern fehlte der Kegelaufsetzer und sie selbst dünkten sich für dieses Amt zu vornehm. Lieber nicht kegeln, als daß einer von ihnen sich zum Kegelbuben hergegeben hätte. Es wurde also nicht gekegelt, bis ich ihnen mit dem Vorschlag auf den Leib rückte, für einen guten Schoppen möchte ich der Gesellschaft schon die Kegel aufstellen. „Ja, das wollen wir gerne,“ rief ein begeisteter Jüngling, „vom besten sollen Sie haben; Kellnerin, diesem Herrn da einen Schoppen vom besten.“ Die anderen bestätigten lachend diese Antwort. Ich ging an die Arbeit und stellte zur allgemeinen Befriedigung die Kegel auf. Die andere Gesellschaft, mir wohlbekannte Leute, konnten sich des Lachens nicht mehr erwehren, mochten das

Ende kaum abwarten. Immerhin wünschte die Kellnerin zu erfahren, welche Sorte Wein ich zu trinken wünsche. Nach nochmaliger Anfrage kommt die Antwort zurück: vom besten. Ich bestellte in ein Liter-Glas eine Flasche besten Champagners, kredenzte denselben den kegelliebenden Jünglingen, die ihn prächtig und famos fanden, ich that ebenfalls Bescheid und brachte das Glas der andern Gesellschaft, die begreiflich sofort erfahren hatte, welcher beste Wein das gewesen. Bei der Abrechnung werden auch die Jünglinge begriffen haben, welche Marke ihr Kegelsteller gewählt hatte. Meine Bekannten konnten nicht umhin, den betreffenden Herren zu erläutern, wer ihnen die Kegel aufgestellt hatte. Eine Lehre werden diese anmaßenden Jünglinge wohl von ihm erhalten haben."

Kiefers vorbildliche Bedeutung liegt wohl am meisten in seinem Charakter; daneben aber sollen seine Leistungen nicht vergessen werden. Unserm Gemeinwesen sind viele davon zu gute gekommen, deren es sich noch lange freuen möge. Sie zeugen deutlich von diesem Charakter, der ein demokratischer im besten Sinne war:

Er begehrte nicht nur R e c h t e für das Volk; er fühlte als dessen Glied seine P f l i c h t dem gemeinen Wesen gegenüber und erfüllte sie.

Beilage.

„Der Käppisturm."

Auf Montag den 4. August 1845 waren zwei Kompagnien Artillerie in die Kaserne zur „Instruktion" einberufen. Politische Disputationen und Machinationen waren die vorangehenden Tage an der Tagesordnung; man war in Basel in zwei Parteien geteilt: Konservative, solche waren Aristokraten genannt, und Radikale, die Jungmannschaft; besonders die Artilleristen bekannten sich zur letztern Farbe. Im Allgemeinen huldigte man den neuen Ideen.

Eine Geschlechterherrschaft war dazumal maßgebend. Diese aufzulösen, dem Volksgefühle, den demokratischen Prinzipien mehr Rechnung tragend, dazu waren die Zeiten angethan und das junge Basel verlangte in diesem Sinne eine Aenderung. Die ganze Schweiz war von dieser Strömung durchzogen.

Ein geringfügiger Anlaß gab den Ausschlag. Ein in der „National-Zeitung" erschienener Artikel fand es unerklärlich, daß die Artillerie nicht, gleich wie die Infanterie, Käppi tragen solle und gab in einigen herben Worten seiner Entrüstung Ausdruck. Der Verfasser, Redakteur Dr. Brenner, selbst Artilleriewachtmeister, wurde auf den Lohnhof zitiert, allda verhört und in Arrest gesteckt. Begreiflich fand dieses Vorgehen im Volke großen Widerwillen und Widerspruch, die aufgeregte Mannschaft verlangte Brenners Befreiung. Es gährte, man befürchtete alles Mögliche.

Nach beendigtem Morgendienst, etwa um 11 Uhr, kamen wir Soldaten überein, Schritte zur Befreiung Brenners zu thun. Es wurden Reden gehalten über das, was gethan werden sollte.

Ich erinnere mich einiger Worte unseres Waffenchefs, des Herrn Oberst Stehlin, der uns zur Ruhe mahnte, aber folgendes beifließen ließ: „Soldaten, wenn Ihr etwas unternehmen wollt, so thut es nur nicht in Uniform.“ Die andern Offiziere verhielten sich still. Ich benützte einen freien Moment, um das Klingenthal zu verlassen, ich hatte in dem Geschäft auf der Eisengasse notwendiges zu verrichten. Um 12 Uhr hörten wir Musik und vernahmen den Schritt und das Gejohl der ausgezogenen Artilleristen. Wir sprangen unter die Thür, und beim Anmarsch der Soldaten schrie man mir zu, mich anzuschließen. Der Korpsgeist that das seine und ich ging mit. Dem Zuge voran unsere Unteroffiziere, fast alle, vor und hinter dem Zuge viel Volk. Bei der Leonhardskirche angelangt, fanden wir das Hauptthor der Polizei geschlossen. Wir befahlen zu öffnen, was begreiflich verweigert wurde. Darauf verlangten wir einen Hammer und sofort überbrachte man uns dieses Instrument. Ein uns befreundeter Schlosser und Andere übernahmen es das Thor zu sprengen oder einzuschlagen, was auch in wenigen Minuten bewerkstelligt wurde. Die Mannschaft, Bürger, Neugierige, Alles stürmte in den Polizeihof. Dort fanden wir alle Thüren ebenfalls verschlossen und hinter denselben standen die bewaffneten Polizeisoldaten. Im Hofe trat uns der damalige Platzkommandant Oberst Burckhardt (Chef der Stadtgarnison) mit andern Offizieren entgegen und ermahnte zur Ruhe. Auch Bürgermeister Burckhardt gab sich ungemein Mühe, uns zu beschwichtigen. Die Stadtgarnison harrte auf den Befehl vorzurücken. Glücklicherweise wurde diese Ordre nicht gegeben, obschon einige hitzige Offiziere darauf drangen. Landjäger waren im ersten Stock hinter den Fenstern überall verteilt, so daß die Aussicht auf ein Gelingen unseres Begehrens schwierig war und von Minute zu Minute schwieriger wurde. Schon war es über 12 Uhr und wir waren noch am gleichen Platz. Ich sah, wie eine Anzahl Artilleristen,

unter denen ich hauptsächlich Unteroffiziere bemerkte, sich aus dem Staube machten und davonschlichen. Mir wurde dabei bange und ich fürchtete mich vor den Folgen. Was geschieht, wenn wir Brenner nicht herauskriegen, was für Strafe steht uns bevor, wenn wir unverrichteter Sache davonziehen? Dies überlegend, berate ich mich kurz mit einigen Kameraden; ich schlage ihnen vor, eine Leiter zu holen, solche direkt vor dem Eingang des Gefängnisses hinzustellen, die Fenster des ersten Stockes über dem Thore einzuschlagen und so in das Zimmer zu dringen, wo wir zwei Polizisten und zwei Gefängniswärter aufgestellt sahen. Vor der untern Thüre steht unser Bürgermeister Burckhardt. Meine Freunde gaben mir das Wort mir nachzufolgen, mich nicht zu verlassen, koste es was es wolle; sofort holte ich die mir wohlbekannte Leiter, stellte diese im raschesten Tempo dem verwunderten Bürgermeister und den Offizieren vor die Nase und bestieg dieselbe. Mit raschem Druck und Stoß wurde das obere Fenster geöffnet, vier oder fünf Freunde folgten mir. Die in dem Gemach befindlichen Gefängniswärter und das übrige Personal verteidigten sich nur wenig. Der erste Gefängniswärter M., ein ehemaliger Artillerist, war von unserem Schlag und unserer Gemütsstimmung. Wir forderten die Diener der Gerechtigkeit auf, uns das Gefängnis Brenners zu zeigen. Anfangs weigerten sie sich, aber bei der Drohung, alle Thüren einzuschlagen, öffneten sie die Zelle von Dr. Brenner. Dieser war bei unserem Eintritt sehr betroffen und weigerte sich mit uns zu gehen. Nichtsdestoweniger gab er nach und wir stiegen die Treppe hinab. Unten war begreiflich großer Jubel und Juchhe. Zwei Burschen nahmen Brenner auf ihre Achseln, der Zug formierte sich und zurück ging es dem Klingenthal zu. Alle Artilleristen waren zum Appell am Platz, die Sache vorbei, aber was jetzt? Nach vollendetem Dienst um 7 Uhr versammelten wir uns in der Reitschule und beratschlagten, was nun zu thun sei. Wir

kamen überein, Alle für Einen einzustehen und das Uebrige abzuwarten. Was war nun die Folge dieses Putsches? Des andern Tages hieß es, wir seien amnestiert, eine Nachricht, die uns nur angenehm sein konnte. Der Beschluß der Regierung wurde in der Stadt gut aufgenommen, es hätte aus dieser unbedeutenden Sache ganz gut weiterer Streit und weitere Kämpfe entstehen können, welche durch die Amnestie verhütet wurden. Der ruhigen Haltung des Oberstlieutenants Burckhardt sei heute noch erwähnt und ihm Dank gebracht. Das war der sogen. Käppisturm im Jahre 1845.

Arnold Böcklin.

Festrede von Prof. H. Wölfflin.

Wenn Sie hiehergekommen sind, um als Einleitung zu der Feier, mit der Basel seinen berühmtesten Bürger zu ehren gedenkt, eine Festrede zu hören, so muß ich zum Voraus sagen, daß die eigentliche Festrede schon gehalten worden ist: seit fünf Wochen sprechen von den Wänden der Kunsthalle die versammelten Werke vom Ruhme ihres Meisters und dies in einer so eindringlichen Sprache, daß mir daneben nichts übrig bleibt, als höchst anspruchslos von den Eindrücken einige nur zusammenzufassen, die Sie alle und mit Ihnen tausend andere in dieser merkwürdigen Ausstellung empfangen haben.

Die Ausstellung giebt nur einen Teil des Lebenswerkes von Arnold Böcklin. Man müßte sie auf ihre vierfache Größe bringen, wollte man eine Anschauung haben von der ganzen Leistung und dem ganzen Manne. Allein auch so, wie sie ist, wird sie jeden mit dem Bewußtsein erfüllen, hier einem Phänomen von einziger Art gegenüber zu stehen, und wer alle Bilder einzeln schon gekannt hätte, müßte gestehn, daß sie, zusammen gesehn, doch wieder einen ganz neuen Eindruck machen. Die Universalität dieser Kunst kommt hier erst recht zum Vorschein. Böcklin malt alles: Land und Meer und die Geschöpfe des Himmels und der Erde. Keiner hat eine so allseitige Beziehung zur Natur wie er und er waltet über der Welt mit Shakespeare'schem Reichtum der Stimmung. Er

spielt mit dem Zarten und Anmutigen und führt in gewaltigem Anprall elementare Kräfte gegen einander; taufrisch und leicht wie ein Silberwölkchen läßt er die Göttin der Liebe aus dem blauen Meer emporsteigen, und derselbe Mann malt im selben Jahre den Centaurenkampf, wo tierische Gewalten den Vernichtungskampf kämpfen. Er kann lachen in ausgelassener Lustigkeit und wieder ernst sein und feierlich in gehaltenen, heiligen Gestalten, und erschüttern, wenn er von menschlichem Jammer redet. Er ist durchaus sinnlich, weltfreudig, genießend, aber er leiht doch auch sein Ohr den Stimmen, die von der Vergänglichkeit alles Irdischen flüstern, und er malt Bilder voll Wehmut und Entsagung, wie die Villa am Meer und die Toteninsel. Böcklin besitzt alles, nur eines ist ihm fremd: das Süßliche, das Sentimentale, das Frauenzimmerliche. Seine Kunst ist eine durch und durch männliche Kunst.

Und es ist noch etwas, was gleich auffällt. Böcklins Bilder graben sich dem Gedächtnis ein; sie sprechen stärker als andere; die Wellen, das Gestein, die Baumstämme auf blühender Wiese scheinen eine andere Intensität des Seins zu haben, als wir es zu sehn gewohnt sind. Woher kommt ihnen diese Stärke? Man ist geneigt zu glauben, Böcklin habe seine besonders günstigen Modelle gehabt, allein die richtige Antwort lautet: nicht weil er gute Modelle, sondern weil er keine Modelle hatte, konnte er so malen. Er malt aus dem Kopf, aus der innern Vorstellung. Das gilt von allem, vom Ruhenden und Bewegten, von der physischen Bewegung und vom physiognomischen Ausdruck. Darum ist auch sein Lachen so zwingend und darum sind seine Kinder so unvergleichlich. Was er giebt, ist nie der einzelne Fall, sondern das Resultat von vielen Beobachtungen, das geklärte ausdrucksvolle Bild, wie es die Vorstellung festhält. Das Malen aus dem Kopf soll nicht ein Bravourstück sein, das der Schwierigkeit wegen bewundert wird, Böcklin hält es für notwendig, wenn man zu deutlichen sprechenden Ge-

staltungen kommen will. Die Kunst beginnt für ihn überhaupt erst da, wo die Natur in dieser Weise gereinigt ist. Jahrelang hat er seine Schüler bei der Arbeit vor der bloßen Staffelei festgehalten und ihnen anempfohlen, von der direkten Benutzung der Natur sich frei zu machen. Selbstverständlich ist das nur möglich bei einer Vorstellung, die schon ganz vollgesogen ist von den Erscheinungen der Wirklichkeit, ja, die Arbeit des Beobachtens und Sammelns soll eigentlich in keinem Momente aufhören, daß der heimliche Schatz sich mehre, aus dem die Bilder hervorwachsen. Das festgewurzelte, stundenlange Betrachten der Dinge ist eine von den Eigentümlichkeiten, die im Umgang mit Böcklin jedem aufgefallen sind. Im Prinzip ist diese Schaffensweise die Negation des sog. Impressionismus und die historische Bedeutung Böcklins wird erst dann recht hervortreten, wenn die Abrechnung mit dieser gewaltigen Macht, die unser Zeitalter beherrscht, endgiltig stattgefunden hat.

Aus der innern Vorstellung wachsen nun nicht nur die einzelnen Stücke des Bildes hervor, sondern das Bild als Ganzes, und die Figuren sind immer gleich zusammen gesehn mit der Landschaft. Darum erscheinen sie so notwendig an ihrem Platze, darum besitzt die Scene, der Raum eine so große Klarheit. Und die Fabelwesen sind nicht als bloße Aktfiguren mit einer mythologischen Garderobe in eine bestimmte Landschaft hineingesetzt, sondern aus der Anschauung des Elementes herausgeboren, getränkt mit dem besondern Charakter der augenblicklichen Luft- und Lichtstimmung und darum so ganz unnachahmlich und unübertragbar.

Nicht von Anfang an ist Böcklin er selbst gewesen, auch seine Individualität ist geworden, und es ist gerade ein Hauptreiz unserer Ausstellung, daß man dieses Werden von den ersten Anfängen an verfolgen kann. Heimatliche schlichte Naturstudien, romantische Stimmungsbilder mit Abendhimmeln und gotischen Ruinen und ideale italische Landschaftskompositionen gehen anfänglich neben einander

her. Bei Schirmer in Düsseldorf bekam der Hang nach der großen heroischen Landschaft Nahrung. Gewaltige Baumgruppen, majestätische Ebenen und italienische Berglinien mit ihrem ruhigen Atemzug füllten die Phantasie. Allein das etwas allgemeine Pathos der Schirmer'schen Art genügte Böcklin nicht, er nahm sich selber in die Schule, und seine eigentliche Lehrzeit beginnt erst mit dem Jahr 1850, wo er zum ersten Mal Rom betrat. Er blieb sieben Jahre dort, und die Resultate dieser Studienzeit sind die weltbekannten Bilder, wie der „Pan im Schilf" in der Münchner Pinakothek, der „Panische Schreck" bei Schack oder die „Jagd der Diana" im Museum von Basel.

Der junge Feuerbach mag der erste gewesen sein, der den vollen Eindruck von der Kolossalität der Böcklin'schen Begabung erhielt. Nach einem Besuch in seinem Atelier, kam er einmal — wie uns Allgeyer erzählt — ganz vernichtet nach Hause: er müsse wieder von vorn anfangen!

Es waren die Vorstudien zum Pan im Schilf, die er gesehn hatte, und in der That, es ist merkwürdig: Das Bild in der neuen Pinakothek ist jetzt 40 Jahre alt, aber es wirkt noch immer neu, während seine ganze zeitgenössische Umgebung unmodern geworden ist. Hohes Schilfröhricht, das der Wind leise bewegt; ein weiß-wolkiger Himmel; nur ein einziger Sonnenstrahl hat sich an den stillen Ort durchgeschlichen, und es erscheinen ein paar Lichtflecken am Boden. Die Komposition ist schon ganz in der Art, daß die Figur völlig aufgeht in der Landschaft, man erschrickt fast, wenn man den Pan entdeckt, der da sitzt und das Geflüster des Schilfes auf der Syrinx begleitet; was aber damals den größten Eindruck machte, waren die Sonnenflecke am Boden mit ihrer fast illusionären Wirkung. In den letzten Jahren haben unsre Maler das Problem oft aufgenommen, Böcklin selbst ist nicht wieder darauf zurückgekommen, es muß ihm zu spielerisch vorgekommen sein.

Das Panbild bei Schack giebt die heiße Mittagstunde, wo die Luft zitternd aufsteigt vom brennenden Gestein und die Umrisse der Felsen zu vibriren scheinen. Der Hirt hat wirklich sichs bewegen gesehn: Pan sitzt da oben, den man nicht stören darf, und überwältigt vom Schrecken springt er mit seinen weißen Ziegen den glühenden Felsabhang herunter.

Und ganz voll Licht wie hier ist auch die Scene mit der Jagd der Diana auf dem Gemälde des Basler Museums. Hochbedeutend im Gesamtmotiv und unendlich reich in der charakteristischen Bildung der südlichen Gewächse, die in mächtigem Schwall sich gegen das Meeresufer hinunter ergießen, wäre das Bild allein schon merkwürdig durch seine Luftstimmung: der schwüle Himmel, der eben anfängt mit weißen Streifen sich zu überziehn.

Eine ganze Reihe moderner malerischer Aufgaben hat Böcklin damals vorauserledigt. Wenigen zu dank! Hätte er fortgefahren italienisch-ideale Landschaften zu malen mit den bekannten Baumgruppen und Himmeln, in der konventionellen gelbbraunen Tönung — es wäre ihm viel Not erspart geblieben. Für kostbarere Ware hatte das reisende Publikum in Rom kein Auge. Böcklin hätte verhungern können. Er entschloß sich, mit seiner Familie, die er in Rom gegründet, den Norden wieder aufzusuchen. Durch Feuerbachs Vermittlung kam es in Hannover zu einem Auftrag, leider nahm die Geschichte eine ungünstige Wendung, indem der Besteller die Bilder zurückwies, aber in München rettete ihn sein „Pan im Schilf": er wurde für die Pinakothek erworben. Die Beziehungen zu Schack knüpften sich an, und 1860 gab man ihm sogar eine Professur an der Weimarer Kunstschule. Diese Art von Versorgung entsprach ihm freilich wenig. Wenn er später junge Künstler zu beraten hatte, so sagte er wohl kurzweg: Gehen Sie auf keine Akademie und reisen Sie so bald wie möglich nach Italien. Und das war es, was er damals selbst that: 1862 schon entledigte er sich der akademischen

Verpflichtung und ging nach Rom zurück, wo ihn Feuerbach als die erwünschteste Gesellschaft erwartete.

Böcklin und Feuerbach in Rom, die beiden repräsentierten damals die deutsche Kunst, und Graf Schack hat den Ruhm, sie eine Zeitlang allein am Leben gehalten zu haben. Es giebt Leute, die den deutschen Künstler prinzipiell auf dem heimatlichen Boden festhalten wollen und das Arbeiten in Rom von vornherein für bedenklich halten. Als ob es nicht auch deutsch sei, was Deutsche in Italien empfinden! als ob nicht die schönsten Früchte da gereift wären, wo germanischer Geist mit südlicher Natur sich traf!

Für Böcklins zweiten römischen Aufenthalt ist vor andrem die Schöpfung der „Villa am Meer“ bedeutsam. Es ist ein Bild, das wir uns nicht mehr wegdenken könnten, an das sich Fäden nach allen Seiten anknüpfen. Wo von der Empfindung unseres Jahrhunderts die Rede ist, wird die „Villa am Meer“ genannt werden müssen. Die Stimmung des Abends. Langsam, gleichmäßig rollen die grauen Wogen ans Ufer. Ein letzter Strahl trifft die Säulen der Gartenhalle. Es überkommt uns das Gefühl der Verlassenheit und Oede, auch wenn nicht die Figur in Trauerkleidern am Strande stünde. Wir glauben das Seufzen des Windes zu hören, der die hochragenden dunkeln Cypressen aufschauern macht. Böcklin hat das Bild mehrmals wiederholt und er ist eigentlich nie größer als in solchen Wiederholungen. Wo anderwärts ganze Existenzen auf einen Wurf der Art gegründet worden wären, giebt er in jeder Wiederholung etwas von Grund aus Neues.

Und was für Schöpfungen gehen daneben her! Ich nenne eine: Die Klage des Hirten bei Schack, mit dem entzückend durchgebildeten nackten Knaben, der von seiner Liebe singt. Die Berührung mit Feuerbach ist hier offenbar. Feuerbach malte damals auch solche musizierende Kinder, in mehrfacher Variation, aber das andere Temperament macht sich gleich mit aller Entschieden-

heit fühlbar. Böcklin ist sinnlicher, leidenschaftlicher: nur er giebt den feuchtglänzenden Blick, wie nur er das Rosengehänge und das Stückchen sonniger Wiese hat malen können. Und ganz trennen sich die Wege in Bildern wie der altrömischen Weinschenke, wo die Basler Ausstellung ein Exemplar in feiner graulicher Tönung aufweist. Es ist die Ueberleitung zu jener Periode der ins Graue gedämpften Farbe, wie sie die große „Trauer der Magdalena“ (1868) hat und die Porträts aus der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Wer Feuerbach kennt, weiß, daß sein Kolorit die gleiche Wandlung durchmachte.

Seit 1866 war Böcklin wieder in Basel. Es erwarteten ihn große Aufgaben in Fresko: Die Malereien im Treppenhaus des Museums entstanden damals und noch vorher (Sommer 1868) die Bilder in der Gartenhalle Sarasin-Thurneysen. Wenn man über die Museumsfresken heute schwer mehr unbefangen urteilen kann, weil man weiß, wie Böcklin derartige Stoffe später anders zu behandeln pflegte, so kann man sich doch der Freude über die malerische Behandlung unmittelbar hingeben. Man frage sich, ob damals überhaupt jemand diese Einsicht in das Wesen des Freskovortrages besessen habe. Wie der Künstler zwischen Fresko und Tafelbild unterschieden wissen wollte, lehrt ganz deutlich die Vergleichung der Sarasin'schen Wandgemälde mit den entsprechenden Stücken der Gallerie Schack (Toscanische Villa und Gang nach Emmaus).

Etwas Gedämpftes haben freilich auch die Tafelbilder. Es ist die Signatur der Periode. Der Frühlingshimmel in der „toscanischen Villa“ ist überzogen, der „Gang nach Emmaus“ ist eine abendlich wolkige Landschaft. Die malerische Stimmung wird da gesucht, wo wenig Farbe ist, im verschleierten Licht, in weichen gebundenen Tönungen.

Da auf einmal — mit Beginn der siebziger Jahre — reißt der Wolkenschleier und die Welt entzündet sich in leuchtender farbiger Glut.

Wie ein helles Trompetensignal tönt die „Muse des Anacreon“ aus ihrer Umgebung heraus, und das mächtige Blau und Rot ist hier nur die Begleitung zu der sprühenden Kraft des Auges. Auf der „idealen Frühlingslandschaft“ bei Schack findet man das Motiv der toscanischen Villa wieder, aber jetzt glänzt alles in Farbe: kleine weiße geballte Wölkchen stehn am tiefblauen Himmel, und über die leuchtenden Wiesen wandeln die Mädchen in bunten Seidengewändern. Aus dem „Gang nach Emmaus“ werden die „Maurenzüge.“ Sonniges Gemäuer erscheint, rote Mäntel, weiße Pferde, Blutbuchen und herbstliches Goldlaub. Es ist das Geheimnis des Böcklin'schen Kolorites, daß es in der Wirkung sich nicht abstumpft. Warum kommen uns Makarts Farbenzusammenstellungen schon trivial vor, wie abgeleierte Harmonien? Sie sind nicht aus der Tiefe der Persönlichkeit herausgeboren, sondern sind ein bloß modisch-geschmackvolles Arrangement gewesen und damit dem Schicksal des Veraltens verfallen.

Damals, als Böcklin seinem 45. Jahre sich näherte, offenbarte sich seine Persönlichkeit zum ersten Mal ganz, in erstaunlicher, überströmender Fülle. Wie er in seinen Beziehungen zur Natur immer mannigfaltiger wird, so giebt er den Eindruck mit immer größerer künstlerischer Freiheit wieder: es beginnt jetzt in umfassender Weise jenes mythologische Dichten, das überall zu leibhaftigen körperlichen Gestalten vordringt. Die Ausstellung ist reich genug, um diese wunderbare Emanation vor Augen zu führen. Der Centaurenkampf des Basler Museums, in dem Eindrücke der brutalen Gewalten im Hochgebirg verarbeitet zu sein scheinen, wird dabei immer seine centrale Bedeutung behaupten. Es ist ein Werk, gleich mächtig in der Farbe wie in der Form. Wie in der mittlern Kämpfergruppe die Bewegung in den führenden Linien herauskommt und auf alle Ferne wirksam gemacht ist, sucht seinesgleichen. Ich spreche nicht von den andern gleichzeitigen

Bildern der Ausstellung — jedermann hat sie vor sich: die Venus Anadyomene, die Panscenen, die Klio und das Bild der Anmut: Flora, die über die Wiese schreitet, mit schwebendem, weichem Sammettritt — es sei nur gesagt, daß hieher auch noch die dunkle Meeresidylle der Gallerie Schack gehört, wo Böcklin das kalte Element gefaßt hat: das Weib, das mit der Schlange spielt, hat kein warmes Blut, und doch ruht in ihr etwas geheim-leidenschaftliches, wie in den tiefen Gründen des Meeres.

Ein Jahrzehnt lang hatte es Böcklin im Norden ausgehalten, erst in Basel, dann in München; im Jahre 1876 geht er nach Italien zurück und schlägt seinen Wohnsitz in Florenz auf, und nun geschieht aufs neue etwas Wunderbares. Es findet eine Abklärung statt, eine Beschränkung auf das Wenige, eine Vereinfachung der Motive zu Gunsten des ganz intensiven Eindruckes. Wenige Farben, wenige Richtungen. Elementare Kontraste. Die Farbe gewinnt jetzt die höchste Brillanz und der Stimmungsausdruck die größte Entschiedenheit. Vollkommene Klarheit verbindet sich mit der sichersten Oekonomie der Wirkungen.

Odysseus und Kalypso ist ein Bild dieser Periode, die man im eigentlichen Sinne die klassische nennen kann. Nur zwei Farben, er blau, sie rot, sonst nichts als brauner Fels, grauer Himmel und ein Stückchen graues Meer. Die Figur des Odysseus aber, der wie eine einzelne Säule dasteht und abgewendet über das Meer hinblickt, wird als konzentrierter Ausdruck des Heimwehs nie mißverstanden werden können. Scheinbar ohne allen Aufwand an Mitteln, ist hier ein stärkster Ausdruck für das Hinaussehnen gefunden. Wer nun trotzdem nach blauem Meer und tropischen Gewächsen verlangt, der mag bei Preller sein Genüge suchen; es macht nur nachdenklich, daß sich Preller's Bild bei all seinem Einzelreichtum sofort erschöpft und leer wird, während Böcklin eine immer neue Anziehungskraft entwickelt.

Wie das Figurenbild so vereinfacht sich die Landschaft. Sie wird ganz klar und durchsichtig. Das viele Detail, das wirre Busch- und Baumwerk weicht, man sieht klare Silhouetten, leuchtende Stämme. Die Gestalt des Bodens verliert die unruhig schwankende Bewegung, einfache Flächen fügen sich in sicherm Verhältnis zusammen.

In den Motiven an sich liegt nichts außerordentliches. Aber wie die Bäume schimmernd dastehn, die Wiese sich im Frühlingsglanze breitet, wie das Wasser mit Silberwellen hineilt über den durchsichtigen Grund und die Luft tief und strahlend ist, so haben diese Landschaften etwas Wunderbares, Märchenhaftes. Still und leuchtend liegen sie da. Hie und da hört man den Ton der Panspfeife, dem dann die Frühlingsnymphen lauschen, man entdeckt einen komischen bocksfüßigen Kerl, der sentimental wird, und man muß lachen, oft aber steigert sich die Stimmung ins Hochfeierliche und Heilige. Gefilde der Seligen möchte man all diese Bilder einer seltsam verklärten Wirklichkeit nennen. Und wenn im „Opferhain“ aus dem Grunde der herbstlichen Baumallee ein Zug weißgekleideter Männer in stummer Prozession hervorwandelt, so ist das eine von den Staffagen, die ganz notwendig aus dem Geist des Ortes sich ergeben zu haben scheinen.

In dieser Zeit ist auch die Toteninsel entstanden. Die wehmutsvolle Stimmung der Villa am Meer erscheint hier weiterentwickelt zum Bilde der versteinernden Einsamkeit. Eine Gruppe von hohen, dichten Cypressen, eingeklemmt zwischen steile Felswände. Der Himmel dunkel. Das Meer regungslos. Nichts als die starren Vertikalen und Horizontalen. Kein Reiz malerischer Verkürzung. Der gleiche Abschnitt rechts wie links.

Mit diesem hohen Stil hat sich Böcklin noch nicht erschöpft. Unerwartet nimmt er eine neue Wendung. Wer den dritten Raum der Ausstellung betritt, prallt förmlich zurück vor der überwältigenden

Offenbarung eines üppigsten Kolorits. Als ob eine unbändige Freudigkeit über den alternden Meister gekommen wäre, die sich in Farbe habe Luft machen müssen, so knallt es von den Wänden. Er ging damals den sechziger Jahren entgegen. Es ist die Zeit, da er in die Heimat zurück kehrte und in Zürich mit Gottfried Keller zusammensaß.

Was malt er da in den Najaden der Basler Sammlung? Die Stunde des beginnenden Sturmes, wenn die Wasser anfangen unruhig zu werden und die Wellen hoch aufspritzen am Fels. Man hört dann allerlei seltsame Stimmen, es klingt wie übermütiges Gelächter, wie ein Johlen und Kreischen — Böcklin macht uns glauben, daß es wirklich die Meerweiber und die Unholde der Tiefe sind, denen es jetzt erst recht wohl wird und die mit lautem Lärm ihr Spiel anfangen. Es sind keine mädchenhaften Nixen, mit denen sonst so oft ein falsches Interesse in die Scene hereingebracht wird, sondern rote kreischende Fischweiber und ihr gellendes Lachen scheint sich in Farbe umgesetzt zu haben.

Und dann ist er in allem Jubel wieder still und milde und malt den Frühlingsgesang der Mädchen, die am Hügel hinschreiten: „Sieh, es lacht die Au!", ein Bild, das sich ganz von selbst in Musik umsetzt, so sehr ist alles darin Rhythmus der Bewegung und Wohlklang der Farbe.

Die elegische Stimmung tritt jetzt zurück. Selbst in den Ruinenbildern gewinnt das Sinnlich-Prächtige die Oberhand. Das weiße verfallende Gemäuer steht im brennenden Rot des herbstlichen Buchenwaldes und in unergründlicher Purpurpracht rauschen die Meereswogen.

Wenn solche Gemälde vor zehn Jahren auf Ausstellungen erschienen, so sahen sie zwischen den damaligen Modebildern wohl seltsam aus. Die allgemeine Abbleichung der Farbe hatte damals ihren Höhepunkt erreicht, was wollte dieser Mann in den Reihen der zarttonigen Maler des hellen Pleinair?

Wohlwollende Kritiker ließen ihn gelten als Original und unverbesserlichen Koloristen, wenige mögen es gewesen sein, die in ihm nicht den Sonderling, sondern umgekehrt den gesunden und naiven Menschen sahen, der nach der Philosophie: was gut schmeckt, das ist gut, die Freude an der klaren Farbe behielt und die klare Form der unklaren vorzog. Die Freudigkeit der Anschauung, das ist es, was aus allen seinen Bildern leuchtet, und die Lust an der glänzenden Farbe bei ihm ist nicht größer als das Verlangen nach der vollkommensten Klärung der körperlichen und räumlichen Erscheinung.

Gewiß repräsentiert Böcklin nicht die einzige Kunst, es giebt der Möglichkeiten noch andere, die Welt künstlerisch zu sehn, aber so wie er ist verehren wir in ihm einen der größten Wunder- und Wohlthäter der Menschheit. Er hat unendliche Quellen des Genusses erschlossen, denn die Malerei ist nicht dafür da, um nur die Wände der Häuser zu dekorieren, die Künstler sind die großen Offenbarer, die uns den Reichtum der Welt sehen lehren. Tausende sind in diesem Sinne Böcklins Schüler geworden, und die wiedergewonnene Freude am Starken und Gesunden, die Genesung zu festlicher Sinnlichkeit ist eine frohe Gewähr für das kommende Jahrhundert.

Im wahren Sinne des Wortes darf man Böcklins Kunst eine festliche Kunst nennen. Vielen ist es unbegreiflich erschienen, daß Basel seine Heimat sei, die Stadt, wo doch alle Lebensfreude nur gedämpft und verhüllt sich zeigen dürfe; andrerseits ist Basel vor kurzem verglichen worden mit der berühmtesten Feststadt Deutschlands, mit Nürnberg in den glänzenden Tagen Albrecht Dürers. Ich will nicht entscheiden, ob mit Recht oder Unrecht. Das aber werden wir sagen dürfen: so lange bei uns Arnold Böcklin in Ehren gehalten wird, wird auch der festliche Glanz, in dem die Stadt heute erstrahlt, nie ganz erlöschen.

Briefe aus dem Sonderbundsfeldzug.

Von Stabsoberlieutenant August Alioth von Basel,
Adjutant des Divisionärs Oberst Gmür.

Zürich, 27. Oktober 1847.

Da bin ich denn in einer mir ganz neuen und wildfremden Sphäre, seit heute Morgens 9 Uhr in Amtsthätigkeit; lauter neue Geschäfte, von denen mir der Kopf noch wirr ist. Mein Oberst ist sehr artig mit mir und seine Division ist noch lange nicht organisiert; auch sind wir, wie es heißt, noch nicht gegen den Sonderbund aufgestellt, sondern zur Aufrechterhaltung der Ordnung, besonders in St. Gallen, an dessen Grenzen eine Brigade unter Oberst Ritter aufgestellt ist. Divisionsadjutant ist Major Brändlin von Rapperswyl, der als Oberlieutenant und Hauptmann mein Vorgänger als attachierter Adjutant bei Oberst Gmür war.

Zürich, 30. Oktober 1847.

Zwar könnte die Langeweile bald aufhören, da die Sonderbundsgesandten Bern verlassen haben und nun leicht eine Kriegserklärung von unserer Seite erfolgen könnte. Doch mußt du keine Angst um mich haben, da ich wahrscheinlich im Fall eines Zuges keinen gefährlichen Posten erhalte, sondern immer um den Divisionär herum sein muß, dessen eigene Erhaltung gewiß Hauptsache ist.

Zürich, 1. November 1847.

Bis jetzt besteht meine Arbeit nur in Korrespondenz an alle möglichen Civil- und Militärbehörden, welche mir zum Teil vom Oberst diktiert, zum Teil selbst von mir verfaßt wird.

Es finden seit gestern in unserer Division große Truppenmärsche statt, indem mehrere Zürcherbataillone ins Aargau (Div. Ziegler) per Dampfschiff und Eisenbahn spediert werden und andere, Schaffhauser, St. Galler, Glarner, Appenzeller, Thurgauer, in den Rayon unserer Division einmarschieren. Es scheint, General Dufour habe zuerst mit großer Macht eine Operation gegen Freiburg vor, und erst später werden wir operieren müssen. Weiß Gott wo wir 's Neujahr feiern.

Zürich, 2. November 1847.

Ob und wann wir gegen den Sonderbund marschieren, weiß ich noch durchaus nicht und auch der Oberst weiß es nicht, da hiezu ein Befehl von General Dufour nötig ist. Uebrigens werden wir noch eine Zeit lang hier bleiben, nach allem Anschein, da die Truppen aus den verschiedenen Kantonen noch nicht alle in die Linie und zu ihren Divisionen marschiert sind und, wie es scheint, Dufour zuerst einen Hauptstreich auf Freiburg vorhat. Bataillone über Bataillone, Batterien, Husaren, Genietruppen, Scharfschützen marschieren hier durch und das ganze Land ist in Bewegung; wo man hinsieht, sind Soldaten und alles alert und marschlustig, selbst die St. Galler, welche so viel Komplimente machten. Wenn man diese wohlorganisierte Truppenmacht beobachtet, so kann man nicht glauben, daß der Sonderbund lange Widerstand leisten wird. Zug widersteht per se nicht und das ist unser erstes Ziel. Doch die Zeiten werden lehren, und der Feind ist nicht zu verachten.

Zürich, 4. November 1847.

Eine dreispännige Kalesche wartet unser, um uns nach Richtersweil zu führen, um die dortigen Truppen zu besuchen. Gestern waren wir auf gleiche Art im Knonauer Amt und zu gleichem Behufe. Morgen giebts wieder eine Reise, so daß ich von Morgens früh bis Abends spät angespannt bin und beinahe keinen Augenblick für mich finde.

Zürich, 9. November 1847.

Nebst den Bureau-Arbeiten Inspektionen und Ritte ohne Ende. Gestern wurden eine Stunde von hier, gegen Schaffhausen hin, 4 Bataillone und 2 Scharfschützenkompagnien der Zürcher Landwehr beeidigt, was ein imposantes Schauspiel war. Wann marschiert wird, weiß ich noch nicht; doch ist der Angriff vom Tessin her und vom Brünig her, wie es scheint, bereits geschehen, was den Sonderbund veranlaßt hat, viele Streitkräfte dorthin zu ziehen, so daß auf unserer Seite keine bedeutende Macht steht.

Albis-Affoltern, 13. November 1847.

Nur zwei Worte, da ich ungeheuer angespannt bin. Der Sturm ist noch nicht losgegangen, aber gestern haben die Luzerner in einem kurzen Gefecht von unsern Truppen famos aufs Dach bekommen. Nähere Details ein ander Mal. Heute Abend beziehen wir Quartier in Hausen.

Hausen, 15. November 1847, Morgens.

Ihr seid in viel zu großer Angst um mich, und die Gerüchte von Schlachten &c. werden bis nach Arlesheim so ungeheuer vergrößert, daß Ihr immer kaum den zehnten Teil davon glauben könnt. Unsere Truppen haben bis jetzt erst ein Gefecht bestanden, letzten Freitag bei Rickenbach, wo wir eine Schiffbrücke hatten. Die Luzerner kamen das Freienamt hinunter etwa 3000 Mann stark und wollten die Brücke abfassen, wurden aber da von unserer Artillerie, von einer Kompagnie Scharfschützen und Jägern links so begrüßt, daß diese 3000 Helden es für geraten fanden, nach einer ½- oder ¾-stündigen Kanonade mit wahrscheinlich starkem Verlust und demontiertem Geschütz unsern 4—500 Mann das Feld und die Brücke zu überlassen und den Finkenstrich zu nehmen. Wir hatten 2 Tote und 10 Verwundete, samt einem toten Pferd. Bei dieser Affaire war ich nicht, sondern wir kamen erst am Samstag Morgen auf das Schlachtfeld. Wir erwarten nun den Bericht der

Uebergabe von Freiburg und den Marschbefehl gegen Zug, 2c. Von nun an müssen die Briefe nicht mehr nach Zürich, sondern an das Bureau der Division V. Gmür in Affoltern am Albis und womöglich franko übersendet werden.

Hier in Hausen ist es sehr hübsch, und wir sind unser 7 Offiziere, der Oberst, Artilleriestabsmajor v. Reding aus Thurgau, ich und ein Ordonnanzoffizier Pestalozzi von Zürich, Bataillonskommandant, Major und Aide-Major des hier liegenden Bataillons Schindler von Glarus, bei einer sehr artigen und wohlhabenden Familie, in schönem Haus und schönen Zimmern einquartiert und sehr splendid bewirtet. Morgen oder übermorgen geht's aber nach Affoltern.

Hausen, 15. November 1847, Abends.

Der Ritt von gestern war interessant; er ging von hier nach Ottenbach an der Reuß, wo eine Schiffbrücke sehr schön, schnell und fest, ohne Beunruhigung seitens der Sonderbündler, welche sich früher bis da hinunter gezogen hatten, geschlagen war, und über diese Brücke war eine Reconnaissance gegen Muri angeordnet, um sich mit der Division Ziegler (Hauptquartier Aarau) und der Brigade König (Hauptquartier Muri) in Verbindung zu setzen und zu sehen, was noch von unsern Feinden (anders werden sie nicht mehr genannt) im Land herumtrolle; wohlweislich ließ sich aber niemand blicken. Es war wirklich schön, wie diese Truppenmasse von 5—6000 Mann, 6 Bataillone Infanterie, dann Scharfschützen, famose Kerls, Artillerie und Kavallerie über die Brücke rasselten, und in einem langen Zuge sich durch das gegenüberliegende Land schlängelten. Die einen Kompagnien liefen im Trab unter Hurrahrufen hinüber, da die ganze Kolonne nicht wußte, daß es nur eine Rekognoscierung war, sondern die Meisten glaubten, es gehe gegen Luzern.

Also gestern hat Freiburg kapituliert und die Eidgenossen sind ohne Blutvergießen hineingezogen. Es lebe Dufour! einen weisern

General hätte man uns nicht geben können. Ich hoffe und bin sicher, daß er alles anwenden wird, um auch gegen die andern Sonderbündler mit gleicher Schonung und zugleich mit gleicher Kraft zu marschieren. Es ist aber auch imposant und beruhigend zugleich, was ich nie erwartet hätte, diese Ruhe, den Gehorsam und die Entschlossenheit aller Soldaten unserer Armee, wenigstens unserer Division, zu sehen, während wir schon oft bei unsern Gegnern das wilde Toben, das Schreien und Brüllen, das Schießen ohne Zweck gehört haben, womit sie uns wahrscheinlich Angst machen wollen, womit sie aber weder die Ruhe noch die Entschlossenheit unserer Leute stören können. Alles ohne Ausnahme sehnt sich zum Abmarsch und mit Zug geht es gewiß so still vorbei und schneller als mit Freiburg. Nach sichern Berichten liegen jetzt im Kanton Zug nur 3 schwache Bataillone, wovon eines von Zug, welches sogleich die Waffen streckt. Wir haben hingegen über 20 starke Bataillone und können imponieren.

Affoltern, 19. November 1847, Abends.

Gerade sind wir von Bremgarten zurückgekommen, wo der General Dufour mit den beiden Divisionärs und Ziegler Unterredung pflegte und den Plan besprach, von dem ich aber noch nichts weiß. Oberst Frei-Herosee, Chef des Generalstabs, und Oberst Zimmerli, Generaladjutant, waren auch da, und ich hatte die Ehre mit den Herren zu Mittag zu speisen. Dufour ist ein würdiger, besonnener Mann und zum General geboren. Der Zug wird nun bald losgehen. Der Fall Freiburgs hat in Luzern, wie es scheint, große Bestürzung verursacht, und man kann ziemlich sicher annehmen, daß wir keine harte Aufgabe haben werden: sehr wahrscheinlich geht's gerade Luzern zu. Also nur alle Angst fahren lassen. — Letzten Sonntag hatte der Sonderbund, wie man sicher weiß, einen neuen großen Einfall ins Freienamt beschlossen, und die Division Ziegler und wir waren bereit ihn zu empfangen. Aber

nach sichern Nachrichten wollten die Sonderbundstruppen nicht hineinmarschieren und waren nicht von der Stelle zu bewegen; force majeure, das Unternehmen unterblieb. Die Basler Artillerie soll heute Abend in Bremgarten eintreffen, ich hätte sie gerne noch gesehen, aber um 4 Uhr, als wir abfuhren, waren sie noch nicht da. Wir werden uns halt in Luzern wiedersehen.

Affoltern, 21. November 1847.

Gestern hatten wir wieder viel zu arbeiten und schrieben bis 1¼ Uhr Morgens. Die meiste Arbeit gab uns die Ausfertigung des Operationsplans, der nun im Reinen ist. Diese Nacht kamen zwei Häupter des Standes Zug hier an, um mit dem Oberst zu parlamentieren. Der Oberst schickte sie direkt nach Aarau an den General und Gränicher wurde beauftragt sie zu begleiten. Also Zug giebt ab und das erleichtert uns die Geschichte wieder um Vieles; die Luzerner werden doch auch bald zu reflektieren anfangen.

Cham, 23. November 1847, Morgens 6 Uhr.

Gestern kapitulierte Zug förmlich und Abends 8 Uhr war der Kanton Zug bereits mit eidgenössischen Truppen überschwemmt. Die Basler Batterie ist bei uns. Die ganze Armee ist munter und hell auf. Gestern Abend zogen wir von Cappel aus mit fünf Bataillonen, Artillerie, Kavallerie und Scharfschützen, in der Stadt Zug ein. Mit ungeheurem Jubel wurden wir empfangen, überall wehten eidgenössische Fahnen, viele Häuser waren beleuchtet, Vivatrufen ohne Ende.

Heute geht's von allen Seiten gegen Luzern, vom Brünig, Entlebuch, Huttwyl, Aargau und hier. Sobald ich Neues weiß, werde ich berichten, sobald ich wieder schreiben kann.

Adligenswil, 23. November 1847, Nachts.

Wir sind bis hierher vorgerückt; unsere Truppen übernachteten im Freien ringsum an einer Unzahl von Wachfeuern. Unter fast beständigem Kampf sind wir bis hierher ohne wichtigen Verlust

vorgedrungen und haben zuletzt alles auseinander gejagt. Der Feind hat viele Tote und Verwundete. Die erstern hat er liegen lassen. Morgen geht's nach Luzern von allen Seiten. Die IV. Division hat die Gislikerbrücke und Schanze genommen und morgen geht's mit Macht vorwärts. Unsere Leute legen viel Bravour und Ruhe an den Tag.

Luzern, 25. November 1847.

Gestern Vormittag sind wir im Triumph hier eingerückt; wir von Zug her, die Division Ziegler von Gislikon her, wo man sich vorgestern Abend famos geschlagen hat, die Division Burckhardt von Nordwesten her, die Division Donatz von Norden her; es war ein unbeschreiblicher Anblick, diese ungeheuern Truppenmassen alle zusammen einrücken zu sehen und alle diese Bekannten aus allen Kantonen wieder zu finden. — Die hiesige Regierung hat vorgestern Nachts nach Entscheid der Gislikerschlacht die Hauptstadt in Nacht und Nebel verlassen, Jesuiten und Nonnen mitgeschleppt und mit dem Dampfschiff sich über den See gestrichen. Die Stadt und nächste Umgegend ist von eidgenössischen Truppen überfüllt. Wir waren bis jetzt im Schwanen; diesen Abend muß sich aber unser Divisionsstab nach Seeburg begeben, wo wir einstweilen auf unsern Lorbeeren ausruhen und unsere Operationen gegen Schwyz leiten werden.

Luzern, 26. November 1847.

Unser Feldzug, wenigstens die Reihe der Schlachten, geht mit Macht zu Ende: alles beugt sich nach und nach vor unserer eidgenössischen Unwiderstehlichkeit. Schwyz bettelt Frieden, Unterwalden und Uri sollen abgegeben haben, und was sicher ist, ist, daß morgen vier Bataillone nach Unterwalden abgehen, um das Land zu besetzen. Was den Franzosen mit ihren Armeen nie möglich war, das gelingt uns, und das ist ein Beweis, daß wir gegen fremde Mächte uns auch noch gehörig schlagen und wehren könnten.

Unsere Truppen sind für Milizen wirklich ausgezeichnet; nur die Berner und etwa St. Galler Infanterie machen eine Ausnahme; doch haben sich die letztern am 23. brav geschlagen, gegen alle Erwartung, und haben die lumpigen Landstürmer weit verfolgt. Also der Sieg ist unser und es freut mich deshalb besonders, weil nun die Möglichkeit vorliegt, bald wieder heimzukehren, wenn man uns nicht etwa noch übers Neujahr zur Besetzung der eroberten Länder zurückbehält, bis die armen Teufel alle Kosten des Kriegs bezahlt haben. Und doch möchte ich um Vieles nicht, daß ich diesen Feldzug nicht mitgemacht hätte.

Wahrscheinlich werden wir bald nach Schwyz übersiedeln und dort Quartier nehmen, oder ins Kloster Einsiedeln.

Seeburg, 26. November 1847.

4 Bataillone Infanterie, 2 Kompagnien Scharfschützen, 2 Kompagnien Kavallerie, 1 Kompagnie Sappeurs, 2 Batterien Artillerie marschieren morgen in langem pompösem Zuge in den Kanton Schwyz ein, welcher sich unter's Kreuz begeben hat mit gleicher Kapitulation, wie die andern Sonderbündler. Der Feldzug geht mit schnellem Schritte dem Ende zu; es bleibt noch die Okkupation und dann die Entlassung der Armee und der Abschluß der Rechnungen. Die Okkupation wird nicht lange währen.

Schwyz, 28. November 1847.

Gestern haben wir unsern Zug in den Kanton Schwyz vollendet; in Küßnacht und Arth, wo wir durchzogen, wurden wir mit Jubel, mit Triumphbogen und Inschriften und mit eidgenössischen Flaggen begrüßt, hier in Schwyz aber, wo wir erst Abends nach 9 Uhr einrückten, war die Aufnahme kälter; hier waltet noch die dumpfe Priesterherrschaft und der Druck der Aristokratie, was aber auch anders werden wird. Man könnte gewiß aus meinem Briefe glauben, ich sei erzradikal geworden; aber man wußte nirgends, und am wenigsten in Basel, wie es hier aussieht,

und es sind in unserm Divisionsstab und in der Division viele konservative Offiziere und zwar zum Teil ultrakonservative, welche aber ihre Meinung hinsichtlich dieser sich noch so nennenden Gründer der Schweizerfreiheit bedeutend geändert haben. Ich könnte viele Beispiele und Fakta anführen, kann aber jetzt nicht ausführlicher sein. Uebrigens ist unserm General das höchste Lob zu erteilen über seinen weisen Plan; gewiß hätte Niemand sonst diese schwierige Aufgabe mit weniger Opfern gelöst.

Schwyz, 1. Dezember 1847.

Für Engelberg könnte ich nichts oder wenig thun, wenn es nötig wäre. Das ist aber nicht der Fall, indem das erste beim Einzug in einen zu besetzenden Ort ist, daß man Wachen vor Kirchen und Klöster stellt, und diese nach des Generals strengstem Befehl mit so viel Ehrerbietung und Schonung behandelt werden müssen, als möglich und auch gewöhnlich keine Einquartierung in Klöster verlegt wird. Im Kloster Einsiedeln sind nur einige Stabsoffiziere, keine Soldaten. Nach Engelberg werden wahrscheinlich gar keine eidgenössischen Truppen verlegt, weil es zu entfernt liegt, wie wir hier im Kanton Schwyz auch die Bergdörfchen unbesetzt lassen, die von allen Straßen abliegen. Uebrigens ist Unterwalden von Truppen der III. Division besetzt, wir haben nur Schwyz und Zug. — Wallis hat nun auch kapituliert und die ganze Geschichte wäre so weit im Reinen. Wo die Basler Batterie hingeraten ist, weiß ich nicht.

Schwyz, 5. Dezember 1847.

Von hier weiß ich nichts neues zu berichten, da es nichts neues giebt und wir nur den langweiligsten Garnisonsdienst haben, der uns alle ohne Ausnahme eine baldmöglichste Heimkehr sehnlichst wünschen läßt. Der König von Preußen wird wohl mit einer langen Nase abziehen können; sind wir mit dem Sonderbund fertig geworden, so werden wir auch mit Neuenburg und mit dem

Königreich Preußen keine langen Komplimente brauchen. Die Eidgenossenschaft hat durch unsere Exploits gewiß wieder ordentlich an Respekt bei den Fremden gewonnen und diese werden mit ihren insolenten Noten wohl nach und nach ablassen.

Schwyz, 6. Dezember 1847.

Die Zwölfpfünder-Batterie ist also glücklich wieder in Basel eingerückt und die Helden sind als Sieger empfangen worden, obgleich ihnen das Glück auf dem ganzen Feldzug nie zu teil wurde, einen einzigen Schuß zu thun, während ihre drei Schwester-Batterien, d. h. die drei andern Zwölfpfünder-Batterien, bei Gislikon famos zu krachen hatten und dort auch mit ihrem respektablen Kaliber den Ausschlag der Schlacht gaben und den Feind komplett derontierten. Von allen Baslern war keiner im Feuer als Lieutenant Bischoff aus dem Kirschgarten, als Ordonnanzoffizier von Oberst Denzler bei Gislikon, und ich. Die Sonderbundskantone haben bis zum 20. Dezember eine Million Schweizerfranken an die Kriegskasse zu zahlen und für ungefähr drei andere Millionen annehmbare Versicherung zu geben. Bis dahin bleiben wir sicher in Schwyz. Dann aber wird wahrscheinlich die Reduktion der Armee schnell stattfinden, und meine Entlassung hängt nicht von Oberst Gmür ab, so wenig als die seinige, sondern vom General. Wenn ich nur am Neujahr zu Hause sein kann, bin ich zufrieden. Von dem projektierten Ankauf eines Landguts für den General ist hier keine Rede und ist wahrscheinlich nur Basler Intelligenz-Gewäsche. Hingegen soll ein großes Oelportrait von Dufour durch Unterschriften des Offizierkorps verfertigt und Steinabdrücke davon den Offizieren verteilt werden. An den Kriegskosten muß übrigens Neuenburg seinen gesalzenen Teil zahlen.

Schwyz, 8. Dezember 1847.

Gestern sind wir ins Muottathal geritten, das im Sommer herrlich schön sein muß. Wir rückten vor bis Muotta, wo wir im

dortigen Frauenkloster von der Frau Aebtissin gnädigst empfangen und flott bewirtet wurden.

Schwyz, 16. Dezember 1847.

Schwyz, und immer Schwyz, und ewig Schwyz; weiß Gott wann wir einmal von dem ewigen Schwyz wegkommen. Daß ich das Neujahr zu Hause zubringen werde, dazu ist leider keine Hoffnung mehr vorhanden, so sehr ich es auch hoffte und wünschte. Erst nächsten Montag, 20. dieses, wird etwas mehr als der vierte Teil unserer Mannschaften entlassen und vielleicht 8 Tage darauf wieder etwas, oder der Rest? und der Divisionsstab höchstens acht Tage nach Entlassung der letzten Truppen. Das ist eine traurige Geschichte. Am Neujahr werden wir also wahrscheinlich noch in diesem traurigen Nest sitzen, oder höchstens etwa in Zug, das ein wenig besser ist. Unsere letzten acht Tage werden wir in Zürich durchjagen.

Schwyz, 19. Dezember 1847.

Ich wollte gestern schreiben, kam aber nicht dazu; den ganzen Tag Dienst, viel zu thun, wobei doch wenig herauskommt. Des Morgens Bureau-Arbeiten, um 11 Uhr große Wachtparade, wo alle Offiziere im größten Wichs zu erscheinen hatten. Nachher Visite des Divisionsstabs bei den hiesigen eidgenössischen Repräsentanten darauf Vorstellung des sämtlichen hiesigen Offizierkorps bei den genannten Herren, Austausch von schönen Reden mit viel Kunst und Eloquenz, wobei besonders der eine der Repräsentanten, Landammann Hungerbühler, sich durch schönen und begeisterten Fluß der Rede hervorthat. Darauf große Tafel mit Toasten ꝛc., Spazierritt, Korrespondenz, Feuerwerk von sechs großen Signalraketen, kurz den ganzen Tag vielerlei zu thun, und viel changement de décoration.

Schwyz, 23. Dezember 1847.

Unsere Division wird nun umgetauft, von morgen an ist sie nicht mehr Nr. 5 sondern Nr. 3, wovon man für die Adresse beste

Notiz nehmen muß. Es bleiben also nur noch statt sechs Divisionen die drei Rilliet, Ziegler und Gmür, und ich hoffe sehr, daß bald unser Divisionsstab entlassen werden wird und der Rest unserer Truppen unter das Divisionskommando von Oberst Ziegler gestellt wird. Diese Nacht hat es ordentlich geschneit und es ließe sich prächtig Schlitten fahren, si on en avait.

Schwyz, 25. Dezember 1847.

Heute war protestantischer Gottesdienst in der Jesuitenkirche! Ich wohnte bei. Natürlich nur Militärs und die Kirche ganz voll. Gesang von Kirchenliedern aus freier Kehle ohne Gesangbuch durch die Appenzeller Scharfschützen. Gute Predigt durch einen St. Galler Feldprediger. Abendmahl für alle Anwesenden.

Schwyz, 29. Dezember 1847.

Vorgestern und gestern war Freund X. hier mit einem andern mir unbekannten Herrn. Er macht eine Rundreise in den kleinen Kantonen herum, um Berichte zu sammeln und sich über den ganzen Hergang und die Folgen des Feldzugs en amateur zu erkundigen. Es ist aber merkwürdig, wie die Basler mit Blindheit geschlagen sind und so auch er. Seine Berichte sammelt er bei Sonderbündlern, glaubt alles aufs Wort und was wir ihm selbst als Augenzeugen angeben und versichern, wenn es im Geringsten zu unsern Gunsten und zu Ungunsten des Sonderbundes lautet, davon wird kein Wort geglaubt. Ich bin versichert, er wird Nachrichten nach Basel bringen, die wahrscheinlich der Basler Zeitung Stoff zu Ausfällen liefern sollen, welche ans Aschgraue grenzen.

Luzern, 5. Januar 1848.

Wir sind weder im Schweizerhof, weil dort der Herr Gastgeber ungeschliffen war, noch im Schwanen, weil dort zu wenig heizbare Zimmer sind, sondern in der Waage sehr gut einquartiert, und meine Dienste sind sogleich diesen Morgen von meinem Herrn Obrist sehr bedeutend in Anspruch genommen worden. Diesen Abend

soll ich ihn zu einem souper diplomatique begleiten, wozu auch Oberst Ziegler mit seinem Stab geladen ist. Es ist für Oberst Ziegler ein Abschiedsessen bei Schultheiß Kopp, und ich bin von unserm Stab der von Oberst Gmür einzige zu seiner Begleitung auserwählte, was ich ihm zwar gerne geschenkt hätte, was ich aber doch als Ehre annehmen muß. Mein Oberst hat nun das Kommando über alle in den Kantonen Zug, Schwyz, Uri und Luzern zurückbleibenden Truppen, zusammen zehn Bataillone und Spezialwaffen, jedoch ohne Artillerie, welche alle entlassen ist. Vier Berner-Bataillone befinden sich dabei, so daß wir zu guterletzt diese Bären noch zu dressieren bekommen. Wir bleiben somit die einzige und letzte Division und haben keine Nummer mehr, sondern sind nur unter dem Namen Division Gmür bekannt. Die Truppen, die noch in Freiburg und Wallis stehen, sind unter dem speziellen Befehl des Chefs des Generalstabs, da sie von uns zu weit entfernt sind. Es erwartet aber jedermann, daß unser Dienst nicht mehr lange währen wird.

Luzern, 7. Januar 1848.

Wann ich komme, weiß ich durchaus nicht, auch kanns noch niemand wissen. Doch wird nun Uri von Truppen befreit und so wirds nach und nach auch dazu kommen, daß wir aus dem Sonderbund befreit werden, vielleicht schneller als wir jetzt hoffen können. Luzern ist nicht viel kurzweiliger für uns als Schwyz, wenigstens bis jetzt. — Vorgestern war ich mit meinem Oberst an dem Souper bei Schultheiß Kopp, wo jedoch keine Damen anwesend waren. Oberst Ziegler mit einem Adjutanten, die beiden Kommissarien, Regierungsrat Bollier von Zürich und Oberrichter Bürky von Solothurn, sowie der eidgenössische Oberst Schuhmacher von hier und der Sohn des Schultheißen, Stabshauptmann Vital Kopp, und endlich ein Berner Artillerieoffizier von Erlach waren anwesend. Das Souper sehr gut und die Unterhaltung gut und munter.

Luzern, 9. Januar 1848, Sonntag abends.

Heute ist auch der Artilleriestabsmajor Crinsoz de Cottens entlassen worden und abgereist, an welchem wir viel verlieren, denn ich habe selten einen angenehmern, artigern, witzigern und zugleich feinern Gesellschafter gefunden, als diesen überdies geschickten Offizier, auch war sein Abschied zärtlich und gestern hatten wir noch ihm zu Ehren ein splendides Nachtessen. Sulzer ist mit ihm nach Bern verreist, um dort aus Auftrag unseres Obersten das Portrait des Generals zu verfertigen.

Luzern, 11. Januar 1848.

Jeden Tag hoffe ich eine neue Reduktion der Truppen anlangen zu sehen, aber bisher vergeblich; doch muß das Ding nun bald notwendig anders werden, denn wir sehnen uns alle nach der Heimat, ausgenommen vielleicht unser Oberst, der viel lieber eidgenössischer Oberst zu sein scheint, als Gastwirth in Schännis, doch dies macht nichts zur Sache, weil wir jetzt unter den Tatzen der Tagsatzung stehen und von ihr durch den General Halt und Marsch kommandirt wird. Es ist uns allen schändlich verleidet in diesem Sonderbund, obgleich der Aufenthalt hier erträglicher ist als in Schwyz. Morgen früh soll ich mit dem Oberst nach Arth fahren wo er eine Zusammenkunft mit den Repräsentanten von Zug hat. Ich wünsche bald alle diese Civilisten zum Kuckuk, langweilige, unpraktische Menschen, welche uns nur immer Wirrwarr in alles hineinbringen.

Luzern, 13. Januar 1848.

Unsere Schlittenfahrt nach Arth ist glücklich von Statten gegangen, obgleich im Grund wenig Amusement dabei war, wie überhaupt lange Schlittenfahrten nur ermüden oder wenigstens langweilen. In Arth kamen sechs, sage sechs, dergleichen Wundertiere, eidgenössische Repräsentanten genannt, zusammen, ferner ein Sekretär, Oberst Gmür, Oberst Ritter aus Schwyz und wir zwei Adjutanten.

Es handelte sich um eine Protestation der genannten sechs gegen einen Befehl des Vororts und des Generals, wieder einen Brigadestab, drei Bataillone, drei Scharfschützen-Kompagnien und eine Kavallerie-Kompagnie zu entlassen, indem, wie es scheint, die genannten Herren mit den übrig bleibenden sechs Bataillonen ihre hohen Existenzen nicht hinlänglich gesichert hielten im Sonderbund. Einer dieser Edlen ist diesen Morgen expreß nach Bern verreist, um die Sache rückgängig zu machen. Mir graustś jedesmal, wenn man mit diesen Menschen zu thun hat, und die werden nicht ruhen, bis sie uns bis Lichtmeß wenigstens hier festgebannt haben werden. Es ist zum Tollwerden. Ob wir jetzt gehen oder noch ein Halbjahr hier sitzen, ist eins; dieses Volk in Luzern und Schwyz wird doch wieder treiben, was ihm beliebt, sobald wir den Rücken gekehrt. Doch hoffe ich immer noch, der Vorort werde die Reklamation nicht annehmen und auf der Entlassung beharren, was denn wieder ein ordentlicher Rutsch vorwärts ist.

Luzern, 15. Januar 1848

Jetzt sind wir schon in der Mitte des Januar; muß wohl dieser traurige Monat ganz zu Ende gehen, ehe wir aus unsern blauen und grünen Kitteln erlöst werden? Sulzer ist diesen Morgen früh von Bern zurückgekehrt, er hat uns die Nachricht gebracht, daß der General heute sein Kommando abgebe, da die Truppenzahl nicht mehr hinlänglich ist, um ein Generalkommando zu bedürfen. Oberst Gmür wird somit das Oberkommando erhalten über alles, was übrig bleibt. Es sollen aber jetzt wieder bedeutende Entlassungen stattfinden und der Rest der Armee nächstens auch entlassen werden.

Luzern, 17. Januar 1848.

Was ich doch heute schon gesudelt habe, ist unglaublich, und beinahe an allem sind die Konfusionsräte oder Repräsentanten schuld. Nichts als Ordre und Gegenordre; man weiß bald nicht mehr, wo

einem der Kopf steht. Aus den Entlassungen, welche schon angeordnet waren, ist nichts geworden, und man hat überall wieder Halt kommandieren müssen. Nun wird hoffentlich bald der ganze Rest zusammen nach Hause geschickt; es wird noch gewartet, bis die Sonderbündler mit ihren neuen Wahlen fertig sind, und das ist nun bald am Ende.

Luzern, 19. Januar 1848.

Heute waren wir in Unterwalden, Oberst Gmür, Sulzer und ich, dann der eidgenössische Oberst Gerwer mit zwei Adjutanten und ein Ordonanzoffizier, also unser sieben; ferner haben wir zehn Mann Blechmusik mitgenommen und den Kapellmeister, welche uns sehr gut unterhielten, da sie hübsch blasen, es ist St. Galler Musik. Im Schlitten fuhren wir nach Winkel und im Schiffchen nach Stansstad, wo wir zu Mittag speisten. Nach dem Essen spazierten wir mit der Musik nach Stans, besuchten unterwegs den Maler Zelger, der uns bereitwilligst seine Landschaftensammlung zeigte. In Stans besuchte ich mit Sulzer den Maler Deschwanden, der nun ein schönes neues hohes Atelier hat und viele hübsche große Altarblätter, teils fertig, teils in Vollendung. Um 7½ Uhr erst waren wir wieder hier.

Luzern, 21. Januar 1848.

Was meine Rückkehr anbelangt, weiß ich noch nichts genaues darüber zu sagen; wenn wir nur einmal wüßten, wann die schöne Stunde der Entlassung schlagen wird, daß man doch ein Ziel vor Augen hätte. Aber wir wissen noch nichts. Wenn nur etwa einmal über Nacht die Repräsentanten ausgenommen oder gestohlen würden, so könnten wir abmarschieren.

Luzern, 26. Januar 1848.

Morgen marschieren drei Bataillone und vier Scharfschützenkompagnien, der Rest dieser Waffe, nach Hause. Der Kanton Zug muß geräumt werden, da es die dortigen Repräsentanten verlangen;

dann bleibt noch gerade genug Mannschaft übrig, um eine Brigade zu bilden, welche Oberst König oder Oberst Ritter übernehmen wird, wie es jetzt mit den Truppen in Freiburg und Wallis steht. Auch Luzern muß nächster Tage geräumt werden, da die Luzerner ihre Pflichten erfüllt haben.

Luzern, 28. Januar 1848.

Es ist doch großartig, was die Basler Zeitung über uns erfindet. In Hochdorf habe man ein Bataillon, in Hohenrain vier Kompagnien einzig bei den Roten einquartiert, während an beiden Orten nie mehr als eine Kompagnie bei allen Bürgern gleichmäßig verteilt war. — Das Militärkommando habe sich in die Wahlen des Kantons gemischt und allen möglichen Betrug und Schabernack getrieben, während ein eigener Divisionsbefehl Anfangs Januar allen Militärs strenge verbot, sich in irgend eine Versammlung zu begeben, sich in irgend etwas zu mischen, und die Kommandanten anwies, während jeder Wahlversammlung die Truppen zu sammeln und Uebungen oder promenades militaires mit ihnen während der ganzen Dauer der Verhandlungen vorzunehmen, was auch genau beachtet wurde. Man muß aber nur bedenken, wie man früher immer von der Basler Zeitung bedient wurde, wie alle Ingredienzen des Sonderbundes als durchaus nobel, tadellos, unbefleckt, unschuldig, beinahe himmlisch dargestellt wurden, und was wir dagegen gesehen und gehört haben. Es ist traurig, daß wir, die letzten vom Regiment, la vieille garde, die wir alle von Sehnsucht nach der Heimat brennen und aus lauter unbeugsamem Gehorsam für die oberste Bundesbehörde hier bleiben und ausharren, noch von diesem Blatt so schnöde und schlecht durchgehechelt werden müssen.

Luzern, 1. Februar 1848.

Es thut mir ungemein leid, daß ich immer noch „Luzern“ schreiben muß; am 1. Februar noch Luzern! Gott im Himmel,

diese miserable Existenz! Ich wäre gewiß schon daraus gelaufen, hätte Urlaub oder Entlassung verlangt, wenn man nicht täglich der Excellenz gnädigste Entlassung unseres Stabs erwartete: ich sage täglich, denn jeden Morgen stehen wir mit der frohen Erwartung auf, diese erwünschte Botschaft vorzufinden, welche von uns allen wie die größte Siegesbotschaft begrüßt würde. Aber leider ist bis jetzt noch nichts erfolgt und traurig, wirklich traurig, schleppen wir unsere Tage hin. Bis nach 9 Uhr beschäftigen wir uns mit dem Frühstück und dem Lesen einiger elender Zeitungen. Sie sind im Grund alle gleich und am besten wäre, es gäbe gar keine. Dann humpeln wir auf unser Bureau, wo einiges geschrieben und diktiert wird; einmal währt dies zwei Stunden, ein andermal eine halbe Stunde. Um 12 Uhr Mittagessen in der Waage, das bis gegen 2 Uhr hinausgezogen wird. Dann wird befohlen die Pferde zu satteln oder anzuspannen. Der Oberst fährt gewöhnlich und nimmt irgend jemand mit, einen Repräsentanten oder dergleichen. Sulzer und ich reiten und es vergeht selten ein Tag, ohne daß dies vollführt wird, und die Zeit, die wir mit dem Ritt zubringen, ist die angenehmste des Tages, oder die am wenigsten unangenehme. Gestern hat's angefangen aufzuthauen und heute ist kompletes schmutziges Thauwetter, so daß wir nicht ausritten. Hoffentlich wirds aber wieder etwas kälter werden und wieder etwas neuen Schnee geben, damit wir doch diese unsere letzte Ressource noch genießen können, so lange oder so kurz wir noch in dieses Galgenland verbannt bleiben. Um 4 Uhr, 5 oder 5½ Uhr wandelt man wieder aufs Bureau, wo man schreibt, wenns zu schreiben giebt, das geht bis 7 Uhr oder auch etwas länger bis gegen das Nachtessen, welches wieder in der Waage um 8½ Uhr stattfindet. Diese interessante Mahlzeit wird mit Cigarrenrauchen und Gesprächen verlängert bis gegen 11 Uhr, wo man sich alsdann gegenseitig Knicxe schneidet und jeder seine Lagerstätte aufsucht. Die Gespräche

sind oft von ziemlichem Interesse, da ist die große Excellenz und Majestät Ochsenbein schon etwas durchgehechelt worden, und wenn sie hätte zuhören können, hätte sie sicher eine großartige Meinung von unserer Ergebenheit gewonnen. In diesem Punkt sind wir alle, von oben bis unten, einverstanden. Einen angenehmen Gesellschafter haben wir da seit einiger Zeit an einem Dr. Blösch von Biel, der seit etwa 14 Tagen als eidgenössischer Spitalarzt hier ist und mich gleich als Landsmann begrüßte. Er ist ein sehr artiger, bescheidener Mann und soll ein geschickter Arzt sein.

Zürich, 20. Februar 1848.

Nur einige Worte um dir zu sagen, daß ich gestern Abend 7 Uhr glücklich hier angelangt bin. Unser Quartier ist Hotel Baur, ich habe dasselbe Zimmer wie früher. Nach allem, was bis jetzt gesprochen worden, sind wir bis Donnerstags beisammen, so daß ich wahrscheinlich Samstags wieder daheim sitzen werde.

Erlebnisse eines Pariser Polytechnikers
während der Februar-Revolution des Jahres 1848.

Von Fritz Stehlin, Ingenieur, † 1857.
Mit Einleitung und Noten von J. Schneider.

Unter den durch Conventsbeschluß geschaffenen Specialschulen Frankreichs hat die am 21. ventôse an II (11. März 1794) creirte Ecole polytechnique sich wohl am meisten hervorgethan.

Zweimal im Laufe eines Jahrhunderts, im Juli 1830 und im Februar 1848, ist es ihren Zöglingen, als solchen, vergönnt gewesen, an der politischen Umgestaltung Frankreichs in hervorragender Weise sich zu beteiligen.

Ihnen vor allen hat Frankreich den geordneten Gang und den raschen Abschluß der Julirevolution zu verdanken.

Die glänzende Rolle, welche sie während dieser Tage gespielt haben, ist denn auch von den Geschichtsschreibern aller Parteien rückhaltlos gewürdigt worden.

Viel weniger anerkannt, wohl weil nicht genügend präzisiert, wird hingegen der Anteil, den sie an den Februarereignissen des Jahres 1848 genommen haben.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen, von einem Polytechniker „der vordersten Reihe" unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben, erbringen uns den Beweis, daß die Intervention der Schule während der Februarrevolution, obgleich durchaus friedlicher Natur, für sie ebenso glorreich und für Frankreich ebenso heilbringend war, wie diejenige im Juli 1830.

Der Verfasser ist ein Basler,[1]) Carl Friedrich Stehlin, Sohn des Bürgermeisters Johann Jakob Stehlin und der Frau Margaretha geb. Hagenbach. Geboren am 16. Mai 1827 trat er im Jahre 1846, nachdem er zuerst in Basel und dann, seit 1844, im

Collège Sainte-Barbe in Paris die nötige Vorbildung empfangen hatte, in die Pariser Ecole polytechnique ein, um sich zum Ingenieur auszubilden. Am 24. Februar 1848 folgte er wie die meisten seiner Commilitonen der Aufforderung Charles de Freycinets,[2] auszuziehen, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen und weiteres Blutvergießen zu verhindern. Als dann Ludwig Philipp Paris verlassen hatte, stellten sich die Polytechniker der provisorischen Regierung zur Verfügung. Fritz Stehlin war einer der zwanzig Auserlesenen, die unter Führung Freycinets derselben als Adjutanten und Friedensemissäre dienten. Im Frühsommer 1848 verließ er die Schule, nachdem er sein Examen ehrenvoll bestanden hatte, und wandte sich zu seiner weitern Ausbildung nach England. Später übernahm er dann die Oberleitung über eine große Maschinenfabrik in Zöptau in Mähren, mußte aber diese Stellung, nachdem er in der Neujahrsnacht von 1850 auf 1851 von einem Nervenschlaganfall betroffen worden war, verlassen und nach Basel zurückkehren. Im Spätjahr 1856 wurde er hier zu der neugegründeten Stelle eines obrigkeitlichen Technikers berufen. Schon Mitte März 1857 sah er sich aber in Folge seines zerrütteten Nervensystems, genötigt seine Arbeiten einzustellen. Ein mit starkem Husten verbundenes Brustleiden hielt ihn an das Zimmer und bald an das Krankenlager gefesselt. Alle Pflege und Fürsorge war vergeblich. Am 1. Mai 1857 entschlief er im Alter von nicht ganz 30 Jahren. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er noch die Nachricht empfangen, daß ihm von dem Schiedsgericht, das die Stadtverwaltung von Wien niedergesetzt hatte, um über die eingegangenen Projekte eines Brückenbaues sein Urteil abzugeben, von dreizehn Bewerbern der erste Preis zuerkannt worden sei.[3])

* * *

Neujahrstag 1848.

Durch außerordentlichen Befehl des Generals wurde heute die Diane erst um 7 Uhr geschlagen; wir schliefen daher das neue Jahr an. Ueberhaupt hat sich der General Aupick[4]) sehr großartig betragen im Vergleich zum General Rostolan,[5]) welcher als alter Soldat ohne höhere Bildung nicht leicht von dem vorgeschriebenen Dienste abwich. Wir hatten Erlaubnis schon um 8 Uhr auszugehen. Da jedoch im Winter das Leben in Paris erst um 10 Uhr angeht, so blieben

wir viele einige Stunden in der polytechnischen Schule, um erst nachher zum Frühstück zu gehen und dann die Neujahrsbesuche abzustatten, welche eigentlich mehr die Portiers der Personen, welche man zu besuchen hat, als diese Personen selbst betreffen, indem man nur dem Portier die Karte abgiebt. Im Café las ich in den Journalen, daß Madame Adélaïde, Schwester des Königs, den 31. Dezember Morgens 3½ Uhr abschied, was uns schon Tags zuvor offiziell angezeigt worden war; es soll ein sehr inniges Verhältnis zwischen dem König und seiner Schwester stattgehabt haben. Nichts bedeutendes soll er unternommen haben, ohne Adélaïde um Rat gefragt zu haben. Ihr Vermögen und Besitzungen überließ sie den Prinzen von Joinville und Montpensier, welcher erstere diese Erbschaft ziemlich nötig hatte, da er wegen seiner zweideutigen Aufführung von andern hohen Abgeschiedenen vernachlässigt worden war. Wegen des Todes Adélaïdens empfing der König heute die gewöhnlichen Neujahrsbesuche nicht, weshalb man die Unzahl von Uniformen aller Farben und jeden Schnittes heute nicht in den Straßen antraf. Abends besuchte ich das Theater Gymnase dramatique, wo mehrere sehr artige Vaudevilles vortrefflich gespielt werden. Diese kleinen Lustspiele sind es, wo die französischen Schauspieler wirklich ausgezeichnet sind. In der großen Tragödie sieht man den Schauspielern immer an, daß ihre Rollen nicht in ihrem Charakter liegen, während seine Vaudvilles die treuesten und ächtesten Abdrücke des französischen Nationalcharakters und Lebens sind.

Im Theater vernahm ich noch die Gefangennahme Abd el Kaders durch die Franzosen. Von den Marokkanern geschlagen, wurde er auf der Flucht von französischer Kavallerie umringt, so daß ihm keine andere Wahl blieb, als sich zu ergeben. Endlich also nach siebzehn Kriegsjahren gelang es der französischen Kriegskunst nach unermeßlichen Opfern diesen kühnen Häuptling unschädlich zu machen, nachdem er ihnen schon mehr als zehnmal entwischt war. Viele

glauben, man hätte ihn schon lange gefangen nehmen können, aber man habe nur gewartet, um den Ruhm dem Duc d'Aumale zuschreiben zu können, welcher seit drei Monaten Gouverneur der Provinz Algier ist. Den Soldaten und hauptsächlich den Offizieren ist es gar nicht recht, daß dem Kriege endlich ein Ende gemacht worden, indem ihnen das Avancement abgeschnitten wird.

2. Jänner.

Heute stattete ich dem Kupferstecher Weber [6]) einen Besuch ab. Er zeichnete gerade an dem Porträte meines Bruders, welches ihm ziemlich gut zu gelingen scheint: die Gewohnheit, Zeichnungen genau auf Kupfertafeln überzutragen, verleiht ihm eine große Fertigkeit Porträte zu zeichnen; doch zieht sie auch den Fehler nach sich, zu streng und sklavisch das Gesicht abzuzeichnen, ohne Geist und Charakter wieder zu geben, was für Herrn Weber um so leichter wäre, als er meinen Bruder schon seit einigen Jahren kennt. Ueberhaupt sollte man nicht sowohl bei einem Porträte scharfe Aehnlichkeit der Gesichtsform, als vielmehr den getreuen Abdruck des Charakters und des Geistes verlangen; ist es doch die Seele, welche aus dem Auge spricht, das Gemüt, welches sich in den Zügen spiegelt, was wir weit höher schätzen als die äußere Form. Während Weber arbeitete, durchging ich Retzsch's Radierungen zu Schiller's Glocke; [7]) die schöne Auffassung und die reine Zeichnung und der dem Gedichte gemäße Charakter dieser Bilder machen sie wirklich ausgezeichnet. Leider ist die Ausgabe schon vergriffen und Retzsch schon gestorben, [8]) so daß von seiner Meisterhand keine zweite Ausgabe erscheinen wird. Ich besah auch noch La vie privée des animaux par Grandville. [9])

16. Jänner.

Unsere Schweizerangelegenheiten [10]) sind letzte Woche [11]) vor der Pairskammer behandelt worden und von der Tagsatzung freundlichen und feindlichen Pairs ist Guizot [12]) wegen seiner Handlungsweise scharf angefochten worden. Montalembert, [13]) das Haupt der ultrakatholischen

Partei hielt eine lange und in rednerischer Beziehung ausgezeichnete Rede. Mit warmer Beredsamkeit schilderte er das Unglück der unterlegenen kleinen Kantone. Allein seine Sympathie für dieselben läßt ihn auch eine Menge Uebertreibungen und Verläumdungen gegen die Tagsatzung sagen. Entweder ist er von den Vorgängen in der Schweiz sehr schlecht unterrichtet, was sehr wahrscheinlich ist, oder er scheut keine Mittel, um die Gegner seiner Beschützten in schlechten Ruf zu bringen. Heute war ich in einem Konzerte, welches die Société de musique classique giebt; die ausgezeichnetsten Künstler des Conservatoire wirkten dabei mit. Hauptsächlich mußte ich eine Klavierspielerin dabei bewundern, Madame Wartel. Ich habe zwar die großen Matadoren der Klavierspieler wie Liszt und Thalberg noch nicht gehört, allein soviel ich über sie vernahm, so sollen sie, während sie spielen alle möglichen Gesichter schneiden, die Haare schütteln, den Körper wiegen und andere lächerliche Geberden machen, welche ihre Schüler nie vergessen nachzuahmen, da sie glauben, wenn sie nur die schlechten Gewohnheiten ihrer Meister nachahmen, so werden sie auch bewundert, ungefähr wie die Dichter, welche recht gemeine und grobe Ausdrücke in ihren Stücken gebrauchen, weil der Meister der Tragödie Shakespeare sich oft etwas starker Worte und Wendungen bediente. Bei Frau Wartel ist es gerade das Gegenteil: Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und seltener Ruhe gleiten ihre Finger über die Tuschen; sie bewegt den Körper nur soviel als nötig um den Händen zu folgen, welche die Oktaven des Instrumentes durchlaufen.

13. Februar.

In der Deputiertenkammer geht es ziemlich hitzig, man möchte fast sagen gemein zu. Die beiden Parteien sagen sich Dinge, welche man sich sonst in guter Gesellschaft nicht sagt und am Ende doch nur wegen der elenden Reformistenbankette, welche jetzt so in vogue sind, daß die Regierung, welche den ersten ganz ruhig zugesehen

hat, jetzt plötzlich glaubt, sie verbieten zu müssen. Eine betrübtere demokrative Demonstration als diese Banketts giebt es wahrlich nicht. Da sitzen die Herren zusammen, essen gut, trinken viel und am Ende, wenn der Wein auf gewohnte Weise die Zunge löst, so werden eine Menge Toaste über Gemeinplätze wie Emancipation des Volkes u. s. w. gebracht. Dann ist die ganze Geschichte zu Ende und jeder sucht so gut wie möglich nach Hause zu kommen.

22. Februar.

Auf heute war der Tag des Reformbankettes des 12. Arrondissements [14]) von Paris angesagt. Die Regierung hatte ihre Maßregeln getroffen, überall Truppen aufgestellt, welche anfänglich dem zusammengerotteten Volke imponierten. Von allem dem wußten wir Polytechniker nur sehr wenig und waren daher nicht wenig erstaunt zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags, als wir über den Hof weg das Geschrei einer versammelten Menschenmenge hörten, welche uns ungestüm verlangten, damit wir uns an ihre Spitze stellen um mit ihnen die Truppen anzugreifen. „Vive la réforme!“ „A bas Guizot!“ „On demande les élèves de l'Ecole“, ging es an einem fort. Plötzlich vernahmen wir das Geräusch ansprengender Pferde, worauf es ruhig wurde; eine Schwadron Munizipalgarde hatte den Volkshaufen auseinandergesprengt. Nachmittags vernahmen wir von den Fechtmeistern, daß der Eingang in die polytechnische Schule von Pflastersteinen, welche dagegen geschmettert worden waren, sehr beschädigt sei; zugleich sagten sie uns, daß ungeheuere Volkshaufen in den Straßen umherziehen, die Marseillaise und das Lied der Girondisten [15]) singend. Doch behielt das Militär heute noch die Obermacht; das Bankett wurde nicht abgehalten.

23. Februar.

Während des ganzen Vormittags ging nichts Besonderes vor sich. Ehe wir Nachmittags ausgingen, ermahnte uns der General, so wenig wie möglich an den Unruhen Teil zu nehmen und zeigte

uns die Quartiere St. Martin und St. Denis als diejenigen an, welche gegenwärtig die unruhigsten seien. An der Thüre empfing uns ein Volkshaufe mit jubelndem: Vive l'Ecole polytechnique. Ich ging über den Platz des Pantheons, wo eine Menge Kavallerie und Infanterie aufgestellt war. Da ich mich erinnerte gehört zu haben, daß an der Julirevolution einige Polytechniker von Volkshaufen ergriffen und an ihrer Spitze gezwungen worden waren die Truppen anzugreifen, und ich keineswegs im Sinne hatte, die gleiche Rolle zu spielen, umsoweniger, als mich die ganze Geschichte eigentlich nichts angeht, so blieb ich ruhig im Quartier Latin.[16] Abends im Café erfuhr ich, daß im Marais[17]) und in der Rue du Temple schon einige Barrikaden aufgeworfen, von den Truppen angegriffen und von dem Volke tapfer verteidigt worden waren. Gleich darauf kam die Nachricht von der Entlassung der Minister. Unter der Leitung Molé's[18]) und Odilon Barrots[19]) sollte sich ein neues Ministerium bilden. Diese Nachricht beruhigte einigermaßen das Volk; doch glaube ich, daß dasselbe auch dadurch ermutigt wurde. Das aufgeregte Volk ist unverschämt genug die ganze Hand zu wollen, wenn man ihm den Finger giebt.

Ich ging Abends noch ein wenig durch die Straßen und begegnete einem ungeheueren Volkshaufen von einigen Tausend Menschen, welche schreiend und singend alle Straßen beim roten Scheine von Pechfackeln durchzogen. Unbewaffnet, wie sie waren, konnten sie wenig ausrichten; auch schien es mir eher ein Triumphzug zu sein, als eine bösartige Demonstration. Auf dem Pont-neuf waren wieder Truppen; einige Soldaten der Linie und Nationalgarden standen um ein Wachtfeuer, welches sie am Fuße der Statue Heinrich IV. angezündet hatten und bildeten eine recht malerische Gruppe. Bei der Rückkehr in die polytechnische Schule fand ich den Platz vor derselben gedrängt voll von Menschen; der gleiche Zug, welchen ich schon in den Straßen angetroffen hatte, war hieher gekommen und

verlangte dringend, wir sollen mit ihnen gehen, man schlage sich in den Straßen St. Denis und St. Martin und wir müssen sie anführen. Für diesen Abend schlugen wir noch die Ehre des Oberkommandos über das schöne Gesindel aus.

24. Februar.

Die ganze Nacht hindurch hatten wir Kleingewehrfeuer, die Sturmglocken und den Generalmarsch der Garde nationale gehört. Dies regte natürlich die Gemüter auf. Auch wurde heute Morgen beschlossen auszuziehen und der Garde nationale beizuteilen und mit ihr alles Blutvergießen zu verhindern und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Trotz der anständigen Ermahnungen unseres Generals zogen wir Morgens 9 Uhr alle miteinander aus, über den Platz des Pantheon, welcher von Truppen aller Art übersäet war, und begaben uns in die Mairie des 12. Arrondissements, wo wir uns in zwölf Abteilungen verteilten. Jede dieser Abteilungen kam in eines der zwölf Arrondissements, so daß wir ungefähr gleichmäßig in ganz Paris verteilt waren. Mich bestimmte das Loos ins 7. Arrondissement,[20]) dessen Mairie in einem der unruhigsten Teile, im sogenannten Marais, liegt. Von einem Piket Nationalgarde begleitet, begaben wir uns an unseren Bestimmungsort; unser Zug glich einem Triumphzug. Ueberall empfing uns das Volk mit jubelnder Freude; jeder wollte uns die Hand drücken und bemühte sich, uns über die zahlreichen Barrikaden zu helfen, welche in der Nacht aufgeworfen worden und an welchen man zum Teile noch arbeitete. Unterwegs hatte ich auch Gelegenheit, das heillose Benehmen der Garde municipale zu bemerken. Ein ganz friedlicher Volkshaufe kam uns auf dem Marché aux fleurs[21]) entgegen um uns zu begrüßen, als ein Posten Munizipalgarde Feuer auf denselben gab; zum Glück wurde Niemand getroffen. Nach langen Umwegen kamen wir endlich in unsere Mairie, wo die Nationalgarde versammelt war, aber wegen Mangel an Munition sich nicht

getraute einen Ausfall zu machen. Von der Freude dieser Leute, als sie uns ankommen sahen, kann man sich keinen Begriff machen. Graue und weiße Häupter versicherten uns, daß wenn wir uns an ihre Spitze stellten, sie uns überall hin folgen würden. Man gab uns ein Zimmer, wo wir mit dem Kommandanten der Legion die nötigen Vorkehrungen trafen. Bald darauf brach ich mit einer Kompagnie Nationalgarde auf, um in einer Gendarmerie-Kaserne, welche vom Volke bedroht war, Ordnung zu schaffen. Als wir zum Eingange kamen, wurden die Waffen schon abgeliefert; der Oberst, der Kaserne, welcher wohl einsah, daß gegen die aufgeregte Volksmasse kein Widerstand möglich war, hatte selbst den Befehl zur Auslieferung gegeben; ich konnte daher mit meinen Leuten nur machen, daß keine Unordnungen dabei vorkamen. Blanke Kavalleriesäbel, schön geputzte Stutzer und Pistolen wurden zu hunderten dem Volke übergeben. Damit die gleiche Kaserne nicht noch einmal von einem andern Volkshaufen beunruhigt würde, stattete ich dem Obersten einen Schein aus, worin ich bestätigte, daß alle Waffen ausgeliefert seien. Kaum war ich von dieser Expedition zurück, so kam die Nachricht, man schlage sich beim Hotel de Ville. Auf der Stelle begab ich mich mit Ducrocq an der Spitze eines Bataillons Nationalgarde dorthin; da aber der Weg ziemlich weit ist und hauptsächlich die Barrikaden uns hinderten, schneller zu gehen, so waren die Kanonen, welche dort aufgestellt waren, schon im Besitze des Volkes und die Kanoniere schon zu Gefangenen gemacht. Da unser Bataillon ohne uns den Wachdienst vor dem Hotel de Ville versehen konnte, so ging ich mit Ducrocq in den Sitzungssaal des Munizipalrates, wo einige Mitglieder dieses Rates versammelt waren und wo wir auch noch einige unserer Kameraden fanden. Die Munizipalräte baten uns bei ihnen zu bleiben und ihrer Sitzung beizuwohnen, um das Volk, welches stürmend eindringen wollte, abzuhalten. Es war ungefähr 1 Uhr. Es wurde zuerst vorgeschlagen, da der König in

Paris nicht mehr Ordnung halten könne, so wolle der Munizipalrat die nötigen Maßregeln dazu treffen und sich deshalb als regierende Behörde konstituieren. Da man die Ereignisse, welche unterdessen in der Deputiertenkammer vorgefallen waren, noch nicht kannte, so wurde der Vorschlag mit der gewohnten Behaglichkeit besprochen. Bald wurde aber die Sitzung durch eindringende Bewaffnete gestört, welche verlangten, der Sitzung beizuwohnen. Die Verhandlungen wurden weiter geführt, so gut es bei dem Lärm des sich um die Eingänge drängenden Volkes gehen mochte. Gegen 3 Uhr aber kamen Garnier-Pagès[22]) und einige andere Deputierte der Opposition mit der Nachricht die Deputiertenkammer sei aufgelöst und der König habe abgedankt zu Gunsten des Grafen von Paris.[23]) Jetzt war keine Möglichkeit mehr das einströmende Volk abzuhalten. Der schöne Sitzungssaal wurde von Blousenmännern und Gesindel aller Art angefüllt; das Geschrei, das Geklirr der Waffen war fürchterlich. Ueberall hörte man: Louis Philippe n'a pas abdiqué, il est détrôné, c'est nous qui l'avons chassé cet . . ! Pas de régence! La république! Vive la république! Dazu wurden die Säbel geschwungen und die Hüte in die Luft geworfen. Einige wollten sogar, daß man sich der Person des Königs bemächtige und ihn zum Tode verurteile. So gut es gehen mochte, wurde Garnier-Pagès zum Maire von Paris ernannt. Er schlug eine provisorische Regierung vor, welche schon in der Deputiertenkammer angenommen worden und welche es auch hier obgleich mit einigen Modifikationen wurde. Nachdem Garnier-Pagès sich zurückgezogen hatte, um in einem besonderen Zimmer zu arbeiten, ging auch ich fort.

Während dieser Scene hörte man plötzlich gegen halb vier Uhr Kleingewehrfeuer auf dem Platze vor dem Hotel de Ville. Ich sprang sogleich hinunter und sah nur einige leere Pferde auf dem Platze irre herumrennen, einige andere tot am Boden liegen und einige Munizipalgardisten, welche auch in ihrem Blute lagen. Wie ich

vernahm, so war es eine Schwadron Munizipalgarde, welche auf den Platz gesprengt kam, um das dort befindliche Volk zu zerstreuen. Sie gaben Feuer auf das Volk, welches sich in die Häuser und anliegenden Straßen zurückzog und von da aus auf die Munizipalgarde schoß, einige Mann tötete und mehrere verwundete. Diejenigen, welche dem Tode entgingen, fielen einem Bataillon Nationalgarde in die Hände, welche sie zu Gefangenen machte. Den Toten und Verwundeten wurden gleich die Helme und Waffen abgerissen. Einige wurden vom Volke in das Hotel de Ville geschleppt, wo ich sie habe sterben sehen. Es waren prächtige Männer, vor einigen Minuten noch voll Kraft und Stolz auf ihren Pferden und jetzt blaß und röchelnd ihren Geist aushauchend! Der General St-Arnaud,[23]) welcher sich zufällig auf dem Platze befand, wurde von dem Volke verdächtigt, den Befehl zum Angriff gegeben zu haben. Einige Bewaffnete waren im Begriff ihn niederzumachen, als einige meiner Kameraden und ich ihn befreiten und ihn ins Hotel de Ville geleiteten, wo er erklärte, daß er mit der ganzen Geschichte nichts zu thun gehabt habe.

Um 5 Uhr ungefähr verließ ich das Hotel de Ville und ging gegen das Palais Royal, um mich ein wenig zu erfrischen und auszuruhen; denn seit 28 Stunden hatte ich nichts mehr gegessen. Doch ich mußte zuerst noch einer schreckliche Scene beiwohnen. Auf dem Platze vor dem Palais Royal in der Rue St-Honoré, hatte einige Stunden vorher ein hitziger Kampf zwischen dem Volke und den im gegenüberliegenden Wachtposten aufgestellten Truppen und Munizipalgarden stattgehabt; das Volk wurde Meister, zündete den Wachtposten an, in welchem etwa 50 Soldaten sollen verbrannt sein. Bald darauf brachte man die königlichen Wagen auch auf diesen Platz und verbrannte sie, drang in die königlichen Gemächer des Palais Royal ein, verwüstete Alles, warf die Möbel zu den Fenstern hinaus und zündete sogar das Gebäude an. Als ich daher gegen das Palais Royal kam, strömten mir Rauch und Flammen aus allen

Fenstern ab der Straße und aus dem Wachtposten entgegen; doch waren die Pompiers sehr geschäftigt sich des Feuers zu bemächtigen. Als ich endlich mich in den Vorhof durchgedrängt hatte, stellte sich meinen Blicken ein schreckliches Bild dar. Ein Volkshaufe von 5 bis 600 Menschen war in die Keller des Palais Royal eingedrungen und hatte sich mit den köstlichen Weinen betrunken; schreiend, brüllend drängten sie sich um die Kellerthüren, wo schon ein regelmäßiger Dienst eingerichtet war, indem diejenigen, welche im Keller waren, ihren Kameraden die Flaschen zu Dutzenden hinaufbrachten. Mit einem meiner Kameraden und einigen Nationalgardisten schaffte ich bald Ordnung. Ich ließ den Eingang besetzen und ging selbst in den Keller, wo man bis an die Knöchel im Wein watete, in welchem sich Betrunkene halbtot herumwälzten. Ich trieb alles hinaus und allen, welche Flaschen mitfortnehmen wollten, wurden dieselben am Ausgang zerschlagen. Die Thüre ließ ich schließen als die Keller geräumt waren und entfernte mich.

Die Galerie d'Orléans[24]) war in eine Ambulance umgewandelt. Mitleidige Leute hatten Betten gegeben. Wundärzte und Weiber aus dem Volke verpflegten freiwillig die Verwundeten aufs sorgfältigste und diese Scene schöner Aufopferung, obgleich sie auch traurig war, that mir ganz wohl nach dem scheußlichen Schauspiele, welchem ich soeben beigewohnt hatte.

25. Februar.

Der heutige Tag verfloß etwas ruhiger als der gestrige. Um meine Bekannten aus der Unruhe zu ziehen, in welcher sie schon geraume Zeit um mich schwebten, da man überall sagte, es seien Polytechniker gefallen und sehr viele verwundet, stattete ich denselben Besuche ab und fand sie je nach ihren politischen Meinungen in sehr verschiedenen Stimmungen. Die einen, Anhänger des Ex-Königs, waren niedergeschlagen und sahen traurigen Blickes der Zukunft entgegen, während die andern, Anhänger der Republik, mit freudigen

Gesichtern sich Glück wünschten über den errungenen Sieg und hoffnungsstrahlend ihr Auge den kommenden Zeiten entgegen sehen ließen. Unterwegs vernahm ich, daß alle die getrennten Forts, welche um Paris herum liegen, selbst Vincennes, wo ein unermeßlicher Artillerie- und ein unerschöpflicher Munitionspark lag, sich ohne Schwertstreich ergaben. Obgleich diese Nachricht sich später bestätigte, so wurde sie doch von einigen Uebelwollenden widerrufen und als falsche Nachricht erklärt, welche das Gouvernement provisoire nur ausstreue, um die Gemüter zu beruhigen. Auf dem Platz des Hotel de Ville ließ ich einen dieser Unruhestifter abfassen und im Hotel de Ville einsperren. Die Barrikaden, welche schon teilweise auf die Nachricht der Uebergabe der Forts geöffnet worden waren, schlossen sich wieder bei der Widerrufung dieser Nachricht und der Verkehr mit Wagen wurde von Neuem verhindert. In dem großen Saale St. Jean im Hotel de Ville waren die Leichname der in den letzten Tagen Gefallenen ausgestellt und mit stürmender Ungeduld drängte sich das Volk an den Eingängen; jeder wollte sehen, ob vielleicht einer seiner Verwandten oder Freunde, von welchem er keine Nachricht hatte sich an diesem traurigen Orte befinde. Schrecklich waren diese nackten Leichname, ungefähr 150 an der Zahl und zum Teil gräßlich entstellt, anzusehen.

Von nun an blieb ich beständig im Hotel de Ville. Abends gegen 9 Uhr kam die Nachricht, alle Barrikaden seien wieder geschlossen und die dabei befindlichen Wachtposten verweigern sich, dieselben zu öffnen. Sogleich mußten wir aufbrechen, jeder mit einem Bündel Proklamationen unter dem Arm, worin die Uebergabe der Forts offiziell angezeigt wurde. Ich nahm die Straße und Vorstadt St. Martin. Vom Quai bis an die Porte St. Martin fand ich etwa 25 Barrikaden. An dem meisten mußte ich die Proklamation verlesen; und jedesmal erscholl es aus tausend Kehlen: „Vive la République!“ mit welchem Worte die Proklamation endigte. Ich redete mit den

Chefs der verschiedenen Wachtposten, stellte ihnen vor, daß wenn die Barrikaden noch lange nicht geöffnet werden, die Zufuhr der Lebensmittel abgeschnitten werde, über deren Mangel man sich schon zu beklagen anfängt. Die meisten ergaben sich diesem Raisonnement und zeigten sich willig, bis den nächsten Morgen an den Barrikaden eine Oeffnung zum Durchlaß eines Wagens zu brechen. Im Faubourg St. Martin, wo weniger Barrikaden sind, dieselben aber kunstgerecht von Zimmerleuten waren hergestellt worden, waren die Postenchefs nicht so bereitwillig, sich der Aufforderung der Regierung zu unterziehen, was um so begreiflicher war, als die Bewohner der Vorstadt am ersten bei dem befürchteten Angriff von den Forts aus ausgesetzt gewesen wären. Naß und müde kam ich gegen 1 Uhr Nachts wieder ins Hotel de Ville zurück, nachdem ich mich auf dem Rückwege überzeugt hatte, daß schon an mehreren Orten angefangen wurde die Barrikaden zu öffnen. Kaum hatte ich mich ein wenig getrocknet, so mußte ich mit einigen Depeschen an die Regierungsmitglieder fort. Um den Auftrag schneller und bequemer auszurichten, nahm ich eines der Pferde, welche wir Tags zuvor der Munizipalgarde abgenommen und ins Hotel de Ville gebracht hatten; freilich waren die Tiere wegen Mangel an Futter in einem schlechten Zustande. Merkwürdig war die Ruhe und Ordnung, in welcher die ganze Stadt lag; nichts als der Huftritt meines Pferdes, der langsame, abgemessene Schritt der Patrouillen und das qui vive! der Schildwachen unterbrach die tiefe Stille, welche mich umgab. Mein Weg führte mich durch die einsamsten und entlegensten Straßen der Stadt und überall fand ich dieselbe Ordnung und dieselbe Regelmäßigkeit im Wachdienst. Ich fühlte mich niemals sicherer des Nachts in den Straßen von Paris als damals. Die schnelle Volksjustiz, welche Tags zuvor an einigen Dieben war ausgeübt worden, hat, wie es scheint, dem Gesindel imponiert. Im Hotel de Ville zurück, streckte ich mich auf den Boden eines uns angewiesenen Zimmers aus, um ein wenig

auszuruhen. An Schlaf war aber nicht zu denken. Alle Augenblicke kamen Berichte von Unordnungen, welche außerhalb der Stadt begangen wurden, Neuilly[25]) stehe in Flammen, Rotschild's Schloß in Suresnes[26]) sei verwüstet, die Brücken von Asnières[27]) angezündet, der Bahnhof der Eisenbahn nach Rouen vom Volke bedroht u. s. w. Ordnungsliebende Bürger und Arbeiter kamen, um Waffen und Munition zu verlangen, um diesen Unordnungen zu steuern. Da wir ihnen aber keines von beiden geben konnten, so brachen sie in Verwünschungen gegen die Regierung aus, welche fortwährend nur Proklamationen in den Straßen anschlagen lasse und so wenig für Ordnung thue.

26. Februar.

Heute Morgen ging ich in die polytechnische Schule zurück, um Wäsche und Kleider zu wechseln, welche in einem schrecklichen Zustande waren. Zu meinem großen Erstaunen fand ich aber meine zweite Uniform nicht mehr. Wie ich vernahm, waren alte Schüler, welche wohl einsahen, daß an 500 Polytechniker nicht zu viel wären, gekommen, um dieselben anzuziehen und uns zu helfen für Ordnung zu sorgen. Zugleich sagte man uns auch, daß Donnerstag Nachmittags vor der polytechnischen Schule ein ziemlich heftiges Gefecht stattgehabt habe, in welchem das Leben unseres Generals sehr ausgesetzt gewesen sei. Ein Volkshaufe, welcher glaubte, es seien Waffen in der polytechnischen Schule, wollte sich dieselben mit Gewalt verschaffen und machte einen Angriff. Am Hauptthor sieht man noch mehrere Kugellöcher.

Da unsern armen Pferden im Hotel de Ville immer noch Futter fehlte und die Mehrzahl schon vor Hunger und Müdigkeit ganz unbrauchbar waren, so benützte ich heute die Vollmacht, welche die Regierung uns Polytechnikern erteilt hatte, um für Fourrage zu sorgen. In der Kaserne d'Orsay[28]) ließ ich mir ein frisches Dragonerpferd geben und ritt in die Ecole militaire,[29]) wo aber auch kaum das

Nötige für die dort befindlichen 700 Pferde war. Ich ging daher zum Militärintendanten, ließ mir von ihm eine Anweisung an den Directeur du Depôt central des fourrages in Bercy[30]) geben um daselbst 360 Rationen Heu, Hafer und Stroh zu fassen, trieb Fuhrleute auf und rückte endlich Abends 7 Uhr mit meinem Convoi im Hotel de Ville ein. Unterwegs hatte ich noch große Mühe, einige Betrunkene, welche mit Fackeln über die Quais zogen, abzuhalten einen der Heuwagen in Brand zu stecken.

Von dem beständigen Gehen und Reiten ermüdet und erschöpft, war ich froh, mich Abends in ein Bett legen zu können.

27. Februar.

Da der heutige Sonntag einer Revue der Garde nationale gewidmet war und ich gar nicht gerne an Ceremonien Teil nehme, sondern lieber Zuschauer derselben bin, so benützte ich diesen Tag, um mich ein wenig zu erholen. Ich besuchte meine Bekannten, welche sich jetzt ein wenig von ihren Schrecken erholt haben. Abends bezog ich wieder mein Quartier im Hotel de Ville, wo ich bald das Vergnügen hatte, wieder zu Pferde zu steigen und Depeschen an die Minister zu vertragen und zugleich eine Runde in verschiedenen Straßen zu machen, in welchen einigen Berichten zufolge, Unordnungen sollten vorgekommen sein. Ich durchritt alle genannten Straßen und fand alles in größter Ruhe. Es ist unbegreiflich, wie viel falsche Gerüchte ausgestreut worden sind. Einige Piquets Nationalgarde, welche auf solche falsche Nachrichten nach verschiedenen Ecken der Stadt aufgebrochen waren, kamen zurück, ohne im Geringsten die Ordnung gestört zu finden.

Den Rest der Nacht brachte ich mit den Schreibern der Regierung zu, welche vor Müdigkeit beinahe nicht mehr stehen konnten. Louis Blanc[31]) war auch bei uns; ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß der gute Mann sich nicht recht zu helfen weiß, wenn ihm unvorhergesehene Dinge vorkommen; hingegen ist er ein sehr freundlicher Mann.

Um unseren Hunger und Durst zu stillen, ließen wir Käs und Brot und Wein kommen, und so machten wir um 4 Uhr Morgens ein sehr frugales Souper.

Anmerkungen.

[1] Art. 21 der am 27. September 1803 (4 vendémiaire au XII) zwischen der Schweiz und Frankreich abgeschlossenen Militärkapitulation eröffnete zwanzig jungen Schweizern den Zutritt zur Pariser polytechnischen Schule. Der Artikel lautet: „Il pourra être admis sur la présentation du Landammann de la Suisse vingt jeunes gens de l'Helvétie à l'Ecole polytechnique de France, après avoir subi les examens prescrits par les règlements sur cette partie.“ Die Kapitulation von 1812 bestätigte diese Abmachung, während diejenige des Jahres 1816 jene Zahl auf fünf reduzierte. — Trotzdem im August 1830 der französische Schweizerdienst für immer ein Ende genommen hatte, blieb das „Recht der polytechnischen Schule“ für die ehemaligen „Kapitulationsorte“ bestehen und es wurde ihnen ausdrücklich gestattet „wie bisher“ fünf ihrer Staatsangehörigen als Externes nach derselben zu entsenden. Ja am 26. April 1841 erteilte Louis Philipp auf Ansuchen Berns dem Kriegsminister die Erlaubnis, außerdem noch drei Schweizer als Internes in die Schule aufzunehmen. Bis zur Gründung des eidgenössischen Polytechnikums wurde dieses Recht von den Kantonen wahrgenommen. Vgl. Poten, Geschichte des Militärerziehungswesens V, 286/287.

[2] Charles de Freycinet, der spätere Konseilpräsident. Damals Sergeant-Fourrier der polytechnischen Schule.

[3] Vgl. K. R. Hagenbach, Leichenrede bei der Beerdigung von Herrn Karl Friedrich Stehlin. Basel (1857) S. 3 ff.

[4] Jacques Aupick, Divisionsgeneral, geb. 28. Februar 1789 zu Gravelines, gest. 29. April 1857 zu Paris. 1847/48 Kommandant der Ecole polytechnique als Nachfolger von

[5] Louis de Rostolan, Divisionsgeneral, geb. 31. Juli 1791 zu Aix, gest. 3. Dezember 1862. Von 1844 bis 1847 Kommandant der Ecole polytechnique.

[6] Friedrich Weber, geb. 10. September 1813, gest. 17. Februar 1882. Vgl. über ihn H. Heußler, im Basler Jahrbuch, 1883, S. 1—34.

[7] Retzsch, Mor., Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke. Stuttgart 1833.

[8] Ist nicht richtig. Moritz Retzsch starb erst am 11. Juni 1857. Vgl. Deutsche Biographie XXVIII, 278.

[9] Scènes de la vie privée et publique des animaux; vignettes par Grandville. Etudes de mœurs contemporaines... 2 vols. Paris 1840—1842.

[10] Der Sonderbund und seine Niederwerfung durch Dufour.

[11] Am 14. und 15. Januar 1848. Vgl. Guizot hist. parlementaire de France, V, 501 ff.

[12] François-Pierre Guillaume Guizot, geb. 4. Oktober 1787 in Nîmes, gest. 12. September 1874 auf seinem Gute Val Richer in der Normandie. Staatsmann und Historiker. Vom Oktober 1847 bis zur Februarrevolution französischer Ministerpräsident.

[13]) Charles Forbes de Tryon, Graf von Montalembert, geb. 29. Mai 1810 in London, gest. 13. März 1870. Seit 1831 Pair von Frankreich.

[14]) Arroudissement du Panthéon. Jetzt das fünfte.

[15]) Von Alexander Dumas d. Ä. gedichtetes und den zum Tode gehenden Girondisten in den Mund gelegtes Lied. Lieblingslied der Opposition in den letzten Jahren des Julikönigtums.

[16]) Le Quartier latin auf dem linken Seineufer gelegen.

[17]) Le Marais (du Temple). Zwischen den nordöstlichen Boulevards, der Rue de Rivoli und der Rue Saint-Denis gelegenes volkreiches Stadtviertel.

[18]) Mathieu Louis Graf Molé, geb. 24. Januar 1781 in Paris, gest. 23. November 1855. Staatsmann. Von 1836—1839 französischer Ministerpräsident.

[19]) Odilon Barrot, geb. 19. Juli 1791 in Villefort (Lozère), gest. 6. August 1873 in Bougival bei Paris. Politiker. Unter der Julimonarchie Führer der sogenannten dynastischen Opposition.

[20]) Arrondissement du Temple. Jetzt das dritte.

[21]) Marché aux fleurs. Beim Pont au change in der Cité.

[22]) Louis Antoine Garnier-Pagès, geb. 16. Februar 1803 in Marseille, gest. 31. Oktober 1878 in Paris. Einer der Führer der republikanischen Partei unter der Julimonarchie.

[23]) Louis-Philippe, Graf von Paris, geb. 1838, gest. 1874, Großsohn Louis Philippes I, Sohn Ferdinand Philipps v. Orleans († 1842) und der Prinzessin Helena von Mecklenburg.

[24]) Jacques Leroy de Saint-Arnaud, Marschall von Frankreich, geb. 20. Aug. 1796 zu Bordeaux, gest. 29. Sept. 1854. Befand sich als Brigadegeneral bei Ausbruch der Revolution von 1848 auf Urlaub in Paris und wurde am 24. Februar mit dem Kommando der in der Umgebung der Place du Carrousel operierenden Truppen betraut.

[25]) Galérie d'Orléans. Südlicher Teil des Palais-Royal.

[26]) Neuilly, Suresnes, Asnières. An der Seine unterhalb Paris gelegene Ortschaften.

[27]) Die Kaserne d'Orsay am Seinequai gleichen Namens gelegen. (Auf dem linken Seineufer.)

[28]) Die Ecole militaire im Südwesten von Paris auf dem Champ de Mars gelegen. (Auf dem linken Seineufer.

[29]) Bercy. Am rechten Ufer der Seine gelegener Stadtteil von Paris.

[30]) Louis Blanc, geb. 29. Oktober 1811 in Madrid, gest. 6. Dezember 1882 in Cannes. Historiker und Politiker. Begründer der Sozialdemokratie.

Poetische Beigabe.

Schon vor drei Jahren hatten wir dem „Jahrbuch" etwas Poesie beigegeben, und soviel wir gehört haben, sind jene Gedichtblätter gerne gelesen worden. Hier ist ein neuer Strauß. Seine sämtlichen Liederblumen stammen aus Basel, die ersten fünf von einem der Herausgeber, der mit den Anfangstrioletten einem geliebten Lehrer ein Andenken aufs Grab legen möchte. Die seltene Form des Triolettes hat Jakob Burckhardt sehr geliebt, und darum hat auch der Dank des Schülers sich fast von selbst in diese schlichten Strophen ergossen. Es folgt dann eine Dichterin, Emma Meyer, von deren Talent wir schon vor drei Jahren eine Probe gegeben haben. Ihre ebenso tiefgedachten wie formschönen Verse werden wohl auch diesmal wieder Freunde finden. Zum Schluß kommt ein Stückchen poetischer Prosa von derselben Verfasserin; wir hoffen auch damit zu erfreuen.

Sollten wir mit unserer „poetischen Beigabe" beweisen können, daß Basel kein so „nüchterner" Ort ist, wie man gewöhnlich meint, so haben die paar Seiten dieses Intermezzos ihren Zweck erfüllt.

An Jakob Burckhardt.

Triolette.

I.

Dem Lehrer.

Du hast sie weit vor mir erschlossen
Die Pforten in der Schönheit Land;
Wie viel ich Wonnen dort empfand:
Du hast sie weit vor mir erschlossen.
Ja, glücklich, wer an deiner Hand
Aus dem kastal'schen Quell genossen! —
Du hast sie weit vor mir erschlossen
Die Pforten in der Schönheit Land.

II.

Dank.

Die Herzen hast du uns entzündet
An deiner Seele heil'ger Glut:
Du lehrtest uns, was groß, was gut;
Die Herzen hast du uns entzündet.
Und sank uns je der junge Mut,
Stets hast du doch uns Sieg verkündet;
Die Herzen hast du uns entzündet
An deiner Seele heil'ger Glut.

Hab' Dank! Es ist drum unser Leben
Ein Flug nach deinem hohen Ziel.
Ich weiß es wohl, wir wagen viel —
Hab Dank, es ist drum unser Leben
Ein Kampf und nicht ein eitles Spiel;
Und wird uns auch kein Sieg gegeben —
Hab Dank, so bleibt doch unser Leben
Ein Flug nach deinem hohen Ziel.

III.

Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

Ob du heut auch zur Gruft gesunken,
Lebendig bleibt dein edler Geist,
Der über Zeit und Welt uns weist,
Ob du heut auch zur Gruft gesunken.
Denn was das Herz dein Bestes heißt,
Das waren ächte Himmelsfunken.
Ob du heut auch zur Gruft gesunken,
Lebendig bleibt dein edler Geist!

10. August 1897,
Jakob Burckhardts Begräbnistag.

Albert Geßler.

Frühlingsabend.

Das war ein wonnevoller Frühlingstag.
Auf Park und Weiher lag's wie Sonntagsfrieden;
Die Luft durchzitterte der Amsel Schlag,
Und all' dies Glück, ich wußt es mir beschieden.

Denn mir zur Seite, schön wie Himmelslicht,
Und wie der Frühling selbst in sanfter Güte
Schrittst du, mein Lieb, mit stillem Angesicht,
Vor dem mein Herz ersprießt in Maienblüte.

Doch nicht ein Wort von Liebe sprachen wir.
Ich kann und darf ja nimmermehr es wagen,
Jetzt, da's zu spät, von meiner Sehnsucht dir,
Von meinem Glück und meinem Schmerz zu sagen.

Doch horch! mein Schweigen bricht des Frühlings Laut:
„Ich liebe dich," die Amsel ruft's vom Baume.
„Du bist mir lieb gleich einer holden Braut" —
So sang die Nachtigall, noch halb im Traume.

Und sieh, die Sonne, die durch Wolken lacht,
Sie sagt's und läßt's auf hundert Wellen blitzen:
„Du bist's allein, die ihn glückselig macht,
Kann er auch nie dich völlig mehr besitzen."

„O schweig," so sprach dein Auge fast erbost;
Schon sah ich auch dein Haupt sich trotzig neigen.
Ich schweige ja, mein Lieb, und sei getrost:
Auch Sonne, Teich und Amsel werden schweigen.

A. Geßler.

Musik.

Triolett.

Wo meiner Liebe Worte fehlen
Ist's die Musik, die Alles sagt.
Sie ist's, die dir mein Sehnen klagt,
Wo meiner Liebe Worte fehlen.
Wenn dich, mein Lieb, mein Auge fragt,
Mußt du dich nicht nach Antwort quälen:
Wo deiner Liebe Worte fehlen,
Ist's die Musik, die Alles sagt! —

A. Geßler.

Abendrot.

Auf dem stillen Hügel,
Wo die Linde rauscht,
Hab' ich oft dem Liede
Mütterleins gelauscht.
„Goldne Abendsonne!"
War ihr liebster Sang.
Hör ich diese Weise,
Wird mir wohl und bang.

Wenn ein Blütenschauer
Von den Zweigen weht,
Ueber meinen Scheitel
Sacht ein Kosen geht —
Auf den gold'nen Fluren
Schwebt ein liebes Bild:
Meine sel'ge Mutter,
Und sie lächelt mild!

E. Meyer

Den Lenz muß ich verklagen.

Den Lenz muß ich verklagen,
Hat mir es angethan,
Daß ich in dumpfer Enge
Nicht länger weilen kann.

Den Lenz muß ich verklagen,
Den lichten Blütenhag,
Den strahlend blauen Himmel,
Den Nachtigallenschlag.

Nun muß ich gehn und wandern,
Bis ich zwei Aeuglein find,
Die, wie der Frühlingshimmel,
So blau und zärlich sind! —

E. Meyer.

Schau! Schau!

Ein Hüttchen träumt im Flieder,
Umflockt vom Blütenschaum.
Es sinkt der Bluſt hernieder
Vom roſ'gen Apfelbaum.

Und Amoretten steigen
Hinauf zum Fensterlein:
Wo sich die Zweige neigen,
Da gucken sie hinein.

Sie lüften die Gardine,
Die zarte, irisblau,
Mit loser Schelmenmiene
Und kichern leis: „Schau! Schau!" —

E. Meyer.

Weidmannstraum.

Jüngst hab' ich sie im Traum gesehn,
Des Schäfers braune Liese;
Sie band aus Maßlieb einen Kranz
Im Walde auf der Wiese.

Drauf koste sie mit weicher Hand
Ein muntres Lämmerböckchen,
Schlang das Gewind um seinen Hals
Und kraulte ihm die Löckchen.

Gern ließ das Tierchen es geschehn,
Lag still zu Lieschens Füßen.
Da fing das lose Menschenkind
Das Lämmchen an zu küssen!

Und was zum Schlusse ich erschaut,
Beim Eid, 's ist keine Lüge!
Es trug der Schelm, das weiße Lamm,
Gar meine eignen Züge.

Hilf Gott, wenn ich das Mädelkind
Alleine auf der Wiese,
Dann küsse ich den roten Mund
Der allerliebsten Liese! —

E. Meyer

Anemone.

Wie gleicht mein Herz der Anemone,
Die matt am Waldessaume blaut
Und mit der bleichen Blütenkrone
Auf dunkles Moos herniederschaut!

Sie kost nicht mit dem Frühlingswinde,
Der leicht beschwingt vorüberzieht;
Zu oft sang er dem blassen Kinde
Ein trügerisch Sirenenlied!

Nun senkt es zitternd seine Blicke,
Leis weinend in der Mutter Schoß. —
Wie gleichst du menschlichem Geschicke,
O, Blumenliebe! Blütenlos! —

E. Meyer.

Schwalbenflug.

Die Schwalbe flog ins Aetherblau
Und jubelte: Ziwitt!
Und wie sie sang und aufwärts flog,
Zog meine Seele mit
Am Morgen!

Die Liebe war der Fittich blank,
Der mich gen Himmel trug. —
Der Abend kam. Die Sonne schwand,
Und erdwärts geht der Flug
In Sorgen! —

Wunsch.

Vor dem Dorfe auf dem Hügel,
Abgeschieden von der Welt,
Liegt ein Kirchhof, still und friedlich,
Links vom Wege, Wald und Feld.

Keine Monumente geben
Kunde von den Schläfern dir;
Blumen nur und schlichte Kreuze
Sind der Gräber einz'ge Zier.

Bei der morschen Kirchhofmauer
Duftet ein Hollunderbaum.
Unter seinem Blütenschleier
Möcht ich ruhn zum letzten Traum! —

E. Meyer

Heimweh.

Jubelnd hebt das Gloria
Sich aus ernster Klostermauer,
Und durch meine Seele geht
Leise, sehnsuchtsvolle Trauer.

Sel'ges Ahnen faßt das Herz,
Möchte mit den Melodien
Nach dem Urquell aller Schöne,
Nach den Himmelsweiten fliehen! —

E. Meyer.

Heidelied.

Heide, öde, braune Heide,
Kahl, soweit das Auge reicht.
Hoch darüber fahler Himmel,
Vom Novembersturm gebleicht.

So lieb' ich dich, stumme Heide,
Jeden Blütenschmuckes bar,
Seit das Weh, das namenlose,
Mir gebleicht das Lockenhaar! —

E. Meyer.

Sterben.

Morschender Stein sinkt klirrend vom Turme,
Welkendes Laub zieht raschelnd im Sturme.
Klagend entschwebt in blauende Fernen
Vespergeläute hin zu den Sternen.
Aber in feierlich heiliger Stille
Löst sich die Seele aus irdischer Hülle! —

E. Meyer.

Leben.

Das war ein Vorwärtsdringen,
Trotz Sturmgebrans und Hast!
Ein Spreiten kühner Schwingen;
Ein Kämpfen ohne Rast!

Das war ein Aufwärtsstreben,
Ein lodernd Kraftversprühn;
Ein Schaffen und ein Weben,
Ein mutigheißes Mühn! —

Und frage ich mich leise,
Was ich errungen hab,
Tönt mir die alte Weise:
Ein Kreuzlein und ein Grab! —

E. Meyer.

Die Drehorgel.

Naß und kalt ist's draußen, unbarmherzig zerrt der sausende Herbstwind die bunten Blätter von Baum und Strauch. Ein wehmutvoller Hauch durchzittert die entschlafende Natur und wohl auch das Herz der Menschen! —

Vor meinem Hause spielt eine Drehorgel ihre heiteren Weisen! Behende tret ich ans Fenster; denn ich liebe dieses weichmütige Instrument, diese krankmachenden Töne! —

Ein munterer Straußwalzer klingt fröhlich zu mir herauf; aber er vermag nicht meine trübe Stimmung zu verscheuchen, bildet er doch einen allzu schmerzlichen Kontrast zum menschlichen Jammer, der ihn begleitet! Arm, halblahm, blind! so lautet mir der Text zu den hüpfenden Klängen! —

Neben dem blinden, alten Orgelmann steht, vor Kälte bebend, ein grauhaariges, kummergebeugtes Weib, fahl und verschrumpft, gleich einer wandelnden Mumie, erstarrt in Not und täglichem Elend! Nichts lebt in diesem hagern Antlitz, als ein Paar nachtdunkle Augen. Fast unheimlich, wie im Feuer, erglühen sie und erzählen von längst entschwundener Macht, von längst verblichenem Glanze.

Da erhebt das Weib die große knorrige Hand nach meinem Fenster, und indem sie einen hölzernen Teller geschickt auf der braunen Fläche balanciert, bittet sie mit rauher, heiserer Stimme um ein Almosen. — Ich weiß nicht, wie es kam, plötzlich mußte ich meines verstorbenen Vaters gedenken. Auch er hatte im Alter das Licht des Auges verloren, und eine heiße Thräne der Erinnerung verdunkelte jäh meine Blicke — mir war als grüße mich der Tote. Rasch warf ich eine Silbermünze in die dargereichte Schale.

Da zog es wie ein lichter Strahl der scheidenden Sonne über das verwitterte Gesicht der Alten. Dankend schaute sie zu mir empor, so voll Glück, daß sie mir fast hübsch und sympathisch vorkam. Drauf flüsterte sie dem Mann etwas ins Ohr, worauf auch er mit freundlicher Miene mir zunickte, die halb erloschenen Blicke nach mir aufschlagend, und von neuem begann er zu spielen.

„Freut Euch des Lebens!“ tönte es wimmernd hinauf in meine Einsamkeit, und unter den leise verhallenden Klängen zog das alte Paar langsam die öde, feuchte Gasse entlang, hinaus ins wirbelnde, sausende Schneegestöber: hinaus ins grauverschleierte, düstere Ungewisse! —

Ja, „Freut Euch des Lebens! Pflücket die Rose, eh sie verblüht!“ Ach wer es kann! Und ich gedachte einer blassen, herrlich erblühten Rose, die der wilde Sturm im Lenz entblättert. Ich gedachte meines Kindes, das nun schläft bei seinen Schwestern, den ernsten, bleichen Friedhofrosen. Und mit zuckendem Munde flüsterte ich leise: „Schlaf wohl, mein Liebling, schlaf wohl!“ — Seit jenem Frühling aber habe ich es verlernt, mich des Lebens lächelnd zu freuen! — —

E. Meyer.

Basler Chronik

vom

1. November 1897 bis zum 31. Oktober 1898.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1896.

6. Das neue Bibliothekgebäude auf dem Platz vor dem Bernoullianum wird eingeweiht und in Verbindung mit diesem Actus die Rektoratsfeier der Universität abgehalten. Diese nimmt einen etwas größeren Maßstab an. An Stelle der Aula tritt als Lokal der Feier die Martinskirche. Nach der Rede des abtretenden Rektors Professor Bernhard Duhm über die Bibliothek der jüdischen Gemeinde werden eine Reihe von Ehrenpromotionen vorgenommen: Von der theolog. Fakultät wird zum Ehrendoktor ernannt Prof. Herminjard (Lausanne); von der juristischen Centralbahndirektor Oberer (Basel) und Bundesrichter Soldan (Lausanne); von der medizinischen Theodor Engelmann (Basel), Zeichnungslehrer Schider (Basel) und Pawel, Direktor des Smithsonian Institute (Washington); endlich von der philosophischen die Proff. Rudolf Stähelin und Friedrich Schulin (Basel). Aus der Martinskirche begaben sich die Festteilnehmer in feierlichem Zuge vor das neue, wohlgelungene und prächtig dastehende Bibliothekgebäude. Es sprachen hier Emanuel La Roche, der Architekt, der dem Reg.-Rat Dr. Ernst Brenner den Schlüssel übergab, dieser als Vertreter der Regierung und Andreas Heusler, Präsident der

Bibliothekkommission, der in letzter Linie den Schlüssel entgegennahm. Derselbe hat als Festschrift und zugleich als Universitätsprogramm eine inhaltreiche „Geschichte der Oeffentlichen Bibliothek der Universität Basel" verfaßt und die Bibliothekverwaltung durch Ausstellung einiger ihrer wertvollsten Schätze den Tag der Freude ausgezeichnet. Ein belebtes und außerordentlich stark besuchtes Bankett im Musiksaale, endlich am Abend ein Kommers der Studentenschaft in der Burgvogteihalle mischten all den ernsten Noten den Ton froher Geselligkeit bei.

Nach langem Leiden stirbt der Nestor der Basler Homöopathen, Dr. Th. Bruckner-Burckhardt.

8. Konzert zu Gunsten der Witwen- und Waisenkasse der Orchestermitglieder unter Mitwirkung von Frau Marie Paravicini in der Martinskirche.

9. In einem großen Konzert im Musiksaal tritt der Leipziger Komponist und Mozartspieler Karl Reinecke auf.

12. Großer Rat. Ein Rekurs des Bauunternehmers Albert betr. Benützung eines Pferdestalls an der Wintergasse wird nach Antrag der Petitionskommission zum Teil begründet erklärt; dann giebt der Rat seine Zustimmung zu zwei von der Regierung abgeschlossenen Hauskäufen, nimmt die Vorlage an betr. Korrektion des untersten Wiesenlaufs und des rechten Rheinufers und genehmigt auch in zweiter Lesung die Kirchengesetze (Einteilung der Pfarrgemeinden, Wahl der Geistlichen, Abänderung der Organisation der evangelisch-reformierten Landeskirche).

14./15. Zum Ständerat wird bei sehr schwacher Beteiligung gewählt mit 2799 Stimmen Dr. Paul Scherrer, dessen konservativer Gegenkandidat Wilhelm Alioth-Vischer deren 1691 macht. Appellationsrichter werden Hermann La Roche und Rudolf Brand, Civilrichter wird Gottfried Krebs; die erstern zum Ersatz von Bernhard Colin und Friedrich Wybert, der letztere von Prof. Ulrich Stutz.

16. An plötzlich auftretenden Magenblutungen stirbt im Alter von erst 37 Jahren Prof. Ferdinand Dümmler, seit 6 Jahren der ausgezeichnete Lehrer für klassische Philologie an unserer Hochschule.

17. Zum Rektor der Universität für 1897 wird von der Regenz bezeichnet Prof. Rudolf Massini.

21. Die Liedertafel und der Liederkranz halten ihre Cäcilienfeier, dieser in der Burgvogtei, jene im Musiksaal ab.

23. Das von der Regierung ausgearbeitete Budget für 1897, das soeben im Drucke herauskommt, sieht vor: 8,980.521 Fr. Ausgaben und 7,274.790 Fr. Einnahmen, somit ein Deficit von 1,705.731, das eventuell aus einem Rest des Reservefonds und mit einer Erhöhung der Steuern soll gedeckt werden.

24. Die Sitzung der Freiwilligen Schulsynode im großen Saal des Bernoullianums berät über eine sehr weit gehende Reorganisation des 1880er Schulgesetzes, als deren Hauptpunkt aufzufassen ist die sog. Abschaffung der Ständeschulen, d. h. Ausdehnung der Primarschulen auf 6 (statt 4) Jahre. Die Neuerung vertritt Sekundar-Lehrer G. Fautin, den gegenwärtig giltigen Standpunkt Dr. Rudolf Hotz als Referent und Korreferent. Hierauf folgt die Diskussion.

25. Es wird eine Vereinigung für Sozialwissenschaft unter dem Präsidium von Nat.-Rat Wullschleger gegründet. — Der Basler und Zürcher Bankverein fusioniert mit der Unionbank St. Gallen und wird weiter leben unter der Firma Schweizerischer Bankverein mit 40 Millionen Aktienkapital. Indessen harrt die Fusion der Ratifikation durch die Generalversammlungen. — Die Protest-Petition an den Bundesrat zu Gunsten der in der Türkei mißhandelten Armenier ist im Kanton Baselstadt von 6160 Männern und 10,480 Frauen unterzeichnet worden.

26. Großer Rat. Nach der Genehmigung einer Reihe von Bürgeraufnahmen wird ein Rekurs Horandt (betr. Korrektion des Dolder- alias Kanonenwegs) abgewiesen. Dann validiert der Rat

die Richterwahlen (siehe 14./15. ds.) und erledigt den ersten Teil des Prüfungsberichtes für 1895. — Am Abend findet ein Familienabend der Positiven Gemeinde-Vereine in der Burgvogteihalle statt, wobei Pfarrer Samuel Preiswerk, Vater, referiert über persönliches Christenleben.

28. Der Direktor der medizinischen Klinik im Spital und ordentl. Professor der Medizin, Dr. Hermann Immermann, feiert unter mannigfachen Ehrungen von Behörden und Korporationen das Jubiläum seiner 25-jährigen Wirksamkeit in Basel mit einem Bankett im Schützenhaus, nachdem ihm schon am Tage zuvor die Studentenschaft einen Fackelzug dargebracht hat. — In der Kardinalhalle begeht der Unteroffiziersverein das Fest seines 30-jährigen Bestandes verbunden mit der Weihe einer neuen Fahne.

29. ffg. Gastspiel von Professor Ernst Possart im Stadttheater. Es erstreckt sich auf die Rollen des Nathan (in Lessings Nathan der Weise), des Shylock (Shakespeares Kaufmann von Venedig), Napoleon I. (Sardous Madame Sans Gene) und Muley Hassan (in Schillers Fiesco).

Dezember 1896.

3. Großer Rat. Nach der Bestätigung einer Bürgeraufnahme ins Bürgerrecht der Gemeinde Riehen wird der Prüfungsbericht für 1895 zu Ende, der Rechnungsbericht durchberaten und beide genehmigt, der erstere mit zwei Postulaten, dem einen i. S. der Uebernahme des Fischerwegs durch den Staat, dem andern i. S. einer Staatsapotheke. — Der Gesangverein führt das Oratorium „Franziskus“ von Edgar Tinel im Musiksaal auf mit den Solisten Julia Uzielli, Robert Kaufmann und Paul Böpple. Hernach findet im Kasino ein Bankett statt.

6. Der Basler Männerchor feiert sein 70-jähriges Bestehen mit einem Vormittagskonzert und am Abend mit einer geselligen Vereinigung, die zugleich als Cäcilienfeier gilt, beides im Musiksaal.

6. ffg. Im Theater gastiert der Spieltenor Hermes aus Dresden in „Zauberflöte," „Weiße Dame" und „Troubadour".

7. Im Alter von 72 Jahren stirbt Dr. Robert Weber, bekannt als Schriftsteller und als Herausgeber der Zeitschrift „Helvetia".

11. ffg. Im Stadttheater tritt der portugiesische Baritonist Francesco d'Andrade als Gast auf („Barbier von Sevilla" und „Don Juan").

12. Das vollendete Gerichtshaus auf dem Areal zum Kamel wird einem weiteren Kreis zugänglich gemacht und soll im Lauf der nächsten Woche bezogen werden.

12./13. Pfarrer Alfred Altherr wird mit 520 von 536 Stimmen als Hauptpfarrer zu St. Leonhard bestätigt.

14. An der Universität studieren im laufenden Wintersemester 461 immatrikulierte Studenten, 38 mehr als im Sommer. Dazu kommen 278 nicht immatrikulierte, wovon 54 Damen; eine Dame ist regelrechte Studentin. Theologie studieren 55, Jurisprudenz 35, Medizin 168, Philosophie 203. Davon sind 355 Schweizer, 141 Basler. Die Gesamtzahl aller Zuhörer beträgt 739, worunter 55 Damen.

16. ffg. Ein großer Bazar, unterbrochen von Konzert- und Theatervorstellungen für Kinder und für Erwachsene, findet im Musiksaale des Stadtkasinos statt zu Gunsten der Pestalozzigesellschaft, die zu Anfang des Jahres gegründet wurde und sich des Werkes der Milch- und Brotverteilung an bedürftige Schulkinder während der Sommerferien angenommen hat.

17. Großer Rat. Nach einer Interpellation von Josef Schild über die Centralbahnhof-Angelegenheit genehmigt der Rat mit Dringlichkeit Erwerbung der Häuser Leonhardstapfelberg 5, Gerbergäßlein 40 und Müllheimerstraße 83. Dann wird das Gesetz betreffend Organisation des Baudepartements zu Ende beraten und angenommen, hierauf der Ankauf ratifiziert von Haus Weißegasse 5, von Haus

Hutgasse 10 und eines Stückes Land an der Hammerstraße; auf letzterm Areal werden ein Polizeiposten und ein Löschmagazin erstellt werden. Expropriationsermächtigung wird erteilt für ein Stück Land zur Durchführung der Klaragrabenkorrektion; endlich das Land rund um den Hilfsspital aus sanitarischen Gründen mit einem Bauverbot belegt. — Am Abend konstituiert sich eine Kommission, die die Erhaltung der Ruine Dornach in ihrem jetzigen Zustand sich zum Ziele setzt.

18. In diesen Tagen beschließen je einen 6-stündigen populären Kurs (University extension) die DDr. Paul Barth über Gesundheitspflege und Rud. Hotz über Afrika. In den ersten Wochen 1897 werden folgen die Proff. Albert Burckhardt-Finsler mit Bildern aus der Basler Geschichte und Heinrich Wölfflin mit einem Cyklus „aus der Kunststadt Florenz." Bei diesem Anlaß wiederholen wir, daß diese Cyclen zu Anfang 1895 begannen mit einer Serie von Dr. Daniel Veraguth über die französische Revolution und von Dr. Albert Geßler über Schiller. Endlich sei eine Unterlassung der vorjährigen Chronik nachgetragen: Ende 1895 sprachen Dr. Veraguth über französische Revolution 2. Teil und Prof. Th. Kozak über Volksleben und Volkswirtschaft; Anfang 1896 Dr. Hans Trog über Conrad Ferdinand Meyer und Prof. Rudolf Burckhardt über die Herkunft unserer Tierwelt.

21. Nachdem am Vormittag in St. Gallen die Generalversammlung der Aktionäre der Unionbank mit schwachem Widerspruch die Fusion mit dem Basler und Zürcher Bankverein ausgesprochen hatte, gab am Nachmittag in Basel die Generalversammlung dieses Instituts auch ihre Zustimmung, wobei gleichfalls nur eine verschwindende Minderheit von Stimmen sich dagegen äußerten. Das neue Institut, Schweizerischer Bankverein, besitzt ein Aktienkapital von 40 Millionen (s. 25. Nov.).

27. Großrat Schär hält im benachbarten Binningen einen Vortrag zu Gunsten einer Verbindung dieses Dorfes mit Basel

mit einem elektrischen Tram durch das Bachlettenquartier. Es gelingt ihm, die Bevölkerung und die Behörden des Dorfes für seinen Plan zu gewinnen. Auch der Basler Große Rat wird sich damit zu befassen haben, da der Genannte eine Motion auf Erstellung dieser Tramlinie daselbst eingereicht hat.

31. Ohne auf die einzelnen Silvester- und Neujahrfestlichkeiten einzutreten, die teils im Familienkreis, teils in den Vereinen gefeiert wurden, nennt die Chronik als die hervorragendste die Silvesterverlosungen des Kunstvereins und der Künstlergesellschaft, die neben einigen glücklichen Gewinnern eine ganze Anzahl Unzufriedener schaffen, die leer ausgehen.

Im Civilstandsbureau wurden im Lauf des Jahres 1896 eingetragen 2935 Geburten, 828 Trauungen und 1588 Todesfälle. Die im Kontrollbureau verzeichnete Zunahme der Bevölkerung infolge von Einwanderung beträgt 2773, zusammen mit dem Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 4041 Seelen. Die Bevölkerung des Kantons betrug am 31. Dezember 1896: 93,885 Seelen. — Im Laufe des Jahres wurden 357 Wohnhäuser mit 1250 Wohnungen und 4514 Zimmern beziehbar.

Januar 1897.

4. Der Kunstmaler Albert Landerer aus Basel war vor wenigen Jahren von seiner übel beleumdeten Gattin, einer Aargauerin, die er in hohem Alter geheiratet hatte, und deren Zuhälter getötet worden. Jetzt ist die Person, Rotburga Binder gestorben und es erhebt sich Streit über deren vom ermordeten Gatten stammenden Nachlaß von 140,000 Franken. Die Civilgerichtsschreiberei und desgleichen das Civilgericht sprachen nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes den Erben der Binder $^2/_3$, dem Sohn Landerers aus erster Ehe $^1/_3$ der Nachlassenschaft zu. Das Appelationsgericht aber stieß in seiner Sitzung vom 4. Januar dieses

Urteil um, da durch die Mordthat die Binder und somit deren Erben alles Recht auf Beerbung Landerers verloren haben.

4. ff. Georg Anthes, der Dresdener Baritonist, tritt im Stadttheater auf in Mascagnis „Cavalleria," in Leoncavallos „Pagliazzi," in den „Hugenotten" (Raoul), in „Carmen" (José) und in „Tannhäuser."

6. Der Weitere Bürgerrat erteilt dem Bürgerratsschreiber Dr. Karl Bernoulli nach mehr als 20=jährigen treuen Diensten die erbetene, durch Gesundheitsrücksichten bedingte Entlassung.

9. Die freiwillige Schulsynode beschließt auf die Referate der Lehrer R. Fäßler und F. Bollinger=Frey, dem Erziehungsrate zu beantragen, er möge die Abschaffung des Unterrichts in der Antiqua in den untersten Primarklassen und deren Ersetzung durch die eckige Fraktur verfügen. Die Antiqua war 1884 auf Grund des Beschlusses einer Konferenz von schweizerischen Rektoren eingeführt worden. Die wenigen Kantone die mitgemacht hatten, fielen bald wieder ab und gegenwärtig steht Basel in dieser Hinsicht allein. — Der Kaufmännische Verein feiert sein Jahresfest im Musiksaal.

10. In Davos wird das Sanatorium „In der Stille" für Brustkranke beider Basel eingeweiht. Die prächtige und zweckmäßig an geschützter Lage gebaute Anstalt wurde unter den Auspizien der Gemeinnützigen Gesellschaft aus den reichen Gaben baslerischen Opfersinnes erstellt. Bei dem Bau der Anstalt war in hervorragender Weise beteiligt Rudolf Sarasin=Thiersch, Präsident der Spezialkommission und Karl Köchlin=Iselin, deren Kassier, der als derzeitiger Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft auch bei der Einweihung neben dem genannten eine hervorragende Rolle spielte. Den Bau leitete Architekt Julius Kelterborn; Direktor der Anstalt ist Dr. August Kündig. Zur Unterstützung und Alimentierung des Werkes hat sich vor Kurzem in Basel ein Hilfsverein für Brustkranke konstituiert, als dessen Präsident Dr. Hans Burckhardt=

Fetscherin die schöne Einweihungsfeier mitmachte. Schon ist das Sanatorium von etwa 40 Patienten bezogen; es bietet aber für eine weit größere Zahl Raum.

In Basel starb der älteste Einwohner der Stadt, Philipp Andreä-Watt, früher Apotheker in Biel, geb. 20. August 1801. Er hatte bei seinem Schwiegersohn, Pfr. August Linder zu St. Peter, die letzten Jahre eines nach den Verhältnissen rüstigen Greisenalters zugebracht.

13. Die Verkehrskommission wählte zum Verkehrsekretär Herm. Hartmann aus Riehen.

14. Großer Rat. Nach einer Interpellation über eine Petition des Polizeikorps wird ein Gesetzesentwurf betreffend Vermittlungsamt in 1. Lesung durchberaten, und dem Friedrich Gräßlin, der wegen Weindiebstahls zu 3 Monaten verurteilt worden war, nach längerer Diskussion ein Teil seiner Strafe auf dem Gnadenwege erlassen.

16. Die Kunstkommission kauft für die öffentliche Sammlung des Museums um den Preis von 12,500 Franken eine prächtige Marmorstatue des Künstlers Johannes Hoffmann in Rom. Sie war mit einigen Volkmarschen Reliefs in den letzten Wochen in der Kunsthalle ausgestellt. Sie mag als Aphrodite diadumene bezeichnet werden. Sie ist wohl das erste moderne polychrome Skulpturwerk, das hier öffentlich aufgestellt wird. Die Mittel zur Anschaffung flossen aus dem Legat der jüngst verstorbenen Frau Margaretha Burckhardt-Heusler.

17. Benefizkonzert Volkland.

18. In der Person des 88½-jährigen Pfr. M. Schaffner-Fäsch stirbt wohl der älteste Staatsdiener Basel. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er im Ruhestand, nachdem er lange in der St. Theodorsgemeinde gewirkt hatte.

20. ff. Gastspiel der Primadonna Lola Beeth von der Hofoper in Wien und der Großen Oper in Paris („Elsa“ im Lohen-

grin, „Siglinde“ in der Walküre und „Margaretha“ in der gleichnamigen Oper).

23. Feuerwehrball im Musiksaal.

24. Geburtstagfest des deutschen Kaisers im Musiksaal.

27. Zu außerordentlichen Professoren an der Universität werden ernannt die bisherigen Privatdocenten Dr. Wieland (jurist. Fakultät), Dr. Joel und Dr. Mez (philosophische Fakultät). — Eine glänzende Schlittenpartie fährt nach Lörrach.

28. Großer Rat. Das Budget 1897 wird in Bezug auf die Einnahmen und einen großen Teil der Ausgaben (u. a. Erziehungs- und Baudepartement) durchberaten. Am Beginn der Vormittagsitzung war die Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen erfolgt, zur Einleitung der Nachmittagsitzung war die Regierung interpelliert worden, warum sie, die Baulinie nicht berücksichtigend, den Umbau des Hauses zur „Goldenen Münz“ am Marktplatz auf der alten Baulinie gestattet habe.

Im Alter von 56 Jahren stirbt Arnold Minder, früher Bahnhofinspektor des Centralbahnhofs, ein Mann, der um die geregelte Abwickelung des so schwierigen Verkehrs auf diesem Bahnhofe sich große Verdienste erworben hat. — Die bei Pestalozzis 150. Geburtstag (Januar 1896) gegründete Pestalozzigesellschaft, die ihre Thätigkeit allen Bestrebungen zum leiblichen Wohle der Jugend widmet (Ferienversorgung, Suppenverteilung u. dgl.) fordert in einem Aufruf dazu auf, ihr getragene Kleider u. s. f. zu überlassen, die sie für arme Kinder umarbeiten zu lassen beabsichtigt.

29. Ein Komite konstituiert sich unter dem Vorsitz von Prof. Fritz Burckhardt, das zu Ehren Johann Peter Hebels ein Denkmal in Basel errichten will.

30. Die Regierung beruft zum ordentlichen Professor für klassische Philologie an Stelle des verstorbenen Dümmler einen Extraordinarius der Universität Rostock, Erich Bethe.

Februar 1897.

1 ff. Gastspiel des Baritonisten Karl Perron aus Dresden im Stadttheater (Fliegender Holländer, Hans Heiling). In der musikalischen Welt ist die 100. Geburtstagfeier Franz Schuberts (29. Jan.) mit Konzert und festlicher Vorstellung im Theater begangen worden.

3. Der außerordentl. Professor der Nationalökonomie, Georg Adler, wird auf seinen Wunsch unter Verdankung seiner Dienste auf Ende des Wintersemesters aus dem Universitätslehrkörper entlassen. — Infolge plötzlichen heftigen Föhns und starker Regengüsse, die das Schmelzen des tief liegenden Schnees außergewöhnlich begünstigten, wachsen Rhein, Birs und Wiese zu einer in dieser Jahreszeit selten gesehenen Höhe an.

7. Liederkonzert der Liedertafel im Musiksaal.

7./8. Jahresfeier der Gesellschaft für Evangel. Stadtmission mit Vortrag des Dekans Weitbrecht aus Stuttgart im großen Vereinshaussaal.

10. Die talentvolle und hochgeschätzte Malerin Luise Amans, die in Paris ihre Schule gemacht hat, stirbt im Alter von erst 36 Jahren.

11. Großer Rat. Nach einer Interpellation über Aufstellung von Brunnen im äußern Spalenquartier wird das Budget für 1897 zu Ende beraten. Es weist jetzt auf an Ausgaben 9,000,624 und ein Defizit von 1,725,834 Franken. Sodann wird beschlossen, das St. Margarethengut um den Preis von einer Million anzukaufen. Endlich nimmt der Rat eine Motion an, die einen bereits im Lauf befindlichen Umbau an der Marktplatz-Eisengaßecke untersagt, für den die Regierung die seit 1887 bestehende Baulinie unberücksichtigt gelassen hatte.

13. Jahresfeier des baselstädtischen Kantonalturnverbandes in der Kardinalhalle.

14. Der protestantisch-kirchliche Hilfsverein veranstaltet zum Gedächtnis der 400. Wiederkehr von Melanchthons Geburtstag eine Feier im Münster, bei der Prof. Rudolf Stähelin ein Lebensbild des praeceptor Germaniae entwirft.

18. Großer Rat. Vom Börsengesetz werden die Artikel, die eine grundsätzliche Umänderung erfuhren, bis auf einen in nochmaliger erster Lesung durchberaten. Zwischen hinein kommt nochmals die Baulinie an Marktplatz- und Eisengaßecke zur Besprechung. Die Errichtung eines Schaufensters an der Goldenen Münze auf der bisherigen Baulinie wird nach der bereits erteilten Bewilligung der Regierung bestätigt, in der Erwartung jedoch, daß im Laufe der nächsten fünf Jahre die Ecke korrigiert werde.

23. Ueber die Bundesbankvorlage, die am nächsten Sonntag das Schweizer Volk entweder annehmen oder verwerfen soll, redet in der Burgvogteihalle in einer von den Freunden des Gesetzes veranstalteten Versammlung Nat.-Rat Curti aus St. Gallen in empfehlendem Sinn; gleichzeitig hält auch der Handels- und Industrieverein in der Kardinalhalle eine größere Versammlung ab, in der alt Nat.-Rat Geigy, Präsident der Handelskammer, im Sinne der Verwerfung des Bankgesetzes votiert.

24. Am 24. Februar 1872 trat Prof. Ed. Hagenbach-Burckhardt seine Thätigkeit am Kinderspital und an der Universität an. An der erstern Anstalt begehen seine ehemaligen Assistenzärzte diesen 25. Jahrestag mit einer kleinen Feier, bei der ihm wissenschaftliche Arbeiten überreicht werden. Die Universität verschiebt die entsprechende Feier auf den Sommer.

24 ff. Fräulein Rosa Poppe vom Berliner Hoftheater tritt als Gast unseres Stadttheaters auf in Grillparzers „Medea,“ in Sardous „Fedora,“ in Schönthans „Goldfischen“ und in Sudermanns „Heimat.“

25. Großer Rat. Es wird eine Petition Thoma wegen Rechtsverweigerung als unbegründet abgewiesen und gegenüber dem

Anzug Schär betr. eine Straßenbahnlinie nach Binningen eine motivierte Tagesordnung angenommen. In der Nachmittagssitzung schreitet der Rat über den Anzug Förter betr. Ergänzung des Gesetzes betr. eheliches Güterrecht zur Tagesordnung, überweist einen Anzug Dr. Huber betr. einheitliche gesetzliche Regelung der Verhältnisse sämtlicher staatlichen Beamten und Angestellten und ratifiziert den Ankauf der Liegenschaften Münzgäßlein 20, 24 und 26 sowie Schneidergasse 17, ebenso die Bewilligung zu Expropriationen am Eisenbahnweg in Riehen. Ferner wird beschlossen, die Straßenbahn bis ins Dorf Klein Hüningen weiterzuführen, bei den Langen Erlen eine vierte Pumpmaschine zu errichten und die Stellen eines Adjunkten des Betriebschefs und eines zweiten Buchhalters bei der Verwaltung der kantonalen Straßenbahnen zu schaffen. Der letztere Beschluß unterliegt als dringlich dem Referendum nicht.

Der Gesangverein führt die Große Messe in Es von Franz Schubert und das deutsche Requiem von Johannes Brahms auf. Als Solisten traten auf Frau Marie Paravicini, Frau Rosalie Stamm-Preiswerk, Emanuel Sandreuter und Paul Böpple, sämtlich aus Basel.

28. In der eidgenössischen Abstimmung über das Bundesgesetz betr. Errichtung einer schweiz. Bundesbank giebt Baselstadt ab 4422 annehmende und 2782 verwerfende Stimmen. Die Vorlage wurde aber in der gesamten Schweiz verworfen mit rund 195,000 gegen 255,000 Stimmen.

März 1897.

1./3. Studentenkonzert der „Zofingia“ im Stadtkasino.

3. Der Schnellläufer (Marcheur) Gradin verläßt auf seiner Fußreise um die Erde die Stadt Basel; er geht über Schaffhausen und Konstanz, durch Tirol und Dalmatien zunächst nach der Türkei.

4. Zum Bürgerratsschreiber wird gewählt an Stelle des demissionierenden Dr. Karl Bernoulli-Siegfried Dr. Hermann Hübsch. — Im Kardinalsaal veranstaltet die Sektion Basel des internationalen Friedensbundes eine Abendunterhaltung, an der die Baronin Bertha v. Suttner redend auftritt.

6. Der Narrenabend der Liedertafel giebt die Einleitung zur Fastnacht ab, die sich vom 8. bis zum 10. im gewohnten Rahmen, doch bei wenig günstiger Witterung abspielt. Zahlreich waren die großen und kleinen Züge, die mehr oder weniger geistreichen und genießbaren Schnitzelbänke und Narrenzeitungen, die glänzenderen und bescheideneren Maskenbälle. Eins aber nimmt von Jahr zu Jahr zu, das betäubende Volksgewühl von Einheimischen und Fremden am Montag- und am Mittwoch- (8. und 10.) Nachmittag in den Hauptstraßen.

10. Reg.-Rat Dr. Zutt nimmt auf Ende d. M. seine Entlassung als Präsident der Universitätskuratel. Zu außerordentlichen Professoren an der medizinischen Fakultät werden ernannt die bisherigen Privatdozenten DDr. Alfred Gönner und Emil Burckhardt.

11. Der Große Rat beschließt nach langer Diskussion Eintreten auf die staatliche Versicherung gegen Arbeitlosigkeit und erledigt von dem Entwurf §§ 1—3.

12. fg. Der Streik der Angestellten der Nordostbahn, der nur 42 Stunden dauerte und Basel nur mit einer einzigen Linie berührte, machte sich auch bei uns geltend. Reisende blieben in Basel sitzen; andere wurden vergeblich erwartet; da die Milch aus dem Frickthal ausblieb, trat teilweise Mangel an diesem Lebensmittel ein.

12. ff. Gastspiel der Frau Emilie Welti-Herzog von der kgl. Hofoper in Berlin auf dem Stadttheater. (Barbier von Sevilla, Regimentstochter, Lustige Weiber von Windsor und Carmen.)

13. Im Alter von 76 Jahren stirbt der Buchhändler J. L. Jäger, seit 50 Jahren im „Fälkli“ thätig. An zahlreichen christ-

lichen Liebeswerken Basels nahm er eifrigen Anteil und war Dank dieser Thätigkeit weithin bis ins Ausland wohl bekannt.

13./14. Die St. Theodorsgemeinde wählt so viel als einstimmig zu ihrem Hauptpfarrer Pfr. Hans Lichtenhahn, die Matthäusgemeinde, bei einigen zersplitterten Stimmen, Pfr. Theodor Barth. An die neugeschaffene Stelle eines vierten Geistlichen zu St. Peter wurde gewählt mit wenigen Stimmen über das absolute Mehr der bisherige positive Hilfsgeistliche Adolf Preiswerk; sein gleichfalls positiver Gegenkandidat, Pfr. Jakob Probst in Horgen, kam ihm sehr nahe. In Kleinhüningen endlich siegte der bisherige Vikar, der seit Pfr. Jungs Tode hier gewirkt hatte, der positive Kandidat Albert Bruckner, über seinen reformerischen Mitbewerber Pfr. Häberlin aus St. Margarethen (Kt. St. Gallen).

16. In der Burgvogteihalle spricht vor sehr zahlreicher Zuhörerschaft auf Veranlassung des Alkoholgegnerbundes Nat.-Rat Dr. P. Ming aus Sarnen über die Einwände gegen die Abstinenz.

18. Im Alter von 73 Jahren stirbt Rudolf Oser, bis Ende 1895 langjähriger Statthalter des Strafgerichts. Von Beruf Tierarzt, hat er sich mit großer Hingebung in den Dienst der Einwohner- und Bürgergemeinde gestellt und auch auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit sich mannigfach bethätigt.

22. Die deutsche Kolonie veranstaltet zur 100-jährigen Erinnerung an die Geburt Kaiser Wilhelms I. eine Gedächtnisfeier im Münster. Am Abend von 8 bis nach 9 Uhr wickelt sie sich ab, bestehend aus Orgelspiel, Chorvorträgen und einem Gemeindegesang. Den Hauptbestandteil des Programms bildete die würdige Gedächtnisrede Prof. Paul Wilh. Schmidts auf den alten Kaiser.

25. In Bern wird zum Bundesrate gewählt an Stelle des zurücktretenden Oberst Emil Frey der baselstädtische Regierungsrat Dr. Ernst Brenner. Sein Gegner, mit dem er durch vier Wahlgänge kämpfte, war gleichfalls ein Basler, Reg.-Rat Dr. Paul

Speiser. In Basel wurde die Nachricht mit großer Genugthuung aufgenommen. Freudenschüsse verkündeten sie, einzelne Gebäude flaggten, im eben tagenden Großen Rat wurden die Verhandlungen durch eine warme Ansprache des an Stelle des abwesenden Präsidenten Ständerat Dr. Paul Scherrer den Vorsitz führenden Statthalters Dr. August Sulger, unterbrochen.

Der Große Rat, nach einer Interpellation über den Stand des Umbaues des Bad. Bahnhofs, beschloß die Errichtung eines Brausebades am Klaragraben, bewilligte 204,000 Fr. für Ankauf zweier Liegenschaften in der innern Stadt, beschloß den Bau von Wohnungen für Angestellte der kantonalen Straßenbahnen und fuhr fort in der Beratung des Entwurfs über Versicherung gegen Arbeitlosigkeit.

Der Statthalter der Reichslande, Fürst v. Hohenlohe-Langenburg mit Gefolge, stattet dem Historischen Museum einen längern Besuch ab.

27. Der neu gewählte Bundesrat Brenner wird bei seiner Heimkehr nach Basel von einer gewaltigen Volksmenge begrüßt. Kanonen krachen ihm zu Ehren, die Stadt ist beflaggt und die Häuser stehen in bengalischem Licht. Ein Festzug zieht bei Fackelschein unter Musikgetön auf den Markt, hört da unsere drei besten Männerchöre einige patriotische Lieder vortragen, umgeben von einer Kopf an Kopf gedrängten Volksmenge und begiebt sich dann in die Kardinalhalle. Hier reden Ständerat Scherrer, Bundesrat Brenner und Reg.-Rat Zutt.

Im Alter von 65 Jahren stirbt der frühere Steuerkommissär Joh. Rudin-Duttwiler, ein trefflicher Beamter.

27./28. Die Wahlen je zweier Hilfspfarrer zu St. Theodor und zu St. Matthäus werden vorgenommen. Dort werden ohne Gegenkandidaten bei 621 abgegebenen giltigen Stimmen und dem absoluten Mehr 311 gewählt die bisherigen Ernst Stähelin (pos.)

mit 471 und A. Rothenberger (ref.) mit 412 Stimmen. Hier werden abgegeben 855 giltige Stimmen. Das absolute Mehr beträgt 428. Es werden gewählt G. Birnstihl in Arbon (ref.) mit 522 und G. Beuz (pos.) mit 444 Stimmen. Der letztere hatte allein auf dem positiven Vorschlag gestanden. Ein reformerisch-sozialistischer Kompromiß hatte neben Birnstihl auch den sozialistischen Pfr. P. Pflüger in Dußnang portiert, der mit 416 Stimmen unterlag.

April 1897.

2. Es bricht ein Streik der Malergesellen aus. Die Meister weigern sich, auf eine Anzahl Forderungen betr. Garantie eines Lohnminimums u. dgl. einzutreten.

3. Im Alter von 64 Jahren stirbt Joh. Georg Fürstenberger, der Chef des Wollenhauses F. & Cie., der sich um seine Vaterstadt in richterlichen Beamtungen, als langjähriger Seckelmeister der Akademischen Gesellschaft und durch große Freigebigkeit für wissenschaftliche Zwecke verdient gemacht hat.

4. Auf vielseitiges Verlangen führt der Gesangverein das am 25. Februar schon aufgeführte deutsche Requiem von Johannes Brahms im Münster vor mehreren tausend Zuhörern noch einmal auf zu Gunsten des Davoser Sanatoriums und der Kasse der Orchestermitglieder. Eine besonders ernste Weihe erhält dieses Konzert dadurch, daß am Tag zuvor in Wien der Meister einem krebsartigen Leiden erlegen ist. So sangen ihm die Basler in seinen eigenen Tönen die Totenklage. Ein Flor lag über dem üblichen grünen Putz des Sängerpodiums.

5. Schlußsitzung der Histor. Gesellschaft auf der Schützenmatte.

6. Das Testament des am 3. ds. verstorbenen H. G. Fürstenberger wird eröffnet. Es setzt für verschiedene wohltätige und gemeinnützige, religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Unternehmungen Vermächtnisse aus im Gesamtbetrag von 730,000 Fr.

Dazu kommen etwa 90,000 Fr. für Angestellte und über eine Million für Verwandte. Der Rest soll zu je $^{2}/_{5}$ dem Bürgerspital und dem Waisenhaus, zu $^{1}/_{5}$ dem Kinderspital anheimfallen.

8. Großer Rat. Zum Präsidenten der Behörde für 1897/98 wird gewählt Dr. Aug. Sulger, zum Statthalter R. Stünzi-Sprüngli; als Beisitzer des Bureaus werden bestätigt Dr. Ad. Bieder, Dr. E. Stöcklin und Jos. Schild. Zum Regierungspräsidenten wird ernannt Reg.-Rat Speiser, zum Vizepräsidenten der Regierung Reg.-Rat Zutt. Der Rat weist weiter einen Rekurs Riedinger betr. Errichtung eines Pissoirs ab, genehmigt die generellen Pläne für Bebauung des äußern St. Johannquartiers und des Holeelettens und nimmt nach Erledigung der zweiten Beratung das Börsengesetz an.

11. Schluß der Theatersaison 1896/97 mit Nicolais „Lustigen Weibern."

13. Großer Rat. Ausnahmsweise findet der dringenden Geschäfte halber eine Sitzung am Dienstag statt. Der Donnerstag ist, weil Karwoche, nicht disponibel. Eine Interpellation von Emil Müry in Betreff der schwindelhaften Geschäfte, die sich in letzter Zeit hier aufgethan haben, klingt in eine Motion aus betr. Erlaß eines Gesetzes über unlautern Wettbewerb. Dringlichkeit wird dafür bewilligt und die Motion von der Regierung angenommen. Weiter wird ein Rekurs Bolzfieler abgewiesen, der Rückständebericht erledigt und für den Bau eines Operationssaales im Bürgerspital ein Staatsbeitrag von 40,000 Fr. bewilligt. Ferner beschließt der Rat prinzipiell Eintreten auf ein revidiertes Steuergesetz (Steuererhöhung), an dessen artikelweise Beratung man in einer nächsten Sitzung herantreten wird, und weist die Vorlage der Regierung betr. Errichtung einer Kantonalbank an eine Kommission.

13./14. Am 13. um die Mittagszeit langt auf dem Bad. Bahnhof, auf einer Sängerfahrt nach Mailand begriffen, der Stutt-

garter Liederkranz an. Die hiesige Liedertafel, die 1892 den Verein besucht hatte, empfängt ihn an der Bahn und geleitet ihn im Zug in die Quartiere in den Gasthöfen beim Centralbahnhof. Am Abend findet ein Wohltätigkeitskonzert der Stuttgarter, nachher gesellige Vereinigung mit den Baslern statt. Am Mittwoch, 14., besuchen die Gäste die Sehenswürdigkeiten der Stadt und reisen nach einem Bankett mit dem Nachmittagszug weiter nach Süden.

17. ff. In Basel findet der Kongreß der Schweiz. Metallarbeiter-Fachvereine statt.

19. (Ostermontag) Erstes Unterhaltungskonzert der Allgem. Musikgesellschaft im Saal des Kardinal. — Der Zool. Garten wird von etwa 8000 Personen besucht.

20. Schwach besuchte allgemeine Versammlung des Kunstvereins.

21. Bei der Promotion des Obern Gymnasiums erhalten 31 Schüler das Zeugnis der Reife. Der Rektor Fritz Burckhardt spricht über den englischen Physiker und Philologen Thomas Young.

22. Der Große Rat beschließt die Erstellung einer Kraftstation für Erzeugung von Elektrizität und weist nach langer Diskussion unter Namensaufruf mit 53 gegen 49 Stimmen den aus einem Initiativbegehren hervorgegangenen regierungsrätlichen Entwurf zu einem Wahlgesetz mit Proportionalverfahren ab. — Dem scheidenden Bundesrat Brenner bietet die Basler Regierung ein Bankett im Hotel Euler an. Es nehmen daran Teil die Regierungsräte, das Bureau des Großen Rates und die Vertreter Basels in der Bundesversammlung.

23. Der Fechtklub feiert sein 20-jähriges Bestehen durch eine gelungene gut besuchte Fechtvorstellung in der Burgvogteihalle.

24./25. Zum Regierungsrat an Stelle von Bundesrat Brenner wird gewählt der von den Konservativen unterstützte Kandidat der Freisinnigen, Strafgerichtspräsident Dr. Heinrich David mit 4146 Stimmen, während der Vertrauensmann der Sozialisten, Nat.-Rat

Eugen Wullschleger, mit 2746 Stimmen in Minderheit bleibt. — Eine Großratsersatzwahl im Riehenquartier verläuft resultatlos.

25. Einer der neu gewählten Geistlichen zu St. Matthäus, Pfr. G. Benz, wird feierlich in sein Amt eingeführt.

25. ff. In der Kunsthalle werden für kurze Zeit die Werke schweizerischer Künstler ausgestellt, die zur Internationalen Ausstellung dieses Sommers in München reisen.

27. Frau Villiger aus Lenzburg trägt im großen Saale des Bernoullianums vor einer kleinen Zuhörerschaft vor über den gemeinnützigen Schweizer Frauenverein und Fräulein Dr. Heer aus Zürich über die Ausbildung von Krankenpflegerinnen in einer eigenen Anstalt.

29. Die Hauptzahlen der 1896er Staatsrechnung sind 8,799,839 Fr. Einnahmen, 8,666,463 Fr. Ausgaben, also ein Ueberschuß von 133,376 Fr. — Eine im Monat April vorgenommene Zählung der schwachsinnigen und nicht bildungsfähigen Kinder des Kantons ergiebt 124 Knaben, 117 Mädchen.

Mai 1897.

1. Die Feier des 1. Mai weist verglichen mit dem Vorjahr eine entschieden schwächere Beteiligung auf. — Die Bewohner des Quartiers hinter dem badischen Bahnhof werden erfreut durch Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, Eröffnung einer Passerelle zur Verbindung von Sperrstraße und Maulbeerweg.

1./2. Bei einer Ersatzwahl in den Großen Rat siegt im zweiten Wahlgang der Kandidat der Konservativen, Red. Otto Zellweger von der „Allgem. Schweiz. Ztg.“

2. Der neu gewählte Pfarrer zu St. Peter, Adolf Preiswerk, wird von Antistes Salis in sein Amt eingeführt.

4. Bei der Allgem. Versammlung des Handels- und Industrievereins werden die statutarischen Geschäfte durchberaten und

wird außerdem ein Gesetzesentwurf gegen unlauteres Geschäftsgebaren behandelt. Der Entwurf soll dem Großen Rate vorgelegt werden.

6. Im Großen Rat wird der Wortlaut des dem Volke vorzulegenden Großratsbeschlusses betr. Proportionalverfahren samt den Motiven festgestellt. Dann wählt die Behörde zum Ersatzrichter V. Settelen, und endlich erledigt sie in erster Lesung den Gesetzesentwurf betr. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

8. Der neu gewählte Reg.-Rat Dr. David erhält die Leitung des Erziehungsdepartements. — Generalversammlung des Allgem. Konsumvereins.

9. Ein Initiativkomite für Erstellung eines Hebeldenkmals wendet sich in einem Aufruf mit der Bitte um Gaben an die Basler Bevölkerung.

10. Mit der heute erfolgten Eröffnung der Tramlinie Missionsstraße-Birsfelden steht das ganze erweiterte Netz in Betrieb. Außer der Stammlinie laufen nun auch eine Verbindung beider Bahnhöfe über die Wettsteinbrücke, die Linie Klaraplatz-Kleinhüningen und die heute eröffnete, alle zusammen eine Länge von $11^1/_2$ Kilometer repräsentierend. — Sitzung des Vereins für Erhaltung baslerischer Altertümer. — Hebelmähli in Hausen.

15. Die Regierung bewilligt Pfr. Saml. Preiswerk, seit 38 Jahren Pfarrer zu St. Alban, die nachgesuchte Entlassung auf den Oktober.

16. Die Ersatzwahl in den Nationalrat für Bundesrat Brenner kam im ersten Wahlgang nicht zu stande. Es machten der radikale Kandidat Reg.-Rat R. Zutt 2697, der konservative, Oberstl. K. Köchlin, 2473 und der sozialistische, Rud. Schweizer, 1995 Stimmen.

17. Konzert der amerikanischen schwarzen Jubiläums-Sänger (fisk jubilee singers) im Münster.

20. Großer Rat. Es wird beschlossen, eine Rheinbadeanstalt auf der Breite zu errichten; dann überweist der Rat den

Anzug Grüninger betr. beförderliche Korrektion der Stadtgegend um Schifflände und Kronengasse. Der Kredit für Ankauf des Hauses Freiestraße 17 wird bewilligt, die Erstellung einer Ofenbatterie beschlossen, in zweiter Lesung das Vermittlungsamt angenommen und endlich ein namhafter Teil des im Sinne einer Verschärfung revidierten Steuergesetzes durchberaten.

20. ff. Im Zoolog. Garten wird eine viel angestaunte Gesellschaft von Arabern vorgezeigt in Verbindung mit einer ägyptischen Ausstellung, vom Impresario Möller.

21. Das Berliner Philharmonische Orchester konzertiert unter Arthur Nikischs Leitung im ausverkauften Musiksaal bei betäubendem Beifall der musikalischen Kreise.

22. ff. In den chemischen Fabriken Basels besteht seit einiger Zeit eine Lohnbewegung, die in diesen Tagen zu einer partiellen Arbeitseinstellung führt.

23. Auch der zweite Wahlgang der Nationalratswahl verlief resultatlos, indem Zutt 3013, Köchlin 2654 und Schweizer 2029 Stimmen machte. Bei dieser Wahl waren zum ersten Mal, obschon sichs um einen zweiten Wahlgang handelte, zum Abgang der Frühzüge auf den Bahnhöfen Stimmurnen aufgestellt. — Bei einem Militärreiten auf der Schützenmatte wurden folgende Teilnehmer mit ersten Preisen ausgezeichnet: 1. Flachrennen, Guide Futterer, Basel; 2. Trabreiten, Dragonerkorporal J. Buensoz; 3. Hürdenrennen für Offiziere, Artillerie-Oberlieut. Müller, Luzern; 4. Hürdenrennen für Unteroffiziere und Soldaten, Dragoner Erzer, Dornach; 5. Jagdrennen für Kavallerie-Offiziere, Lieut. Blancpain; 6. Campagnereiten für Unteroffiziere und Soldaten, Dragoner Erzer, Dornach.

25. Der weitere Bürgerrat erklärt auf Grund juristischer Gutachten die Veräußerung von Land der Chr. Merian'schen Stiftung für statthaft und bewilligt 100,000 Fr. für den Bau eines Opera-

tionssaals im Spital. — Der Streik in der chemischen Industrie wird in den wichtigeren Firmen beigelegt dank den Vermittlungsbemühungen Oberstl. Karl Köchlins (in der Firma J. R. Geigy), Reg.-Rat Philippis und Nat.-Rat Wullschlegers.

28. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1897/98 wird in der Schlußsitzung gewählt Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin.

30. Der dritte Wahlgang der Nationalratswahl ergab das folgende Resultat: Köchlin 3599, Zutt 3264, Schweizer 53 Stimmen. Oberstl. Karl Köchlin, dem viele Sozialisten stimmten, ist somit gewählt. — Die Liedertafel führt im Münster Cherubinis Requiem auf.

Juni 1897.

2. Als ordentlichen Professor für öffentliches Recht an Stelle des nach Bern übersiedelnden Prof. Ludwig v. Salis beruft die Regierung den außerordentlichen Professor Dr. Friedr. Fleiner aus Zürich. — Der Streik der Arbeiter der chemischen Industrie wird durch Vergleich auch in den letzten Firmen, in denen er noch andauerte, beigelegt. Der Erfolg der Arbeiter ist ein mehr formeller (Erlaß einer Lohnordnung), als daß ihnen thatsächlich höhere Löhne bewilligt werden.

Das Preisgericht für ein Wettsteindenkmal erteilt drei zweite Preise von je 1700 Fr. an die Künstler Max Leu von Solothurn in Paris, Gustav Siber in Küßnacht bei Zürich und Adolf Meyer und August Heer in Basel, ferner einen dritten Preis (900 Fr.) an Antonio und Giuseppe Chiattone in Lugano. Ein erster Preis wurde nicht erteilt.

Zu Safran findet im Hinblick auf die bevorstehende Abstimmung über das Proportionalverfahren bei Wahlen (12. u. 13. ds.) eine Versammlung des Wahlreformvereins statt, in der Prof. Ed. Hagenbach-Bischoff die absolute Richtigkeit und Gerechtigkeit des Systems demonstriert.

5. Zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie wird berufen Dr. Franz Berghoff-Ising, d. Z. in Berlin.

8. Die Frequenz der Universität im Sommersemester 1897 weist auf 444 immatrikulierte und 127 nicht immatrikulierte Zuhörer, unter ersteren 2, unter letzteren 9 Damen. Die theologische Fakultät zählt 50, die juristische 44, die medizinische 159 und die philosophische 318 immatrikulierte Zuhörer. Die medizinische Fakultät wird von 2, die philosophische von 9 Damen frequentiert. Dem Kanton Baselstadt gehören an 233 Studierende.

10. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. Schulhausbauten in Kleinbasel wird zum Mitglied des Erziehungsrates gewählt Emil Würy-Flück. Das revidierte Steuergesetz wird ohne Aenderung in erster Lesung erledigt. Eine Petition von Lehrerinnen wird abgewiesen, soweit sie Gleichstellung der Lehrerinnen mit den Lehrern in Bezug auf Besoldung ꝛc. fordert, der Regierung überwiesen dagegen in Betreff auf das Begehren der Zulassung von Frauen zu Schulinspektionen, letzteres zugleich mit einer inhaltlich übereinstimmenden Petition von Basler Damen. Endlich bewilligte der Rat die zum Umbau des Lohnhofs erforderlichen Mittel (312,000 Fr. und 25,000 Fr. für Mobiliar, verteilt auf die Jahre 1897, 1898 und 1899).

12. Es erregt in Basel großes Aufsehen, als gegen Abend die brennenden Trümmer der Brücke von Rheinfelden die Stadt passieren.

12./13. Die Initiative betr. das Proportionalwahlverfahren wird mit 2730 Ja gegen 2634 Nein angenommen. Zum Strafgerichtspräsidenten (an Stelle von Reg.-Rat David) wird gewählt der bisherige Strafgerichtsschreiber Dr. Karl Hübscher, Kandidat der Konservativen; der freisinnige Kandidat, Dr. E. Göttisheim, machte 1920 Stimmen. Ferner wurden gewählt zum Appellationsrichter Prof. Karl Wieland (3970), zum Civilrichter J. Stamm-

Preiswerk (3857) und zum Strafrichter J. Steinegger-Strub (3186), sämtliche gemeinsame Kandidaten der beiden Hauptparteien. Gegen den letztgenannten machte der Sozialist W. Ringele etwas über 500 Stimmen. — Die St. Albangemeinde wählte zum Geistlichen Pfr. Karl Gelzer in Liestal bei schwacher Beteiligung.

13. Der Gesangverein unter Hans Hubers Leitung (in Vertretung des beurlaubten Direktors Volkland) führt im Münster Mendelssohns Paulus auf. Die Solopartien lagen in den Händen von Frl. Vally Hegar (Sopran) in Vertretung des plötzlich erkrankten Frl. Plüddemann (Breslau), Frau Räuber-Sandoz aus Bern (Alt), Emanuel Sandreuter (Tenor) und Prof. Messchaërt aus Amsterdam (Baß).

17. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1896, beschließt eine den Bettag betreffende Aenderung der Gottesdienstordnung und einige durch die kirchliche Neueinteilung von Kleinbasel nötig gewordene formelle Aenderungen der Gottesdienstordnung.

19. Die Regierung beauftragt den Architekten Moser in Karlsruhe mit dem Bau der neuen Pauluskirche (äußere St. Leonhardgemeinde). — Der Schweiz. Lehrerinnenverein hält in Basel seine dritte Jahresversammlung ab, und zwar die ernsten Verhandlungen im Töchterschulhaus an der Kanonengasse, den geselligen Teil mit Nachtessen im Sommerkasino. — Eine Versammlung der sozialistischen Partei im „gold. Hirschen" befaßt sich mit der Frage, inwiefern Nat.-Rat Wullschleger durch seine Finanzgebarung als früherer Redakteur des „Vorwärts" das drohende Eingehen dieses Blattes mit verschuldet habe. Die Versammlung hört eine längere Verteidigungsrede Wullschlegers und — allerdings nicht mit der nämlichen Ruhe — Beschuldigungsreden von zweien seiner Gegner an, und faßt eine Resolution, die zu Gunsten des Arbeiterführers lautet.

20. Ausflug der Historischen Gesellschaft nach Sursee und Sempach, der Liedertafel nach Sulzburg.

24. Der Große Rat beschließt mit Dringlichkeit eine Baulinie an der Ecke von Spalenvorstadt und Leonhardsgraben und Ankauf einer Liegenschaft daselbst. Nach langer Diskussion wird Umbau des Rathauses und Errichtung eines Großratssaal-Gebäudes nach den Plänen der Regierung beschlossen und die Frage der Errichtung eines Verwaltungsgebäudes an der Schifflände an eine Kommission gewiesen.

27. Der Wasserfahrverein St. Johann veranstaltet zur Feier seiner Fahnenweihe ein interkantonales Preiswettfahren auf dem Rhein.

27. ff. Die Jahresfeier der religiösen Gesellschaften unserer Stadt, die sogen. Festwoche, zieht wie üblich eine stattliche Anzahl von Fremden nach Basel.

30. An der Universität erhalten die venia legendi Emil Peter, J. U. D. aus Basel für Jurisprudenz, Dr. phil. Traugott Geering aus Basel für Nationalökonomie und Dr. phil. Johannes Haller aus Livland für Geschichte.

Juli 1897.

1. An Stelle des eingehenden sozialistischen Organs „Vorwärts," das von der Arbeiterpartei herausgegeben wurde, erscheint ein neues tägliches Blatt, „Basler Vorwärts," das als Privatunternehmung herauskommt, daneben aber offizielles Organ der Sozialisten bleibt.

3./4. Delegierten-Versammlung des schweizer. kaufmännischen Vereins mit geschäftlichen Sitzungen im Großratssaal, und geselliger Vereinigung am Abend des 3. im Sommerkasino.

4. Die dem Kantonalturnverband angehörigen Turnvereine veranstalten im Sommerkasino einen geselligen Abend mit Turn- und anderen Produktionen sowie Tanz, dessen Ertrag zur Speisung der

Reisekasse der Vereine dienen soll, denn das eidgenössische Turnfest in Schaffhausen steht vor der Thür.

5. Im Alter von 80 Jahren stirbt Pfr. J. J. Oeri-Burckhardt, der während voller 53 Jahre im basellandschaftlichen Dorfe Lausen des Seelsorgeramtes gewaltet und erst vor Kurzem nach Basel sich zurückgezogen hatte.

8. Großer Rat. In der letzten Sitzung vor den Sommerferien werden nach einer Interpellation über den mangelhaften, ja gefährlichen Schießplatz von Baselstadt eine Reihe von Wahlen (Ersatzrichter in Civil- und Strafgericht, Bestätigung des Untersuchungsrichters) vorgenommen und mehrere Petitionen erledigt, sowie Nachragskredite bewilligt. Sodann wird das neue 7 Millionen-Anleihen sozusagen ohne Diskussion gutgeheißen, die Konzession für eine Chrischonabahn gewährt, der Gesetzesentwurf der Regierung betr. Proportinalverfahren an eine nach den Ferien durch den Großen Rat zu ernennende Kommission gewiesen und endlich die zum Umbau des Museums nötige Summe bewilligt und ein Mehrkredit für Kanalisationsarbeiten gewährt.

8. ffg. Auf dem Barfüßerplatz giebt in einer gewaltigen festgezimmerten Bretterbude der „rumänische Cirkus" Cäsar Sidoli seine Vorstellungen.

10. Die Professoren der Medizin Hagenbach-Burckhardt und Moritz Roth feiern das Jubiläum ihrer 25-jährigen Dozententhätigkeit in Basel. Kollegen und Freunde, ehemalige und jetzige Schüler lassen sichs angelegen sein, sie in jeder Weise zu feiern. Professor Roth wird von der philosophischen Fakultät zum Dr. phil. hon. c. ernannt,

11. Bei der Volksabstimmung über zwei Aenderungen der Bundesverfassung macht Baselstadt mit seiner beispiellos schwachen Beteiligung keine Ausnahme von den andern eidgenössischen Mitständen. Das Schweizervolk nahm an den abgeänderten Artikel 24 betr. Ausdehnung der Wasser- und Forstpolizei in die Niederungen mit

ca. 54,000 gegen 87,000, den Artikel betr. Kompetenzen des Bundes auf dem Gebiete der Lebensmittelpolizei (Art. 65 bis) mit 158,000 gegen 84,000 Stimmen. An diesen Zahlen beteiligte sich Baselstadt mit 2394 Ja und 127 Nein betr. Forstwesen und mit 2409 Ja, 130 Nein betr. Lebensmittelpolizei.

Ein internationales Velorennen auf dem Velodrom des Landhofs erfreut sich lebhaftesten Zuspruchs von Fahrern und Zuschauern. Besonders zeichnet sich aus wie üblich der baslerische Meisterschaftsfahrer Käser. Leider lief der Tag nicht ab ohne einige Unfälle und nicht unbedenkliche Verwundungen.

14. Delegierte der baselstädtischen Vereine beschließen, das St. Jakobfest wie üblich auch 1897 zu feiern und bezeichnen als Präsidenten Redaktor Fritz Brändlin. — Die französische Kolonie begeht im hergebrachten Rahmen die fête nationale.

15. In der Morgenfrühe brennt beim Lisbüchel eine große mit Heuvorräten gefüllte Scheune nieder.

17. Am schweizerischen Unteroffiziersfest in Zürich wird als Vorortsektion für die nächsten 2 Jahre Baselstadt und als nächster Festort (1899) Basel gewählt.

17./18. Der Wiener Männergesangverein „Schubertbund“ trifft, etwa 140 Sänger und eine Anzahl Passive stark, per Extrazug zu einer Schweizerreise hier ein. Er wird von der Liedertafel empfangen und die beiden Vereine tauschen bei verschiedenen geselligen Anlässen mancherlei Komplimente und Ehrungen aus. Ein Konzert am 18. ds. vor ausverkauftem Musiksaale geben die Gäste zu Gunsten der Erholungsstation in Langenbruck und des hiesigen österreichisch-ungarischen Hilfsvereins. In der Morgenfrühe des 20. setzten die Wiener ihre Reise nach Bern fort.

18. In Sissach wird das erste Kantonalschützenfest beider Basel gefeiert. Schon bei den Empfängen und mehr noch bei den Bankettreden klingt vielfach der Gedanke der Wiedervereinigung beider

Kantonsteile durch, so daß eine Erwähnung des Festes auch an diesem Orte sehr angezeigt erscheint. Am Donnerstag, 22. Juli, am sog. offiziellen Tag, sprachen als Vertreter der beteiligten Regierungen Dr. Glaser und Dr. Iselin, beide die Wiedervereinigung nicht abweisend, beide aber betonend, daß deren Herbeiführung den Verhältnissen müsse überlassen bleiben.

27. Von der Preisverteilung am eidgenössischen Turnfest in Schaffhausen kehrt ein großer Teil der konkurrierenden Basler Vereine lorbeergekrönt nach Hause, von einer zahlreichen Menschenmenge empfangen.

31. Die Regierung unterzeichnet den Vertrag mit der Elsaß-Lothringer-Bahn betr. Verlegung von deren Linie vom Centralbahnhof bis zur Landesgrenze und Anlegung einer Güterstation St. Johann. Der Vertrag muß noch vom Bundesrat ratifiziert werden, soll spätestens 2 Jahre nach der Ratifikation ausgeführt sein und dürfte Baselstadt auf ca. 2 Millionen zu stehen kommen.

August 1897.

1. Ein Feuerausbruch zerstört in der Morgenfrühe die Nebengebäude der Brauerei zum „Löwenfels" (früher Brändlin) in der Steinenvorstadt.

4. Wie jetzt bekannt wird, hat der hinter uns liegende Monat Juli mit 311 weitaus die höchste bis jetzt in unserem Kanton erreichte Zahl von Geburten gebracht. — Das Tramnetz der städtischen Straßenbahnen wurde in demselben Zeitraum befahren von mehr als einer halben Million Passagiere.

8. Im Alter von 79 1/3 Jahren stirbt sanft der berühmte Kunst- und Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, über dessen Lebensgang und Bedeutung der Chronist auf die ausführlichen Mitteilungen an anderer Stelle dieses Bandes verweist.

8. ffg. In dem noch immer in Basel weilenden Cirkus Cäsar Sidoli (s. 8. Juli) finden jeden Abend Ringkämpfe statt zwischen

Cirkusathleten und tüchtigen Nationalturnern aus der Bevölkerung. Nachdem an drei Abenden Basler gesiegt hatten, bleibt am 11. und 12. August der Vertreter des Cirkus Meister, dann wird eine Partie Patt gespielt; in jedem Fall aber bilden die Wechselfälle dieser Kämpfe bei einem großen Teile der Bevölkerung das Tagesgespräch.

14. Der Regierungsrat läßt von der heutigen Sitzung kein amtliches Bulletin erscheinen.

15. Auf der benachbarten Gempenfluh wird ein etwa 25 Meter hoher Aussichtsturm eingeweiht, der von Wirten der Umgegend erbaut ist und an Sonntagen gegen ein kleines Eintrittsgeld offen steht. Der Turm bietet, hoch über die Baumwipfel emporsteigend, eine umfassende Rundsicht.

20. ffg. Infolge starker Regengüsse steigt der Rhein ganz beträchtlich an und behält ungewöhnlich lange einen zwar nicht gefährlichen aber doch außergewöhnlich hohen Stand bei.

21. Der deutsche Reichstagsabgeordnete Liebknecht hält vor einer sozialdemokratischen Versammlung in der Burgvogteihalle einen Vortrag über die gegenwärtige politischen Zustände in Deutschland.

22. Im Velodrom Landhof werden vom Cirkus Sidoli Pferderennen und Velowettfahren veranstaltet. — Der Schweiz. Buchbindermeisterverein hält in Basel seine Generalversammlung.

23. Zum außerordentl. Professor wird ernannt der bisherige Privatdozent Dr. Rud. Thommen. — Das Strafgericht wählt zu seinem Schreiber an Stelle des zum Präsidenten vorgerückten Dr. Hübscher aus einer Reihe von Bewerbern Dr. Franz Girard.

26. Das St. Jakobsfest vollzieht sich in den üblichen Formen und bei nicht ungünstigem Wetter. Festpräsident war Red. Fritz Brändlin, Festredner Prof. Alb. Burckhardt-Finsler. Die Art und Weise, wie das Fest begangen wird, bleibt seit Jahrzehnten im Wesentlichen dieselbe; die Zahl der Teilnehmer aber nimmt von Jahr zu Jahr und an den letzten Festen besonders rasch zu.

29., 30., 31. Im obern Kasinosaal tagt unter dem Vorsitz von Dr. Th. Herzl (Wien) der Zionistenkongreß, d. h. die Zusammenkunft solcher Juden, die die Rückkehr des Volkes Israel aus der Diaspora nach dem Gelobten Land und eine neue Belebung des nationalen jüdischen Gedankens anstreben. Zu den Kongreßteilnehmern, die aus allen Gegenden Europas in großer Zahl zusammengeströmt waren, gehörte der bekannte Pariser Schriftsteller Max Nordau. Ein greifbares Resultat des Kongresses liegt nicht vor. Die der Bewegung günstig gesinnten Juden betrachten es aber als einen großen moralischen Gewinn, daß das Interesse für die zionistische Bewegung in die weitesten Kreise der Juden und der europäischen Kulturnationen getragen wurde.

29. Die Batterie Nr. 28 rückt in die Vorkurse zur Vorbereitung auf den Truppenzusammenzug ein; zunächst bezieht sie Kantonnemente in Oensingen, das sie in einem Tagesmarsch über den obern Hauenstein erreicht.

31. Das Bataillon Nr. 54 folgt der Batterie. Seine Vorkurs-Kantonnemente sind ihm in Hägendorf, Kappel und Wangen b./O. angewiesen. Ein Extrazug bringt die Truppen nach Olten.

September 1897.

3. Auf der Durchreise zu den großen deutschen Kaisermanövern in der Nähe von Hamburg passiert das italienische Königspaar im Extrazug die Stadt Basel, auf dem Centralbahnhof begrüßt von den diplomatischen und konsularischen Vertretern Italiens in der Schweiz, auf dem Badischen Bahnhof von der hiesigen italienischen Kolonie und dem General Engelbrecht als Vertreter des deutschen Kaisers.

8. ffg. Während mehr als 10 Tagen bleibt infolge heftiger Regengüsse in der ganzen Schweiz der Rhein beständig auf der außergewöhnlichen Höhe zwischen 3 und 4 Meter über dem Pegel, übersteigt sogar wiederholt die 4 Meter und gelangt hart an die Grenze, wo seine Höhe Schaden angerichtet hätte.

9. Bei einer Konferenz in Sachen des Umbaus des Basler Centralbahnhofs, bei der die Interessen unserer Stadt vertreten waren durch die Reg.-Räte Reese, Speiser und Philippi sowie die Großräte Dr. Karl Stehlin und Alfons Burckhardt wird trotz langen Beratungen eine Einigung nicht erzielt. Es besteht darum die Befürchtung, der Entscheid werde durch das den Forderungen Basels offenbar nicht günstig gestimmte eidgenössische Eisenbahndepartement in einer für uns unerwünschten Weise gefällt werden.

10. ffg. Die Armeekorpsübungen des II. Armeekorps finden in der Gegend von Zofingen bis Lenzburg statt. Die Basler, die bekanntlich der 5. Division angehören, machen den durch das ungünstige Wetter beeinträchtigten Dienst mit. Er schließt am 16. ab mit einer dank dem beispiellos schlechten Wetter fast zur Farce verzerrten Inspektion auf dem Langelenfeld bei Hendschikon. In der Nacht vom 16. zum 17. trifft um 10 Uhr das Bataillon 54, um 4 Uhr die Batterie 28 per Eisenbahn zu Hause ein.

20. Eine Ausstellung von gegen 90 Bildern Arnold Böcklins, davon ²/₃ aus baslerischem Privat- oder öffentlichem Besitz, wird im Oberlichtsaal der Kunsthalle eröffnet zur Feier von des Meisters 70. Geburtstag (16. Oktober). Am Abend wird die Eröffnung in der Kunsthalle-Restauration durch ein bescheidenes Bankett begangen. Schon am darauffolgenden Tag findet sich eine Menge von Besuchern, darunter viele Fremde, zum Besuche der Ausstellung ein.

Die Theatersaison wird eröffnet mit einer Aufführung von Meyerbeers „Hugenotten."

24. Im Alter von 69 Jahren stirbt plötzlich Pfarrer Joh. Wirz, Hausvater am Kinderspital, früher Pfarrer in Tenniken und an der evangelischen Diasporagemeinde Allschwil.

25.—27. Der Schweiz. Ingenieur- und Architektenverein hält in Basel seine Jahresversammlung ab. Die meisten Vereinsanlässe vollzogen sich im Stadtkasino. Bei der Hauptverhandlung am Sonntag,

26., sprach Reg.-Rat Reese über die bauliche Entwicklung Basels während der letzten 14 Jahre. Der Verein ließ sich am Montag die Pläne auch vieler hervorragender Privatbauten der Stadt vorweisen und nahm diese selber in Augenschein. Ferner wurden die Elektrizitätswerke Alioth (in Münchenstein) und Rheinfelden besichtigt. Auch die baslerische Gastfreundschaft kam den Gästen zu Gute.

27. Der frühere Stadtkassier Daniel Jäcklin-Hirt, einer der ältesten Basler und ein ehrwürdiger Vertreter Alt-Basels stirbt im 88. Lebensjahr.

27. ffg. Eine Kalmückenkarawane mit den zugehörigen Tieren und aller sonstigen Installation wird im Zoolog. Garten ausgestellt.

28. Auf der Safranzunft wird ein Tierschutzverein gegründet, dem an Ort und Stelle etwa 100 Mitglieder beitreten.

30. Großer Rat. Die Kommission zur Vorberatung des Gesetzesentwurfs betr. Proportionalwahlverfahren wird nach den Vorschlägen der radikal-demokratischen Gruppe mit Dr. H. Völlmy als Präsidenten gewählt; für Korrektion der Freien Straße und der Rüdengasse das Expropriationsrecht bewilligt und das Armengesetz in erster Beratung erledigt, wobei vorgesehen wird, daß auch Frauen als Armenpfleger zulässig sind.

Oktober 1897.

2. Der Neubau der Rebleuten-Zunft an der Freien Straße, in den eben erst aus der nun dem Abbruch geweihten Schuhmachernzunft der Ausschank der Aktienbrauerei eingezogen ist, wird durch ein solennes Zunftessen eingeweiht; die Anwesenheit einer größern Zahl offizieller Gäste verleiht ihm besondern Glanz.

3. Mit einem von 63 Fahrern benutzten Grümpelrennen auf dem Landhof und nachfolgendem zweiten Akt in der Burgvogteihalle schließt die diesjährige Velosaison ab.

5. In der Schmiedenzunft halten das Centralkomite des Schweizerischen Sonntagsvereins und die Delegierten der kantonalen Sonn-

tagsvereine ihre Sitzung ab. Dr. Ad. Bieder präsidiert. Am Vormittag berichtete Pfarrer Probst (Horgen) über die internationale Sonntagskonferenz dieses Sommers in Brüssel. Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Schützenhaus referieren die Pfr. Ed. Thurneysen und Gambini über das Thema „der Staat und der Sonntag.“ Den Tag beschließt eine Versammlung in der Matthäuskirche, wo Dr. L. Rütimeyer und Prof. Barth aus Bern von hübschen Gesang- und Musikdarbietungen umrahmte Vorträge über den Sonntag halten.

Pfarrer Austein, der seit 37 Jahren am Bürgerspital thätig war, reicht dem Pflegamt sein mit Rücksichten auf sein Alter begründetes Rücktrittsgesuch ein.

6. Es wird an der Gerbergasse ein ca. 2½jähriges Knäblein ausgesetzt, ohne daß es gelingt, der Angehörigen habhaft zu werden. Auf deren Entdeckung setzt die Polizei 100 Fr.

10. Bei einem Rennen auf dem Landhof erringt die Meisterschaft von Baselstadt für 1897/98 Eduard Meyer.

14. Großer Rat. Nach Ratifikation von 36 Bürgerrechtsbegehren werden beschlossen der Kauf der Liegenschaft Hebelstraße 5, der Umbau des Pfarrhauses der St. Albangemeinde und ein Beitrag an den Fußgängerübergang an der Sperrstraße. Hierauf nimmt der Rat das Steuergesetz in zweiter Lesung an, weist den Rekurs der Anwohner der Weißen Gasse gegen den Bau eines Stalles wie auch ein Gesuch des Strafgerichts um Begnadigung eines gewissen K. zurück und wendet sich dem Wirtschaftsgesetz zu, das lange zur Umarbeitung bei einer Redaktion lag.

16. Der 70. Geburtstag Arnold Böcklins wird für alle Verehrer des Meisters sowie für die Kunstfreunde im Allgemeinen zu einem festlichen und für Basel besonders ehrenvollen Tag. Nachdem schon am Vorabend an dem Haus an der Gerbergasse, das an der Stelle von Böcklins Geburtshaus steht, eine Gedenktafel angebracht worden war, richtete der Regierungsrat an den Jubilaren das fol-

gende Glückwunschtelegramm: „Herrn Professor Arnold Böcklin, San Domenico, Florenz. Im Namen Basels entbietet seinem großen Bürger Arnold Böcklin zur ruhmvollen Feier des siebenzigsten Geburtstages Gruß und Glückwunsch der Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt." Ferner beschloß er, der bisherigen Sundgauer-Straße den Namen Arnold Böcklin-Straße zu geben. Das Komite eines auf den 23. ds. zu arrangierenden Böcklinfestes sandte an den Meister das folgende Telegramm:

Ist auch ein kurzer Traum nur unser Leben,
Dir ward es zur Unsterblichkeit gegeben.
Vom Ruhmesglanz, der deine Stirne schmückt,
Ein Abglanz auch die Vaterstadt beglückt,
Die dankbar wünscht dem teuren Jubilaren
Manch Lustrum noch zu seinen 70 Jahren.

Der Bundesrat ließ durch den schweizerischen Konsul in Florenz eine Adresse überreichen, Vereine und Körperschaften des In- und Auslandes stellten sich mit Ehrungen, Zuschriften und Telegrammen aller Art ein.

17. Erstes Abonnementskonzert des Winters. Dabei tritt zum ersten Mal nach mehrmonatlichem Urlaub Kapellmeister Dr. Volkland wieder auf. Als Solisten wirken mit Frl. Margar. Kuntz (Alt) aus Frankfurt a./M. und Frl. Anna Hegner (Violine) aus Basel. Es herrscht diesen Winter ein besonders lebhaftes Musiktreiben, indem an Stelle der Kammermusikabende der Allg. Musikgesellschaft eine ganze Anzahl von Serien ähnlicher Art treten, die vom Gesangverein oder von einzelnen Künstlern privatim unternommen werden.

17. ffg. Gastspiel des Schlierseer Bauerntheater-Ensembles im Stadttheater.

18. ffg. Die Jahresversammlung der amtlichen Statistiker und der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft unter dem Vorsitz von Reg.-Rat R. Philippi war besucht von etwa 60 Mann. Es hielten

Vorträge u. a. die Basler Prof. Fritz Burckhardt, Prof. Th. Kozak, Dr. Traug. Geering, Dr. Fritz Egger (an Stelle des im Programm vorgesehenen Prof. Massini) und Prof. Alb. Burckhardt-Friedrich. Am ersten Tag wurde ein von der Regierung angebotenes gemeinsames Essen im Sommerkasino eingenommen, am Dienstag versammelte man sich nach erschöpfter Traktandenliste im neuen Saal der Reblentenzunft.

19. Am Vormittag 11 Uhr wird in den Gemäldesälen der öffentlichen Kunstsammlung zur Erinnerung, daß 1897 das 4. Jahrhundert seit Hans Holbeins des Jüngeren Geburt voll wird, eine Holbein-Ausstellung eröffnet. Sie enthält sämtliche Gemälde des Meisters aus unserer Sammlung, ferner Federzeichnungen, Original-Holzstöcke u. dgl., aus fremden Sammlungen manches Originale, vor allem die Solothurner Madonna, außerdem aber das ganze übrige Lebenswerk des Basler Künstlers in guten Nachbildungen.

20. Der Gewerbeverein beschließt im Jahre 1900 eine kantonale Gewerbe-Ausstellung zu veranstalten.

23. Die öffentliche Feier von Arnold Böcklins Geburtstag in der Vaterstadt war vom wirklichen Tage (16. Okt.) um eine Woche verschoben und mit dem Schluß der Böcklin-Ausstellung kombiniert worden. Er waren schon am 22. die Bundesräte Brenner, Deucher und Ruffy eingetroffen und die Liedertafel hatte sie mit einer Serenade erfreut. Am eigentlichen Festtag, 23., hielt Vormittag 11 Uhr Prof. Heinrich Wölfflin im obern Kasinosaal vor den Spitzen der Behörden und einheimischen wie ausländischen Kunstfreunden und einem sonstigen auserwählten Publikum die Festrede. Als Vertreter des Künstlers waren erschienen dessen Sohn Carlo aus Florenz und der 73 jährige Bruder Werner aus Burlington (Nord-Amerika). Am Abend um 6 Uhr wurde im Theater ein Festspiel von Rudolf Wackernagel aufgeführt und endlich folgte um 8 Uhr im Musiksaal ein sehr stark besuchtes und belebtes Bankett, an dem der

Künstler in Wort (Prof. Albert Burckhardt-Finsler, Bundespräsident Deucher, Reg.-Rat David u. a.), Spiel, Musik und ähnlichen Darbietungen viel gefeiert wurde.

24. Nach fast 39-jähriger Amtsthätigkeit zu St. Alban tritt Pfarrer Samuel Preiswerk, Vater, aus dem Kirchendienst zurück und verabschiedet sich von seiner Gemeinde.

26. Der Cyklus der Akademischen Vorträge dieses Winters beginnt vor übervoller Aula mit einem Vortrag Professor Andreas Heuslers über „einen Hohenzollernfürsten des 15. Jahrh." (Markgraf Albrecht Achilles.)

27. Die Messe wird eingeläutet; doch bietet sie in diesem Jahre des Sehens- und Erwähnenswerten nichts. — Pfarrer Karl Stockmeyer in Sissach nimmt einen Ruf an als Hausvater des theologischen Alumneums an Stelle des nach Bern übersiedelnden Pfarrers A. Haller.

28. Großer Rat. Nach Festsetzung einer Baulinie im Lohnhofgäßchen wird die Revision des Wirtschaftsgesetzes in erster Lesung zu Ende geführt und darauf gegenüber einem Anzug Stadelmann auf Gründung eines Technikums Tagesordnung beschlossen.

29. Die Eliten des Untern Gymnasiums geben ein Konzert in der Martinskiche zu Gunsten eines Hebeldenkmals, das 700 Franken abwirft.

31. Die französische Kolonie begiebt sich am heutigen Sonntag auf den Kannenfeldgottesacker, um auf den bevorstehenden Allerseelentag hin die Gräber der hier gestorbenen Internierten zu schmücken. — Der neugewählte Helfer zu St. Alban, Karl Gelzer, wird im Münster in feierlichem Gottesdienst durch Antistes v. Salis in sein Amt eingeführt.